

Gottfried Locher: Was Weihnachten bedeutet

Nummer 52/53 – 23. Dezember 2020 – 88. Jahrgang
Fr. 9.– (inkl. MwSt.) – Euro 6,90

DIE WELTWOCHHE



Menschen und Gespräche

Ignazio Cassis, Leila Slimani, Douglas Murray, Sucharit Bhakdi, Joe Biden, Megan Thee Stallion, Thomas Süssli, Tamy Glauser und Dominique Rinderknecht
Marc Hirschi, Clemens Fuest, Chris von Rohr über John Lennon, u. v. a. m.

406900 707761 7
52



COLLECTION

Villeret



IB
1735
BLANCPAIN
MANUFACTURE DE HAUTE HORLOGERIE

RUE DU RHÔNE 40 · 1204 GENEVA · TEL. +41 (0)22 312 59 39
BAHNHOFSTRASSE 28 · PARADEPLATZ · 8001 ZÜRICH · TEL. +41 (0)44 220 11 80

Willkür gegen Wirte

Es braucht jetzt die ganze Schweiz: Mit diesem Satz rechtfertigte Bundespräsidentin Simonetta Sommaruga die neuesten Corona-Massnahmen aus Bern.

Die bundesrätlichen Verfügungen zerstören Unternehmen und Existenzen, aber die Bundespräsidentin spürt davon nichts. Sie wird ihren Lohn von einer halben Million Franken jährlich trotzdem auf dem Konto haben.

Und hören wir gleich auf, von Massnahmen zu sprechen. Es sind Verbote und Diktate, wie es sie in der Schweiz noch nie gegeben hat.

Als grössten Feind hat die Politik die Gastrobranche ausgemacht. Die Evidenz dafür ist null: Gemäss offiziellen Zahlen ereignen sich nur 2,8 Prozent der Neuansteckungen in Bars und Restaurants.

Mattea Meyer, Co-Präsidentin der SP, gibt die Willkür zu. Man wisse es nicht genau, aber es sei «naheliegender», dass sich viele in den Restaurants anstecken. Offenbar dürfen heute in der Schweiz schon auf der Grundlage blosser Annahmen kerngesunde Betriebe geschlossen werden.

Es ist ein Angriff des Staates auf die freie Gast- und Marktwirtschaft.

Und ist es nicht viel «naheliegender», dass sich die Leute statt in den abgesicherten Restaurants im öffentlichen Verkehr anstecken? Davon redet niemand. Der öffentliche Verkehr ist eine heilige Kuh der Journalisten und der Politik.

Auch die Empfehlung, aufs Auto umzusteigen, diesen rollenden Schutzanzug, hört man nicht. Es wäre gegen die Klima-Ideologie der Grünen. Die Ansteckungszahlen für den ÖV gibt das Bundesamt für Gesundheit (BAG) nicht einmal bekannt.

Unehrllichkeit ist Trumpf. Das kommt daher, dass die Politiker keinen Preis für ihre Befehle bezahlen müssen. Vielleicht sollte man allen Bundesräten, Parlamentariern und Experten, die Betriebe schliessen wollen, den Lohn halbieren. Mal sehen, wie viele Verbote übrigblieben.

Alle reden für die Medien-Galerie. Die schärfsten Shutdowns und Sicherheitsvorschriften fordert SP-Chef Cédric Wermuth. Seinen bürgerlichen Gegnern wirft er vor, ihre «zynische Politik» töte Menschen.

Wenn die Kameras nicht mehr laufen, sieht es Wermuth entspannter. Da sitzt auch er während

der letzten Session maskenfrei mit seinen Genossen zu sechst an einem Vierertisch bei Speis und Trank.

Alle Schweizer sind gleich, nur die Politiker sind etwas gleicher. Für sie gelten die strengen Regeln nicht, die sie dem Land verordnen.

Bürgerliche schieben im Bundeshaus die Tische in der Cafeteria zusammen. Abstand hält niemand. Masken tragen die wenigsten.

Den Restaurants draussen verordnen sie frühe Sperrstunden. In ihrem eigenen Restaurant im Bundeshaus («Galerie des Alpes») tafeln die Politiker fröhlich bis 22 Uhr.

Unseriöser, willkürlicher geht's nicht mehr.

Oder doch? Die Wirte werden hart gebüsst, wenn sie ihre Sicherheitskonzepte nicht einhalten. Jetzt lesen wir, in Alters- und Pflegeheimen schießen die Todesfallzahlen hoch. Warum? Haben die Heime mit ihrem internationalen Personenfreizügigkeits-Pflegepersonal taugliche Sicherheitskonzepte? Halten sie sie ein? Müssen die Verantwortlichen auch hier Bussen zahlen, wenn sie Fehler machen?

Manuel Battégay, Task-Force-Mitglied, äusserte in der «Arena» den entlarvenden Satz: «Es geht einerseits um die Toten und die Kranken. Es geht aber andererseits auch um unser Gesundheitswesen, nachweislich eines der besten der Welt. Dieses Vertrauen dürfen wir jetzt nicht verlieren.»

Die Gastrobranche muss also zumachen, damit die Schweizer ihrem Gesundheitswesen weiterhin vertrauen können. Dabei ist die Gastrobranche gar kein relevanter Treiber der Infektionen.

In diesem Battégay-Satz bündelt sich die ganze Absurdität. Man macht etwas, das nichts nützt, damit etwas anderes besser aussieht, als es ist.

Seit Jahren rechtfertigt Gesundheitsminister Alain Berset die steigenden Prämien mit der Behauptung, die Schweiz bekäme das beste Gesundheitswesen der Welt, eine unschlagbare Armee mit brillantem Personal und nur den besten Waffen im Krieg gegen Seuche, Krankheit und Unfall.

Die Pandemie zeigt, dass die beste und teuerste Armee der Welt für den Ernstfall nicht bereit ist. Das ist keine Kritik an den Ärzten und den Pflegern. Es ist eine Kritik an den Chefs und politisch Verantwortlichen. Sie haben versprochen und kassiert, aber nicht geliefert.

Im Frühling fehlte es an Material. Pandemie-Notfallpläne waren nicht umgesetzt. Acht Monate später heisst es, das Personal sei knapp und überfordert. Man warnt bereits vor einem gewaltigen Kollaps.

So muss nun die ganze Schweiz zusammenstehen, verzichten, Einschränkungen, die keinen Sinn ergeben, auf sich nehmen, damit die heiligste aller heiligen Schweizer Kühe, Alain Bersets Gesundheitswesen, ohne Verlust an Vertrauen und Ansehen durch den Winter kommt.

Die Wirte sollen sich für Berset opfern, damit Berset mit seinem Departement gut dasteht. Berset und Kollegen aber opfern nichts. Sie befehlen. Ohne Risiko bei vollem Lohn.

Das Mindeste, was die Politik jetzt tun kann, ist, die Opfer ihrer willkürlichen Berufsverbote so weit wie möglich zu entschädigen.

Nicht mit Schulden auf Kosten unserer Kinder, sondern mit den Milliarden, die unter dem Titel Entwicklungshilfe jedes Jahr ins Ausland verschoben werden. R. K.

Wir behandeln viele Stars – am häufigsten den grauen und den grünen.

Augenchirurgie. Eines der Fachgebiete in Ihrer Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. pyramide.ch

Spitze für Sie.



Douglas Murray, Tamy Glauser und Dominique Rinderknecht, Sucharit Bhakdi, Thomas Süssli – schöne und geruhige Festtage!

Der britische Bestseller-Autor Douglas Murray blickt zurück auf die Umwälzungen von 2020, vom Bildersturm im Nachzug der Rassenunruhen in den USA, über den Transgender-Wahn, die Abwahl Donald Trumps bis zu Europas fehlendem Willen im Kampf gegen den islamistischen Terror. Er diskutiert, wie die Pandemie das Weltgeschehen beeinflusst und wirft den Blick zurück auf den Ursprung der Plage. Chinas Regierung habe die Welt über deren Gefährlichkeit belogen, sie habe Wissenschaftler verschwinden lassen und das Virus in die Welt entweichen lassen. «Wir können mit Sicherheit sagen: Im Jahr 2020 war die Kommunistische Partei Chinas der schlimmste Akteur auf der ganzen Welt», so Murray im Gespräch mit Urs Gehrig. Peking müsse für den entstandenen Schaden bezahlen. **Seite 20**

Sie waren das Aushängeschild von gleichgeschlechtlichen Paaren: die ehemalige Miss Schweiz Dominique Rinderknecht und das Model Tamy Glauser. Vier Jahre lang lebten sie die Liebe im Kerzen- und Scheinwerferlicht und kämpften für die Ehe für alle. Kurz bevor die Ehe für alle Tatsache wurde, trennten sich die beiden. Aber sie haben nicht aufgehört, sich zu lieben. Ein Interview über das Wesen der Liebe, die Wege von Beziehungen und die Lust und Last des Lebens. **Seite 28**

Ihr Bestseller «Corona – Fehlalarm?» ist mittlerweile in sechs Sprachen übersetzt worden, ihre Videos auf Youtube haben ein

Millionenpublikum erreicht. Die Professoren Karina Reiss und Sucharit Bhakdi haben unter Corona-Skeptikern international Kultstatus erreicht. Alex Baur hat das Forscher-Paar in der Nähe von Kiel besucht. Das war insofern nicht ganz einfach, als die beiden fast nur schlechte Erfahrungen mit Journalisten gemacht haben. Kaum einer war bereit, sich ernsthaft mit ihren Erkenntnissen auseinanderzusetzen; den meisten ging es nur darum, Bhakdi und Reiss als

angebliche Verschwörungstheoretiker zu überführen. Tatsächlich befassen sich die beiden seit Jahrzehnten mit Infektionen und Seuchen, sie forschten in der Top-Liga, wurden mit Preisen geehrt und waren allgemein geachtet – bis sie die ihrer Ansicht nach übertriebenen Reaktionen auf Covid-19 kritisierten. Doch wo Gegenrede unterdrückt wird, ist die Wissenschaft am Ende, beginnt der Glaube. Allein schon deshalb ist es interessant, sich mit Reiss und Bhakdi auseinanderzusetzen. **Seite 36**



Es war ein Einstand von null auf hundert, als Thomas Süssli, 54, Anfang Jahr den Armeechefposten übernahm. Gleich im Frühling leitete er wegen Corona die grösste Mobilmachung seit 1948. Aber auch sonst steht der ehemalige Milizsoldat, der als Wirtschaftsinformatiker Karriere machte, vor wegweisenden Herausforderungen. Sorge bereiten allen voran die Bestände; bis zum Ende des Jahrzehnts werden dem Schweizer Militär rund 30 000 Mann fehlen. Um mehr Menschen abzuholen, werde es einen «Kulturwandel» brauchen, wie Süssli im Jahresendgespräch mit der *Weltwoche* ausführte. **Seite 56**

Wir danken Ihnen, liebe Leserinnen und Leser, für Ihr treues Interesse und wünschen Ihnen schöne Festtage. Alles Liebe und Gute für Sie und Ihre Familien im neuen Jahr, Glück, Erfolg und Gesundheit! Die nächste Ausgabe erscheint am Donnerstag, 7. Januar 2021.

Ihre Weltwoche

IMPRESSUM

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Die Weltwoche erscheint donnerstags.

Redaktion und Verlag: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, www.weltwoche.ch, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, verlag@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch.

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91, E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch.

Jahresabonnement Inland Fr. 346.– (inkl. MwSt.). Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.). Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

Chefredaktor: Roger Köppel. **Verlagsleitung:** Sandro Gianini. **Betriebsleitung:** Samuel Hofmann. **Corporate Publishing:** Florian Schwab.

Anzeigenverkauf: Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch. **Online-Vermarktung:** GLA United. E-Mail: weltwoche@gla-united.com

Druck: Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See. Die Weltwoche wird gedruckt in der Schweiz auf schweizerischem Papier, das auf der Basis von hochwertigem Durchforstungsholz, Altpapier und Zellulose hergestellt wurde. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

#bornelectric



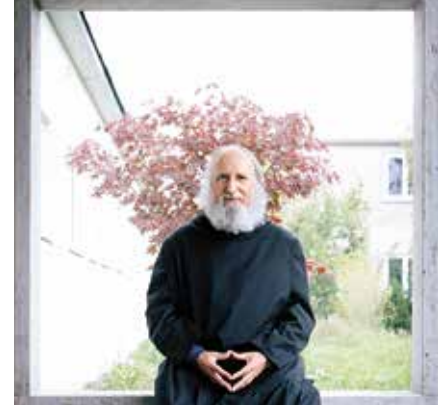
VORFREUDE AUF DAS NEUE JAHR.
MIT DEM ERSTEN BMW iX.



«Auf gutem Weg»: Ignazio Cassis. Seite 44



Prosit: Gläuser, Rinderknecht. Seite 28



Das Glück in uns: Anselm Grün. Seite 80

SPEZIAL: MENSCHEN UND GESPRÄCHE

- 3 Editorial
- 4 Intern
- 8 Eilmeldung
Stille Nacht, gefährliche Nacht
- 9 Peter Rothenbühler
Lieber Christophe Darbellay
- 10 Tagebuch Vreni Schneider
- 13 Bern Bundeshaus
Parlamentarier brechen Corona-Regeln
- 14 Blick in die Zeit
- 16 Personenkontrolle
- 16 Verführung zum Schuldenmachen
- 18 Mörgeli Dreifacher Lockdown
mit doppelter Monika
- 18 Verkehrte Botschaften
Paul Seger, Botschafter in Berlin
- 19 Peter Bodenmann
Kapitalismus als Seuche
- 20 Douglas Murray, Bestseller-Autor
«China hat diesen Crash verursacht»
- 22 Inside Washington
- 26 Impfe sich, wer kann
Impfskeptiker gab es schon immer
- 28 Tamy Gläuser und Dominique Rinderknecht
Liebe und Leben
- 32 Wie korrupt ist der Biden-Clan?
Peter Schweizers über seine Recherchen
- 34 Frauen des Jahres
- 36 Sucharit Bhakdi, Epidemiologe
Leitfigur der Corona-Skeptiker
- 39 Kann Petra Gössi den Freisinn retten?
- 40 Pechvögel und Glückspilze
- 42 Schweiz Was sich geändert hat
- 44 Ignazio Cassis, FDP-Bundesrat
«Fast ein bisschen stolz»
- 47 Brief aus Schanghai

- 48 Give Peace a Chance
Chris von Rohr über John Lennon
- 50 Apps des Jahres
- 51 Katharina Fontana
Mysterium der Ausschaffung
- 52 Die klügsten Köpfe des Jahres
- 54 Barbara Amiel-Black
«Oper, Sex und Kleider»
- 56 Thomas Süssli, Armeechef
«Das fing in der Pfadi an»
- 59 Hansrudolf Kamer
Turbulenzen ohne Absturz
- 60 Megan Thee Stallion, US-Rapperin
- 62 David Starkey, Historiker
Einer, der die Dinge beim Namen nennt
- 64 Aloisia Steiner, Ordensfrau
- 65 Kurt W. Zimmermann
Brief an die Vergangenheit
- 66 Prinz Asfa-Wossen Asserate
«Wir sind alle Äthiopier»
- 70 Johannes Läderach, Unternehmer
«Wir lassen Begabungen freien Lauf»
- 72 Europas mächtigste Dynastie
Die Geschichte der Habsburger
- 74 Clemens Fuest, Ökonom
«Die Erholung könnte schnell erfolgen»
- 77 Mirjam Jäger, Influencerin
Leben mit Adrenalin
- 78 Marc Hirschi, Radprofi
«Zuvorderst, ganz allein»
- 80 Anselm Grün, Mönch «Wir sind
der Stall, in dem Jesus geboren wurde»
- 85 Henryk M. Broder
«Wegen Auschwitz in die Politik»
- 86 Leserbriefe
- 87 Nachrufe
Flavio Cotti; Fritz Wernli
- 88 Beat Gygi
Pensionskassen-Experimente

LITERATUR UND KUNST

- 89 Ikone der Woche
- 90 Leïla Slimani
Französisch-marokkanische Kultfigur
- 92 Propheten als Gesellschaftskritiker
Entstehung der Heiligen Schrift
- 94 Gershom Scholem
Später Ruhm des grossen Denkers
- 96 Fluch und Segen
Astrid Lindgrens «Pippi Langstrumpf»
- 97 J. K. Rowling
Kindermärchen mit politischer Brisanz
- 98 Paavo Järvi, Chefdirigent
Grossartig verrückt
- 100 Wer lesen will, muss schreiben
Islands begnadete Buchautoren
- 102 Dolly Parton
Die Country-Ikone wird 75

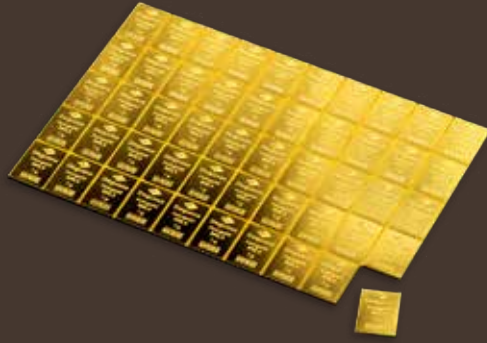
LEBEN HEUTE

- 104 Wunderbare Welt
- 104 Unten durch
- 105 Fast verliebt
- 106 Sehnsuchtsorte
- 107 Lebensläufe Lejla Sadikaj, Turnerin
- 107 Thiel
- 108 Essen
- 108 Wein
- 109 Auto
- 109 Objekt der Woche
- 110 Zeitzeichen
- 110 Fragen Sie Dr. M.
- 111 Abendessen mit... Benoît Gouez
- 112 Rebellin im Establishment
Kuratorin Koyo Kouoh
- 114 Tamara Wernli
Die «Lex Gipfeli» ist super!

Degussa



GOLD UND SILBER.



DEGUSSA: DIE EINFACHSTE ART, IN EDELMETALLE ZU INVESTIEREN.

Der Goldpreis ist nicht nur dieses Jahr beachtlich angestiegen. Bereits seit 6'000 Jahren ist Gold die stärkste Währung und damit ein grundsätzliches Investment. Der Name Degussa steht weltweit wie kein anderer als Synonym für Edelmetalle. Als grösster banken-unabhängiger Edelmetallhändler in Europa beraten wir Sie umfassend bei Ihrer Anlage in physische Investmentbarren und -münzen. Alle Degussa Barren sind LBMA-zertifiziert und verfügen über eine Banken-Valorennummer. Gerne können Sie Ihre Wertanlagen auch in Ihrem Schliessfach bei uns lagern.

Weitere Informationen und Onlineshop unter:

DEGUSSA-GOLDHANDEL.CH

VERKAUFGESCHÄFTE:

Bleicherweg 41 · 8002 Zürich
Telefon: 044 403 41 10

Quai du Mont-Blanc 5 · 1201 Genf
Telefon: 022 908 14 00



ZÜRICH | GENF | FRANKFURT | MADRID | LONDON

Stille Nacht, gefährliche Nacht

In der Heiligen Nacht, im hilflosen Kind in der Krippe steckt eine subversive Kraft gegen Welterlösungsansprüche aller Art.

Gottfried Locher

Auf den ersten Blick könnte man meinen, Weihnachten sei harmlos. Kerzenlicht und besinnliche Musik, ein fröhliches Fest im Familien- und Freundeskreis. Nicht zu vergessen die strahlenden Kindergesichter beim Auspacken der Geschenke. Wer sich allerdings Zeit zum Lesen nimmt, entdeckt hinter dem Fest eine weniger harmlose Geschichte. Sie steht in der Bibel (Lukas, 2. Kapitel) und handelt von einer Geburt, die mangels Unterkunft etwas improvisiert daherkommt, aber unspektakulär ist. Viel aufregender ist das himmlische Rahmenprogramm:

«Es waren Hirten auf dem Felde, die hüteten des Nachts ihre Herde. Der Engel des Herrn trat zu ihnen, und die Klarheit des Herrn leuchtete um sie; und sie fürchteten sich sehr. Und der Engel sprach zu ihnen: Fürchtet euch nicht! Siehe, ich verkündige euch grosse Freude, die allem Volk widerfahren wird; denn euch ist heute der Heiland geboren.» Anders gesagt: In einer armseligen Futterkrippe in einem nach Schafmist stinkenden, ungeheizten Stall in einem bisher gottvergessenen Nest im Hinterland von Jerusalem liegt ein Kind wie kein zweites. Es ist gekommen, die Menschen aus ihrer Unfreiheit zu befreien.

Lichterfest des angeblichen Friedens

Das kann man nun glauben oder auch nicht. Unbestreitbar ist die nachhaltige Wirkung auf die Weltgeschichte. Schon König Herodes, damals von Rom zur Beherrschung des Landes Judäa eingesetzt, war *not amused* über die Geburt dieses angeblichen Gegenkönigs. Zur Sicherheit schickte er seine Schergen aus, alle Neugeborenen im Land zu töten. Der vermutlich fiktive Kindermord wurde zum Symbol für bittere historische Realitäten. Schlimmstes Beispiel wurde das Naziregime, das Weihnachten brandgefährlich fand. Ein hilfloses Kindlein in der Krippe passte schlecht zur Wahnvorstellung des kraftstrotzenden Übermenschen. Am liebsten hätte das Regime das Christfest



ganz aus dem Kalender gestrichen. Doch in der Volksseele war die Weihnacht viel zu tief verwurzelt, als dass man sie hätte verbieten können. Darum machte man aus der Weihnacht eine Weihe-Nacht, die «Volksweihenacht», ein völkisch aufgeladenes Lichterfest des angeblichen Friedens. Vom Himmel hoch, da kam nun nicht mehr das Christkind, sondern die Märchenfigur Frau Holle. Etwas Vergleichbares geschah dann wieder in der DDR der 1970er Jahre. Auch die Sozialistische Einheitspartei wollte Weihnachten abschaffen. Wieder hätte das vermutlich zu Aufruhr im Volk geführt, und wieder lag die Lösung in der Umdeutung. Aus Weihnachten wurde jetzt offiziell das «Jahresendfest», aus dem Weihnachtsbaum der «Jahresendbaum» und aus dem Weihnachtengel mindestens im Volksmund die «Jahresendflügelfigur».

Warum will man Weihnachten immer wieder zum Schweigen bringen? Vermutlich führt der Stall von Bethlehem einem Machthaber allzu deutlich vor Augen, dass er nicht ist, was er gerne wäre – ein Messias. Wer sich selber zum Heiland krönt, bleibt doch ein Scharlatan. Der wahre Messias steht nämlich nicht an den Schalthebeln der Macht. Er liegt hilflos in einer Krippe. Gott wird Mensch, damit die Menschen nicht mehr Gott spielen. Auch wenn die Verlockung dazu offensichtlich stark bleibt. In der

Heiligen Nacht steckt eine subversive Kraft gegen Welterlösungsansprüche aller Art, politische, ideologische, philosophische, religiöse.

Und heute? Wir haben das Privileg, nicht unter einem autoritären Regime leben zu müssen. Weihnachten feiert man hierzulande ohne Angst vor Repressalien. Umso achtsamer sollten wir die Weihnachtsgeschichte wachhalten. Sonst passiert, was keinem autoritären Regime je geglückt ist: Weihnachten verliert seinen Stachel im Fleisch derjenigen, die das Sagen haben. Nichts gegen ein Festessen im Kerzenschein, aber Weihnachten ist mehr als das. Es lohnt sich, die alte

Geschichte vom Stall zu Bethlehem einmal im Jahr zu lesen.

Heil und Unheil bleiben auf der Agenda

Man muss dazu nicht Kirchgänger sein, die Hirten auf dem Feld waren es auch nicht. Weihnachten geht alle an – «eine grosse Freude, die allem Volk widerfahren wird». Eine gesunde Portion Skepsis gegenüber selbsternannten Pseudoheilanden jeder Couleur tut überkonfessionell gut. Solange der Heiland in der Krippe liegt, sitzt er in keiner Chefetage, in keiner Parteizentrale und in keinem Regierungszimmer. Er steht nicht einmal auf einer Kanzel, auch die Kirchen überlassen das Welterlösen gescheiter dem Kind in der Krippe. Wer den Stall von Bethlehem vor Augen hat, wird bescheidener im eigenen Wahrheitsanspruch.

«Fürchtet euch nicht!», sagte der Engel. Seine Worte fallen dieses Jahr in eine Pandemie, deren Verlauf die Welt verändert. Noch ist sie nicht zu Ende. Auch die Weihnachtsgeschichte geht weiter. Sie bildet den Auftakt einer Biografie mit den Stichdaten Gründonnerstag, Karfreitag und Ostern. Heil und Unheil bleiben auf der Agenda, damals wie heute. Weihnachten ist erst der Anfang.

Gottfried Locher ist Theologe und präsidierte 2011 bis 2020 den Rat der Evangelisch-reformierten Kirche Schweiz.

Lieber Christophe Darbellay

Ganz Europa schaut nach Verbier und Zermatt, wo Pisten und Beizen offen bleiben und sich viele Skisportler aus der ganzen Welt einfinden, darunter viele Engländer, die vielleicht das mutierte Virus mitgebracht haben.

Man fragt sich, ob hier ein Superspreader-Event geschaffen wird, wie einst im April im Skiort Ischgl (Österreich). Alle andern Länder haben die Skigebiete abgeriegelt, beim Klein Matterhorn von Zermatt stehen Carabinieri vor den abgesperrten Pisten nach Italien.

Zürich schreit, man müsse jetzt wirklich alle Skigebiete schliessen, auch im Wallis. Und Sie erklären als Walliser Regierungspräsident ganz cool: «Das Wallis hat eine eigene Regierung.» An die Adresse von allen, die es vergessen haben sollten. Die vom Bundesrat angeordneten Massnahmen kämen Ihnen vor wie eine Kollektivstrafe, die Sie schon in der Primarschule ungerecht fanden.



Risikobereitschaft und Standfestigkeit:
Staatsrat Darbellay.

Schliesslich habe das Wallis seine Hausaufgaben gemacht, schon im Oktober die härtesten Massnahmen getroffen und bis am 13. Dezember verlängert, als einziger Kanton den R-Faktor auf unter 1 gedrückt, von 900 Ansteckungen täglich auf 196. Dabei habe Ihnen niemand geholfen.

Jetzt wollen Sie die Verantwortung weiterhin tragen, im Bewusstsein, dass Ihr Kanton sich zurzeit wirklich auf Messers Schneide bewegt. Aber eben: Man entscheidet in Sitten selbst, wann es genug ist. Die Bahnbetreiber und Gastronomen danken es Ihnen. Und wenn die Lage kippen sollte, werden Sie wieder starke Massnahmen und damit das Ende der Skisaison anordnen.

Selbst wenn das Wallis ein paar tausend Engländer in Quarantäne nehmen müsste und die Spitäler explodierten, Ihre Wiederwahl im März ist Ihnen sicher. Denn Sie haben Risikobereitschaft und Standfestigkeit gegenüber Bern bewiesen. Das gilt im Wallis immer noch als höchster Beweis von Patriotismus. Eigentlich ein leuchtendes Beispiel für das gute Funktionieren des Föderalismus.

Mit freundlichen Grüssen
Peter Rothenbühler

BARTAK



TAGEBUCH

Vreni Schneider



Meine Nichten wurden soeben Mütter, was mich wahnsinnig freute. Kinder sind das grösste Geschenk. Überhaupt, in Elm, wo ich wohne, gibt es gerade sehr viel Nachwuchs. Dass das mit dem Corona-Babyboom zusammenhängt, glaube ich nicht.

Grossmutter werde ich noch lange nicht. Mein ältester Sohn ist sechzehn. Er fährt Ski auf FIS-Stufe und macht seit August seine Ausbildung zum Forstwart. Ich bin froh, ist er am richtigen Ort und vor allem glücklich. Mein Jüngerer, er ist vierzehn, geht in die dritte Sek. Im Sommer beginnt er seine Lehre als Landmaschinenmechaniker.

Ich merke, wie meine beiden Teenager langsam erwachsen werden. Das heisst, ich muss lernen, loszulassen. Damit habe ich Mühe. Wenn ich wieder klammere, sagt mein Älterer: «Mutter, bitte, ich bin schon sechzehn.» Und ich dann: «Ja, ja, stimmt, entschuldige.» Auf der anderen Seite finde ich es schön, sind wir so eng verbunden.

Wenn ich an den Skiwinter denke, kommt mir der Gedanke, ob ich überhaupt bis zum Ende auf die Piste darf. Am letzten Wochenende öffnete das Skigebiet in Elm. Die Pisten sind gut, leider hat es noch zu wenig Schnee.

Die Arbeiter präparieren Tag und Nacht, bald sollte es ja auch schneien. Müssen alle Skigebiete schliessen, sehe ich die Existenz der Skiorte in Gefahr und damit viele Arbeitsplätze. Selbstverständlich höre ich auch die Hilferufe aus dem Gesundheitswesen. Es ist für alle eine sehr schwierige Situation.

Meine Skischule hat zwar Anmeldungen, aber nur wenige. Viele stornieren ihre Reservierung, weil sie nicht wissen, was die Zu-

kunft bringt. Auf der anderen Seite gibt es viele Kurzentschlossene. Unsere Lehrerinnen und Lehrer sind für alle bereit, die Ski- und Snowboardunterricht nehmen möchten. Wir freuen uns auf die Arbeit.

Dass ich die Auszeichnung «Sportlerin der letzten 70 Jahre» gewann, ist unglaublich. Ich erinnere mich, als ich 1989 zur Welt-sportlerin gewählt wurde, dazu fünf Mal zur Schweizer Sportlerin des Jahres – alles war während meiner Karriere. Das ist eine Ewigkeit her. Ich dachte, meine Leistungen seien nicht mehr so präsent.

Es war eine Riesenüberraschung, weil für mich jede Nominierte hätte gewinnen können. Erika Hess zum Beispiel, mein Vorbild, die ich bis heute bewundere. Oder auch Sportlerinnen aus anderen Disziplinen. Es war dann ein wunderschöner Abend, obwohl ich zuerst skeptisch war, gerade in der jetzigen Zeit.

Nach der Wahl ging es von null auf hundert: Ich hatte viele Interviews und Fototermine, über dreihundert Nachrichten flatterten auf mein Handy – per Whatsapp, Messenger oder SMS, mit Briefen und Anrufen wurde ich überschüttet, dass ich noch immer dabei bin, allen danke zu sagen. Der Trubel ist aber wieder vorbei. Alles ist vergänglich.

Ich schaue jedes Skirennen, ich bin wirklich Fan. Wenn ich den Sport mit früher vergleiche, glaube ich, dass die Grundtechnik – mit Hüftknick, Aussenskibelastung, gefühlvoll die Kurve andrehen, Schwerpunkt in der Skimitte – noch immer recht ähnlich ist.

Der grösste Unterschied sind das Material und die Pistenbeschaffenheit, und das Rundherum ist ganz anders. Vor dreissig Jahren schrieb ich

Hunderte von Autogrammkarten. Heute spielt das Leben auf Instagram. Toll, wie ich finde, weil die Leute so haargenau wissen, was ihre Idole machen, aber mit Distanz. Unsere Fans umarmten und verküssten uns damals. Das war mir manchmal ein bisschen zu nah.

Meine Ski sind meistens gewachsen. Mein Mann präpariert sie, wenn wir heimkommen. Früher war es mein Bruder, dann mein Servicemann. Skipflege ist Männersache. Ich mache in dieser Zeit die Wäsche, damit am nächsten Tag alles bereit ist. Wenn ich noch etwas koche, sind alle zufrieden.

Ich frage mich oft: Warum? Warum etwa musste der Familienvater, 46, abstürzen, als er bei uns in der Nähe auf einen Berg stieg? Um nachzudenken, gehe ich auf den Friedhof, zum Grab meines Vaters. Er starb vor zehn Jahren. Ab und zu setze ich mich in die Kirche, um alleine zu sein. Ich bin gläubig, das haben mir meine Eltern mitgegeben. Ich bete auch, um zu danken.

Weihnachten feiern wir im kleinen Familienkreis. Früher, als die Jungs kleiner waren, machten wir die Bescherung vor dem Essen, weil sie nicht warten konnten. Heute schenken wir uns nicht mehr viel. Etwas Kleines als Überraschung.

Danach gibt es Fondue chinoise, das ist Tradition. Wir singen nicht. Lieber spiele ich eine Weihnachts-CD ab. Normalerweise gehen wir in die Kirche. Weihnachten hat für uns eine grosse Bedeutung.

Vreni Schneider ist mehrfache Weltmeisterin und Olympiasiegerin im Skifahren. Kürzlich wurde sie zur «Schweizer Sportlerin der letzten 70 Jahre» gewählt.

Erfüllt alle guten Vorsätze: Trinkt nicht, raucht nicht und macht täglich Sport.

Der Taycan.

Jetzt vollgeladen ins neue Jahr starten und den ersten vollelektrischen Porsche erleben.

www.porsche.ch/taycan



PORSCHE



VIP-Arrangement: «Giardino Mountain» St. Moritz für Fortgeschrittene

Mondäner Luxus oder wilde Bergwelt?
Das Hotel «Giardino Mountain» in Champfèr-St. Moritz ist Basislager für Entdecker und Rückzugsort für Geniesser in einem. Sie finden das ungewöhnlich? Gut so!

Umgeben von Wäldern und Bergseen, thront das «Giardino Mountain» zwischen den Gipfeln des Corvatsch und der Corviglia auf fast 2000 Metern über Meer. Das Ensemble aus sieben Engadiner Häusern wurde 2011 aufwendig restauriert und als modernes Designhotel wiedereröffnet. Resultat: fünf Sterne, vier Restaurants, ein Spa sowie Sonnendeck und Bar-Lounge.

Historische Mauern und zeitgemässes Interieur – jedes Zimmer hat seinen Charakter und manches einen sensationellen Blick. Naturbelassene Hölzer, helle Farben, bunte Stoffe: Der moderne Alpen-Chic lädt zum Wohlfühlen ein.

Mit dem «Ecco» beherbergt das Resort eines der besten Restaurants in St. Moritz; ausgezeichnet mit 2 Michelin-Sternen und 18 Punkten von «Gault Millau». Das «Hide & Seek» mit ayurvedisch inspirierter Küche und die rustikale «Stüva» sorgen für Abwechslung vom Frühstück bis zum Dinner.

Ob Pool, Sauna, Fitness, Massagen oder Kosmetik: Im «dipiù Spa» können sich Körper und Geist entspannen. Klassische und therapeutische Massagen, ayurvedische Behandlungen und eine eigene Pflegelinie garantieren Wellness pur.



Platin-Club-Spezialangebot

VIP-Arrangement im «Giardino Mountain», Champfèr-St. Moritz

Leistungen:

- 1 Übernachtung im Doppelzimmer für zwei Personen
- Willkommensgetränk
- 1 Flasche Prosecco bei Anreise
- Frühstücksbuffet
- Halbpension im Restaurant «Hide & Seek» oder in der «Stüva»
- Freier Zugang zum «dipiù Spa»
- Eine Ski-Tageskarte pro Person/Aufenthalt
- Transfer zwischen Bahnhof und Hotel

Preise:

Für zwei Personen im DZ pro Nacht:

Anreise

Sonntag bis Donnerstag: Fr. 720.–
(statt Fr. 930.–)

Anreise

Freitag und Samstag: Fr. 820.–
(statt Fr. 1050.–)

Buchung:

Innerhalb des Angebotes sind beliebig viele Nächte nach Verfügbarkeit buchbar.

Reservieren Sie Ihr Arrangement unter Tel. 0800 333 313 oder per E-Mail an reservation@giardino.ch. Bitte Kennwort «Weltwoche» angeben. Buchbar nach Verfügbarkeit: 18.12.–24.12.20, 10.1.–28.1.21, 1.2.–12.2.21 (ausg. 6. und 7.2.), 28.2.–14.3.21

Veranstalter:

Giardino Group AG, Zürich
giardinohotels.ch/st-moritz

Parlamentarier brechen Corona-Regeln

Politiker von links bis rechts assen und tranken während der Wintersession zusammen, ohne Abstand zu halten. Das Bundeshaus-eigene Restaurant blieb sogar bis 22 Uhr offen.

Mein Name ist Bastien Girod. Ich habe einen Tisch reserviert.» Der Zürcher Grünen-Nationalrat war einer von vielen Parlamentariern, die am letzten Abend der Wintersession in der «Galerie des Alpes», dem Bundeshaus-eigenen Restaurant, mit Kollegen dinierten. Brisant ist das darum, weil alle Restaurants, Kneipen und Bars im Lande um 19 Uhr den Betrieb schliessen müssen. In der «Galerie des Alpes» dagegen fing der Abend um diese Zeit erst richtig an. Im Speisesaal herrschte Hochbetrieb, und Girod musste warten, bis eine Tafel frei wurde für ihn und seine Grünen, um die Session gemütlich und entspannt ausklingen zu lassen.

Dabei hatten Bundespräsidentin Simonetta Sommaruga und Gesundheitsminister Alain Berset, beide SP, in den letzten Wochen immer wieder öffentlich verkündet, wie dramatisch die Situation sich präsentiere und wie wichtig es sei, die Anzahl Kontakte zu vermeiden. Ab dem 12. Dezember diktierte der Bundesrat für alle Restaurants, Läden, Sport- und Freizeitanlagen die Sperrstunde 19 Uhr. Für Bundesparlamentarier, die mit gutem Beispiel vorangehen sollten, gelten aber offenbar andere Regeln.

Schlaumeierei des Parlaments

Im «Grand Café», wie das Restaurant in der «Galerie des Alpes» offiziell heisst, galt nämlich in der Wintersession Sperrstunde 22 Uhr. Möglich wurde dies, weil die Verwaltungsdelegation des Parlaments, die von Nationalratspräsident Andreas Aebi (SVP) geleitet wird und für alles Organisatorische rund um den Parlamentsbetrieb verantwortlich ist, absegnete, dass das Bundeshaus-eigene Speiselokal zur Betriebskantine umfunktioniert wurde. «Das ist es ja in gewissem Sinn auch», wehrt sich eine FDP-Nationalrätin. Andere sehen darin eher eine Schlaumeierei, um die Sperrstunde hinauszuschieben. Offiziell ist das «Grand Café» auch als Restaurant und nicht als Betriebskantine ausgewiesen.

Die Verbindung von Politik und Promille im Bundeshaus ist im Dezember besonders intensiv – weil es normalerweise viel zu feiern gibt: den neuen Bundespräsidenten sowie die Vorsitzenden von National- und Ständerat. Diesmal



Mittags-Apéro: Bundeshaus-Bar «Café Vallotton» in der letzten Sessionswoche.

mussten jedoch viele Veranstaltungen abgesagt werden. Allerdings zeigen sich Parlamentarier aber auch erfinderisch, wenn es ums Festen geht – indem Feiern als parlamentarische Sitzungen deklariert werden. In der Sommersession, die in den Ausstellungshallen der Berner BEA stattfand, wurde das Verpflegungskonzept kurzfristig abgeändert, um den zuvor verbotenen Alkoholausschank zu umschiffen. Prompt gab es dicke Schlagzeilen über Parlamentarier, die an einer wilden Party teilgenommen hätten.

Ganz so strub ging es während der Wintersession nicht zu. Jedenfalls drang diesmal nichts über eine wilde Fete nach draussen. Fairerweise muss man anfügen, dass sich die Politiker nach der Arbeit irgendwo verpflegen müssen. Einzelne Sitzungen des Nationalrates dauerten bis 19 Uhr. Am vorletzten Tag der Wintersession, als National- und Ständeräte wie Girod abends in der «Galerie des Alpes» zum kulinarischen Schlussgang schritten, waren die Beratungen früher fertig.

Einige Parlamentarier hatten das Bundeshaus bereits verlassen und kehrten später nur deshalb wieder zurück, weil das Bundeshaus-Restaurant länger offen hatte. Ein Anwesender versichert, dass die Abstandsregeln stets eingehalten wor-

den seien. Fraglich ist, ob diese auch dann noch strikte befolgt wurden, als der Kopf vom vielen Wein bereits etwas schwerer wurde.

Man konnte nämlich schon mittags im «Café Vallotton» – so heisst die kleine Bar im ersten Stock des Bundeshauses – fast ein Dutzend wirtschaftsfreundlicher Parlamentarier beim Weisswein-Apéro beobachten. Dichtgedrängt sassen sie da unter Missachtung sämtlicher Corona-Vorschriften. Der Einzige in der Runde mit Schutzmaske war ein externer Berater.

Zu sechst an einem Lounge-Tisch

Draussen im Gang vor dem Café sassen zeitgleich die Linken, die in den vergangenen Wochen am lautesten den Shutdown verlangt hatten, auch sie Schulter an Schulter und maskenfrei zu sechst an einem kleinen Lounge-Tisch. Die gleichen Leute stellen Gesetze auf, die «Maskenverweigerer» mit Bussen oder Restaurantbetreiber mit strengen Sperrstunden bestrafen. Man muss schon Politiker sein, um die Corona-Regeln zu brechen, die man allen anderen im Land befiehlt.

DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR HANDWERKERSTELLEN

Mit www.workerjobs.ch die besten Mitarbeiter finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH
Technoparkstrasse 1
8005 Zürich
044 440 10 80
www.workerjobs.ch

worker jobs.ch

BLICK IN DIE ZEIT

Erik Ebnetter



Roger Federer hat seinen baldigen Rücktritt angedeutet. Eigentlich ist der Zeitpunkt perfekt. Ohne gross zu spielen, ist ihm etwas gelungen, was er auch in seinen erfolgreichsten Jahren nie geschafft hat: Er ist der bestverdienende Sportler der Welt. Laut *Forbes* beliefen sich seine Einnahmen von Juni 2019 bis Mai 2020 auf sagenhafte 106,3 Millionen Dollar. Allein mit Werbeverträgen soll er 100 Millionen Dollar verdient haben.

Der Rücktritt vom Spitzensport muss hart sein: Nie mehr wird man eine Sache so meisterhaft beherrschen. Der Leistungshöhepunkt ist früh im Leben erreicht. Man kann es, um beim Tennis zu bleiben, das Boris-Becker-Gesetz nennen: Egal, was du sonst noch machst, du wirst weniger erfolgreich sein als im Sport.

Roger Federer schreibt seine eigenen Gesetze, auch abseits vom Court. Längst hat er seinen Namen zur globalen Marke geformt. Die *Bilanz* schätzt sein Vermögen auf 600 bis 700 Millionen Dollar. Nachdem er lange der beste Tennisspieler der Welt war, ist er nun der beste Sportunternehmer. Vielleicht ist das seine grösste Leistung. Immerhin musste er sich dafür gegen noch mehr Konkurrenten durchsetzen als in seiner ersten Karriere. Selbst wenn er bald zurücktritt: Federer bleibt eine Ausnahmeerscheinung.

Die Briten haben keine gute Presse. Auch in der Schweiz sind viele kritische Brexit-Artikel zu lesen. Die *NZZ* veröffentlichte kürzlich einen Beitrag des Anglisten Hans-Dieter Gelfert. In einer hochgelehrten Abhandlung ergründet der deutsche Professor den britischen Sonderweg. Die Namen

Locke und Hume fallen. Gelfert vergleicht den britischen Empirismus mit dem kontinental-europäischen Rationalismus und dem deutschen Idealismus. Am Ende bescheinigt er den Briten «politische Unreife».

Weniger idealistisch, sondern streng empirisch beschäftigt sich der britische Frankreich-Historiker Robert Tombs im *Spectator* mit derselben Frage. «Es gibt nichts eigentümlich Britisches am Brexit», lautet sein Fazit. Auch andere Nationen hätten sich in Volksabstimmungen gegen die EU gestellt. Die Union werde etwa in Frankreich deutlich kritischer beurteilt als in Grossbritannien. Selbst

Federer ist jetzt der beste Sportunternehmer der Welt. Vielleicht ist das seine grösste Leistung.

Emmanuel Macron sage, die Franzosen würden einem Austritt «wahrscheinlich» zustimmen.

Tombs erklärt die weitverbreitete EU-Skepsis vor allem wirtschaftlich. In zwanzig der 27 Mitgliedstaaten sei das Wachstum seit dem Beitritt zurückgegangen. Die Euro-Zone kämpfe mit all den Problemen, die ihr Ökonomen vorhergesagt hätten. Der Handel zwischen den EU-Staaten stagniere seit langem, obwohl der europäische Wirtschaftsraum gerade diesen Handel befördern sollte. Kurz: Die EU scheitert an ihren eigenen Ansprüchen.

Stellt sich die Frage: Sind die Briten «unreif», wenn sie einen solchen Klub verlassen und ihre Politik selber bestimmen wollen? Naheliegender ist eine andere Erklärung: Sie handeln rational – in der Praxis. Den Rationalismus als Theorie überlassen sie gestrost den Kontinentaleuropäern.

Lange Zeit war «10 vor 10»-Moderator Arthur Honegger der auffälligste SRF-Journalist in den sozialen Medien. Auf Twitter führte er den Schweizer Widerstand gegen Donald Trump an. Seit Trump die Wahl verloren hat, geht es auf Honeggers Kanal kontemplativer zu. Kürzlich verabschiedete er sich für «30 hours or so» von seinen Followern, um Barack Obamas neue Biografie zu lesen.

In der Zwischenzeit twittert sich «Arena»-Moderator Sandro Brotz in den Vordergrund. Im Fernsehen meist schwarz gekleidet wie ein Pfarrer, schlägt er auf Twitter pastorale Töne an. «Einer für alle – alle für einen»: Unter diesem Titel hätten sich die Parteien im März «vorbehaltlos» hinter den Bundesrat gestellt. «Heute schaut jeder wieder vorbehaltlos für sich selbst und seine Klientel», kritisiert Brotz. Dabei müsste er ein dreifaches Halleluja anstimmen: Wo alle «vorbehaltlos» hinter der Regierung stehen, ist jede «Arena» überflüssig.

Die amerikanische Regierung stuft die Schweiz als Währungsmanipulatorin ein. Vorerst hat das keine Konsequenzen. Doch sollte die Nationalbank die Aufwertung des Frankens letztlich zulassen müssen, werden amerikanische Touristen künftig dieselben Erfahrungen machen wie der amerikanische Schriftsteller Mark Twain, als er im 19. Jahrhundert die Schweiz bereiste: «Wir kauften hier wohl eine Flasche Bier; jedenfalls nannten sie es Bier, aber der Preis verriet mir, dass es verflüssigte Edelsteine waren, und der Geschmack verriet mir, dass verflüssigte Edelsteine kein gutes Getränk sind.»

vitra.



Lounge Chair & Ottoman Design: Charles & Ray Eames, 1956

www.wohnbedarf.ch | shop.wohnbedarf.ch

wohnbedarf

modern seit 1931.

Erhältlich bei wohnbedarf an der:

Talstrasse 11-15
8001 Zürich
T. +41 44 215 95 95
info@wohnbedarf.ch

Aeschenvorstadt 48
4010 Basel
T. +41 61 295 90 90
info@wohnbedarf.com

Zürcherstrasse 209
8500 Frauenfeld
T. +41 52 728 97 00
frauenfeld@wohnbedarf.ch

Sommaruga, Trump, Berset, Portmann, Nordmann, Keller, Bader Ginsburg, Spahn



«Difficult Christmas»: Portmann (FDP).

Simonetta Sommaruga, Oberlehrerin, sieht das Coronavirus auch als Chance. Die Pandemie wirke wie ein Brennglas, sagte die Bundespräsidentin dem *Tages-Anzeiger*. Darunter werde sichtbar, was nicht funktioniert: «Sprüche klopfen, saloppe Aussagen machen und dann den Alltag der Menschen ignorieren», sagte sie, unter anderem gemünzt auf US-Präsident **Donald Trump**. Sie hätte vor der eigenen Tür kehren sollen. Was nämlich aus Schweizer Sicht nicht funktionierte, war das Corona-Krisenmanagement von Bundespräsidentin Sommaruga und Gesundheitsminister **Alain Berset**. Die Regulierungswut der beiden Sozialdemokraten hat zur Folge, dass kaum noch jemand die Übersicht hat, was gilt und was nicht. (*hmo*)

Hans-Peter Portmann, Luxusgourmet, lässt die Welt in weltläufigem Englisch wissen, was er in diesen schwierigen Vorweihnachtstagen («this difficult Christmas Season») tut: Der freisinnige Nationalrat genehmigt sich einen Fondueabend («Swiss Cheese Fondue Evening»). Aber nicht irgendwo, sondern «at the luxury Hotel Baur au Lac in Zürich Switzerland». Mittlerweile hat der Luxuspolitiker seine Luxusprotzerei in diesen schwierigen Tagen wieder gelöscht. Fonduegeniesser Portmann ist in der Wintersession vor allem mit der Forderung aufgefallen, die Schweiz müsse jetzt unbedingt und raschmöglichst den Rahmenvertrag mit Brüssel unterschreiben. Was einen Kritiker zum Kommentar veranlasste: «So ein Kniefall vor der EU macht auch Hunger.» (*mö*)

Roger Nordmann, Verdreher, schraubt an der Vergangenheit. Jeder, der jemals ein Geschichtsbuch aufgeschlagen habe, wisse, dass Europa seit Menschengedenken die Geschehnisse der Schweiz beeinflusst habe. Dabei warf er die rhetorische



Abendländische Ethik: Juristin Keller.

Frage auf, ob es nicht auch die europäischen Kräfte des Wiener Kongresses gewesen seien, welche die Eidgenossenschaft 1815 stabilisierten. Hätte Nordmann selber das Geschichtsbuch aufgeschlagen, dann wüsste er: «Seine» europäischen Kräfte, allen voran die Habsburgermonarchie, wollten die Eidgenossenschaft filletieren. Für deren Fortbestand erfolgreich starkgemacht hat sich der russische Zar, den Nordmann garantiert nicht vor Augen hat, wenn er von den europäischen Kräften fabuliert. (*hmo*)

Helen Keller, Geehrte, durfte jüngst in Zürich den mit 50 000 Franken dotierten Preis der Stiftung für *Abendländische Ethik und Kultur* entgegennehmen. Keller war bis vor kurzem Schweizer Richterin am Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte. In der Laudatio wurden gar Parallelen der Preisträgerin zur kürzlich verstorbenen US-Richterin **Ruth Bader Ginsburg** gezogen. Gelobt wurde auch ihr «engagiertes Eintreten für die Gewaltenteilung». Zur Erinnerung: Helen Keller kämpfte als Richterin an vorderster Front gegen die Selbstbestimmungsinitiative der SVP. Dass Richter nicht mehr über der Sache stehen, sondern sich in Abstimmungskämpfen als politische Aktivisten aufführen, gilt heute offenbar als «Eintreten für die Gewaltenteilung». (*fon*)

Jens Spahn, Seuchenverwalter, hat – wie sich jetzt zeigt – die Corona-Bekämpfung in den Sommermonaten schleifen lassen. Möglicher Grund: Der deutsche Gesundheitsminister war mit dem Kauf einer Immobilie beschäftigt – eine alte Berliner Villa für mehrere Millionen Euro. Viel Zeit verwendete er darauf, der Presse gerichtlich verbieten zu lassen, über die Transaktion zu berichten. Jetzt wurde das Berichtsverbot gekippt; noch immer ist der Preis geheim. (*ky*)

Verführung zum Schuldenmachen

Die Ökonomen der Covid-Task-Force des Bundes werben für den Vollkasko-Staat, der alles zahlt. Am Wochenende hat Marius Brühlhart gleich bei zwei Auftritten in Interviews mit *Blick* und *NZZ am Sonntag* die Botschaft verbreitet: Wir müssen keine Hemmungen haben beim Schuldenmachen! Wir können uns das leisten, Staatsschulden sind für die Schweiz günstiger denn je.

Brühlhart ist Wirtschaftsprofessor an der Universität Lausanne und Mitglied der Ökonomen-Expertengruppe der Covid-Task-Force. Zusammen mit Gruppenchef Jan-Egbert Sturm (ETH Zürich) sowie David Dorn (Universität Zürich), Aymo Brunetti (Universität Bern), Beatrice Weder di Mauro (Graduate Institute Genf) und Monika Bütler (Universität St. Gallen) macht er zurzeit Stimmung für grosszügiges Geldausgeben, um die Wirtschaft in möglichst unverändertem Zustand über die Krise zu retten.

Dafür braucht es Staatsgeld. Wie viel? Brühlhart zitierte einmal den geldpolitischen Hexenspruch von EZB-Chef Mario Draghi: «Whatever it takes». Das heisst: einfach so viel, wie es braucht. Krisen seien nicht die Zeit für Sparpolitik, Zurückhaltung beim Geldausgeben erscheint aus dieser Sicht nicht angebracht.

So helfen Brühlhart und Kolleginnen und Kollegen jetzt, die Schuldenbremse zu sabotieren: Diese sei gut für den Normalfall. Aber heute könne sich der Schweizer Staat ja auf Jahrzehnte hinaus verschulden zu Negativzinsen, also mit einem Ertrag. Was dabei untergeht, ist der zentrale Zusammenhang: Heutige Staatsschulden sind die Steuern von morgen. Auch wenn sie verführerisch billig aussehen, wird irgendwann die Abrechnung fällig, wahrscheinlich für die nächsten Generationen.

Heute stellt sich zudem die Frage, wie dringend nötig das Geld ist. Von Januar bis Oktober 2020 gab es in der Schweiz laut dem Wirtschaftsinformationsdienst Bisnode 19 Prozent weniger Firmenkurse als im Vorjahr. Die staatliche Stützung ist offenbar schon so grosszügig, dass viele Firmen noch da sind, die in einem Normaljahr nicht überlebt hätten. So gesehen, würden Schulden gemacht für etwas, das nicht solid ist.

Beat Gygi



**BMW
MOTORRAD**



SOUL IS ALL THAT MATTERS

DIE NEUE BMW R 18

MAKE LIFE A RIDE

MÖRGELI

Dreifacher Lockdown mit doppelter Monika

Nicht einmal, sondern dreimal rief der *Tages-Anzeiger* das erlösende Wort: «Lockdown, Lockdown, Lockdown». Aus tiefer Not schrei' ich zu dir. Zum Lockdown. «Namhafte Exponenten» forderten «mit drastischen Appellen» das «landesweite Herunterfahren». Als die Journalisten erfuhren, dass die Politiker allem Volke das widerfahren liessen, was sie verlangt hatten, wurden sie von grosser Freude erfüllt. Und voll Wohlgefallen lobten und priesen sie den Bundesrat.

Auch der *Blick* suchte und fand die Rettung im heiligen Lockdown. «Macht's einfach!», flehte das Blatt die Landesregierung an. Es liess mit dieser Forderung gleich fünfzehn Schweizer Persönlichkeiten auftreten. Die Besten der Besten. Die Klügsten und Wägsten. Die Crème de la Crème. Zum Beispiel Monika Kaelin. Bekannt aus *Penthouse*, *Glückspost* und Radio Eviva. Monika kommt aus dem Lateinischen und heisst «die Einsiedlerin». Dabei ist Monika Kaelin gar nicht in Einsiedeln, sondern in Schwyz aufgewachsen.

«Schön war die Zeit zu zwei'n mit Monika», heisst es im Schlager. Noch schöner ist es mit zwei Monikas. Und so fordert im *Blick* neben Monika Kaelin auch Monika Rühl einen Lockdown. Die Direktorin des Wirtschaftsdachverbands Economiesuisse will, dass die Wirtschaft zum Erliegen kommt. Und begründet das so: «Damit die Spitäler nicht überlastet werden und es später nicht noch schmerzhaftere Einschränkungen der Wirtschaft braucht.»

Einschränkungen in der Personenfreizügigkeit oder bei den Grenzgängern wären Monika Rühl nie in den Sinn gekommen. Obwohl sich diese heiligen Prinzipien von Economiesuisse als Covid-Schleuder erwiesen haben. Auch die Ferienreisen und Familienbande des Pflegepersonals aus dem Balkan sind für Monika Rühl kein Problem – umso mehr für die Pensionäre in den Altersheimen. 540 Spitalbetten hatte die Schweiz vor Einführung der vollen Personenfreizügigkeit pro 100 000 Einwohner. Heute sind es noch 356. Wegen einer Million zusätzlicher Zuwanderer. Monika Rühl und Economiesuisse verdanken wir genau jene Überlastung der Spitäler, die sie jetzt so herzerreissend beklagt.

Christoph Mörgeli

Verkehrte Botschaften

Mit E-Mails und Tweets irritiert der Schweizer Botschafter in Berlin, Paul Seger, die Zentrale in Bern.

Hubert Mooser

Es war vor einigen Wochen, als die umliegenden Länder Deutschland, Frankreich und Italien durchblicken liessen, man wolle wegen des Coronavirus die Skigebiete bis zum 10. Januar schliessen. Der Schweizer Botschafter in Berlin, Paul Seger, meldete damals in einer E-Mail an Staatssekretärin Livia Leu, Staatssekretär Mario Gattiker und Dutzende Kader der Bundesverwaltung: Bundeskanzlerin Angela Merkel sei von Bund und Ländern aufgefordert worden, darauf hinzuwirken, dass bis zu diesem Datum europaweit Skitourismus nicht zugelassen wird.

Der Diplomat warnte auch: Vorläufig richte Deutschland seinen Fokus auf Österreich. Falls eine Lösung mit Österreich gefunden werde, der sich die Schweiz nicht anschliesst, bestehe die Gefahr, dass die Eidgenossenschaft als Krisenprofiteur dastehe. Ein solches Image könne nicht im wohlverstandenen Interesse der Schweiz sein. Ganz Deutschland reibe sich die Augen ob der hohen Fallzahlen bei uns und den als laxer wahrgenommenen Massnahmen. Dadurch werde der Eindruck vermittelt, in der Schweiz gehe Geld vor Gesundheit, heisst es weiter in der E-Mail.

Kompass verloren

Seger bemängelt auch das fehlende Fingerspitzengefühl beim Umgang mit den Corona-Opfern. «Die Sensibilität für Todesfälle ist in Deutschland anders als in der Schweiz», schreibt er. Obwohl Deutschland mit unter 18 Toten pro 100 000 Einwohner weniger als halb so viele Todesfälle habe wie die Schweiz, seien diese in der politischen Debatte viel präsenter.

Die devote Haltung, die der Botschafter in seiner E-Mail zum Gastland Deutschland

einnimmt, gibt einigen hochrangigen Mitarbeitern in den Departementen für auswärtige Angelegenheiten zu denken. Freilich müsse ein Botschafter die Meinungen, die Situation und die Stimmung seines Gastlandes nach Bern melden. Das gehöre zu seinen Kernfunktionen. Bei Seger habe man aber manchmal das Gefühl, dass er den Kompass verloren habe, findet ein EDA-Mitarbeiter.

Auf welcher Lohnliste steht er eigentlich?

Es fehle ihm zuweilen an der gebotenen politischen Sensibilität, zum Beispiel als er die Wahl der deutschen EU-Diplomatin Helga Schmid für das Amt der Generalsekretärin der Organisation für Sicherheit und Zusammenarbeit in Europa (OSZE) auf Twitter bejubelte.

Dabei war diese Wahl für die helvetische Diplomatie kein Grund zu Freudentänzen. Sie bedeutete nämlich, dass unser Land den einflussreichen Pos-

ten eines OSZE-Generalsekretärs verloren hatte. Denn nachdem Deutschland die Kandidatur von Schmid verkündet hatte, gab das EDA bekannt, dass man auf eine eigene Kandidatur verzichte.

Zum Geburtstag von Kanzlerin Angela Merkel liess Seger sein Botschaftspersonal Fähnchen schwingen und singen. Nach einem Interview des scheidenden deutschen Botschafters in der Schweiz, in dem dieser sich über das Land nicht bloss freundlich geäussert hatte, brachte Seger mit einem Like zu dem über Twitter verbreiteten Artikel zum Ausdruck, dass ihm das Gespräch gefallen habe. Viele schüttelten darüber nur den Kopf. Auf welcher Lohnliste steht Paul Seger eigentlich?



Devote Haltung: Diplomat Seger.

Kapitalismus als Seuche

Trump finanzierte den Impfstoff von Moderna. Was die Schweiz nun tun muss.



Aus die Maus für Swissmedic: Während der letzten Monate hat sich Swissmedic unnötig wichtig gemacht. Dr. Bolte wollte sich – im Duett mit der aufgeblasenen Impfkommision – alle Zeit der Welt lassen, um neue Impfstoffe vor deren Zulassung auf Herz und Nieren zu prüfen. Dies wegen der angeblich gänzlich anderen Gesetzeslage in der Schweiz. Der Ballon ist geplatzt. Wenn diese Zeitung erscheint, wird in ersten Kantonen bereits geimpft. Frage: Darf man das Volk ungestraft in Schrecken versetzen?

Peinlicher Alain Berset: Vor nicht so langer Zeit erklärte uns der zuständige Gesundheitsminister: «Wir können Corona.» Kurz darauf wollte er das Virus mit dem «Skalpell bekämpfen». Alles unwissenschaftlicher Habakuk. Das Virus rast, mutiert und wird jetzt – wie man aus London meldet – noch ansteckender. Kurt Furgler brach einst aus Gewissensgründen das Kollegialitätsprinzip. Wie viele Tote braucht es noch, bis Berset so weit ist?

Oberblamabler Ueli Maurer: Maurer hat sich mit seiner Strategie «Man kann halt nicht alle retten» im Bundesrat durchgesetzt. Tausende von Leichen säumen seinen Durchmarsch. Jetzt hat Maurer kleinlaut der Schliessung aller Beizen in der Deutschschweiz zugestimmt. Und unser Finanzminister hat nicht einmal ein Paket für die Zehntausenden von Beizen geschnürt, die vor dem Konkurs stehen. Obwohl viel zu viele Beizerinnen und Beizer bisher für die SVP stimmten. Maurer wird erst im Januar eine Vorlage in den Bundesrat bringen, die aufzeigt, wie geholfen werden kann oder

auch nicht. Leider tagt dann kein Parlament mehr. Niemand schadet dem Gastgewerbe mehr als Maurer. Die Betroffenen werden sich daran erinnern.

Verstehtnix Eric Gujer: Die NZZ torkelte in den letzten zehn Monaten ohne Kompass durch die Corona-Krise. Unter dem Titel «Privat ist besser als Staat» verbreitete der Chefredaktor, der vorab den deutschen Rechten gefallen will, am letzten Samstag folgenden

Trump hat aufgezeigt, wie man Unternehmen zum Jagen bringen kann und muss: mit Staatsknete.

Blödsinn: «Die privaten Pharmafirmen sind hingegen in Windeseile in der Lage, Impfstoff zu produzieren. Das Gesundheitswesen braucht eine Extradosis Wettbewerb und nicht mehr staatliche Regulierung.»

Faktencheck: Nur dank staatlichen Geldspritzen von weltweit 25 Milliarden Franken konnten staatliche, parastaatliche und private Forscher schnell, effizient und koordiniert Impfstoffe entwickeln. Und das viel zu teure, da privatisierte amerikanische Gesundheitssystem seinerseits hat kläglich versagt.

Eiskalter Stéphane Bancel: In einem sensationell interessanten Interview erklärte auf der Internetplattform *Watson* Moderna-Chef Bancel, wie Kapitalismus heute real funktioniert: «Die US-Regierung hat uns finanziell stark unterstützt. Daher mussten wir diesbezüglich keine Risiken auf uns nehmen.»

Und auf die Frage, warum er in Visp nicht mehr Produktionslinien in Betrieb nimmt, antwortet der Moderna-Chef mit entwaffnender Offenheit: «Das hängt sehr davon ab, wie hoch die Effektivität der anderen Impfstoffe sein wird. Können Astra Zeneca und Johnson & Johnson ebenso gute Daten vorlegen wie Pfizer und wir, wird die Nachfrage vielleicht nicht so hoch sein. Je stärker wir die Produktion hochfahren, desto mehr gehen wir ein Risiko ein. Das müssen wir gut abwägen.» Moderna könnte in den Lonza-Werken in Visp viel mehr Dosen produzieren lassen, tut es aber nicht. Denn Profit ist wichtiger als Menschenleben. Kapitalismus als Seuche.

Wann endlich macht Viola Amherd den Trump? Donald Trump hat – genau wie die EU – erfolgreich aufgezeigt, wie man Unternehmen wie Moderna zum Jagen tragen kann und muss: mit Staatsknete. Die Staaten riskieren, die Forscher forschen, die Aktionäre kasieren. Anders funktioniert der real existierende Kapitalismus leider heute nicht mehr. Eine weitere Produktionsstrasse in Visp würde ab Inbetriebnahme innert sechs Wochen genügend Impfstoffe für die ganze Schweiz produzieren. Und so Tausende von Leben retten. Sie kostet nur so viel wie zwei Heckflügel eines F-35.

Viola Amherd hätte diese Produktionsanlage mit ihrer Armeepothek – so wie ich dies gefordert habe – bereits vor Wochen in Auftrag geben können und müssen.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz

«China hat diesen Crash verursacht»

Pandemie, Aufstände, Massenhysterie. 2020 hat unser Leben auf den Kopf gestellt. Bestseller-Autor Douglas Murray kommentiert die Umwälzungen und Trends des Jahres.

Urs Gehriger

Die Weichen für 2020 waren lange vor dem letzten Jahreswechsel gestellt, ohne dass die Menschheit davon wusste. Mysteriöse Fälle eines neuen, aggressiven Coronavirus in Wuhan, China, im Spätherbst 2019 waren unheilvolle Vorboten dessen, was uns bis zu diesem Tag beschäftigt.

Die Corona-Pandemie mit ihren sozialen und finanziellen Folgen ist eine der grössten Herausforderungen unserer Generation. Sie trifft uns in einer Zeit, da die Fundamente der westlichen Zivilisation wackeln. Geschlechterrollen, Religion und Moral, traditionelle Denkmodelle, sexuelle und soziale Identitäten sind im Fluss. Nichts scheint mehr von der Natur gegeben. Gott wird für tot erklärt. An seine Stelle tritt ein moderner Mensch, der sein Geschlecht selbst bestimmt und sich allmächtige Gestaltungskraft anmassiert. Gleichzeitig lassen sich die Massen von Trends und Leitmeinungen treiben.

Douglas Murray hat in seinem neusten Buch, «Wahnsinn der Massen – Wie Meinungsmache und Hysterie unsere Gesellschaft vergiften», den Zeitgeist durchleuchtet. An den Trendthemen Sexismus, Feminismus, Transgender und Rassismus zeigt er auf, dass das Streben nach Zerstörung von Traditionen und Macht zwangsläufig eine neue, totalitäre Macht hervorbringt. Die Treiber der radikalen Transformation, so Murray, würden «sich selbst zum Richter, zu Geschworenen und Henkern der Vergangenheit ernennen, ohne etwas von Geschichte zu verstehen».

Aufgewachsen in Hammersmith, London, als Sohn einer Beamtin und eines Lehrers, verfasste Murray bereits mit neunzehn Jahren sein erstes Buch, eine Biografie von Lord Alfred Bruce Douglas, dem Dichter und Liebhaber von Oscar Wilde. Ein «meisterhaftes» Werk, attestierte der Literaturkritiker Christopher Hitchens dem Teenager. Heute ist Murray politischer Publizist, Mitherausgeber des *Spectator* und «einer der wichtigsten Intellektuellen unserer Zeit» (Bernard-Henri Lévy).

An den Kadenschmieden von Oxford und Eton ausgebildet, zählt er zu der seltenen

Spezies der intellektuellen Oberschicht, die sich nicht in Elitezirkeln abschottet, sondern sich am Ort des Geschehens ein eigenes Bild verschafft. So reiste er jüngst durch die USA, mischte sich unter Anarchisten der Antifa, besuchte Trumps Wahlkampfauftritte und beschrieb die Präsidentschaftswahlen aus nächster Nähe.



«Fähigkeit zur Einigung»: Murray.

Murray verkörpert Eigenschaften, die für manche widersprüchlich anmuten. Er ist ein radikaler Freigeist, schwul, konservativ, Atheist, geerdet im kulturellen Christentum und hat einen ausgeprägten Hang zur intellektuellen

«Ich denke, die Historiker werden auf diese Epoche zurückblicken und sagen, wir hätten überreagiert.»

Provokation. Dieser vielschichtige Charakter ermöglicht es ihm, Dinge in einer Deutlichkeit auszudrücken, die in unserer, auf politische Korrektheit konditionierten Gesellschaft selten sind.

Weltwoche: Das Jahr 2020 geht zur Neige, und trotzdem fällt es schwer, eine Bilanz zu ziehen. Ein Virus schickte die Welt auf Achterbahnfahrt, die noch lange nicht zu Ende ist. Welches war für Sie das herausragende Ereignis des Jahres?

Douglas Murray: Am meisten beeindruckt hat mich, wie das Virus grundlegende Dinge

über unsere Gesellschaften offenbart hat, die wir lieber nicht gesehen hätten. In einem Moment der Verletzlichkeit sahen wir, wie wir wirklich sind.

Weltwoche: Was haben Sie gesehen?

Murray: Zunächst zum Positiven. In meinem eigenen Land, in Grossbritannien, stellte sich heraus, dass wir als Nation, die in den letzten Jahren als völlig gespalten galt, eine bedeutende Fähigkeit zur Einigung entdeckten. Wir hatten zuvor einen umfassenden Vertrauensverlust erlebt. Doch nun stellte sich heraus, dass es in unserer Gesellschaft immer noch Reserven an Vertrauen gibt.

Weltwoche: Vertrauen in was?

Murray: Vertrauen in die Wissenschaft zum Beispiel. Wenn Sie vor einem Jahr gefragt worden wären: «Glauben Sie, dass irgendjemand – geschweige denn das ganze Land – zustimmen wird, sich in sein Haus einzuschliessen? Glauben Sie, dass sich Menschen, die sich nicht in einer festen sexuellen Beziehung befinden, per Regierungserlass zur Keuschheit zwingen lassen?», denke ich, Sie hätten gesagt: «Nein, das kann ich mir unmöglich vorstellen.» Doch als die Wissenschaftler vor die Presse traten und sagten: «Ihr müsst in euren Häusern bleiben», taten wir genau das.

Weltwoche: Da ist eine interessante Dynamik im Spiel. Viele unserer westlichen Führer haben in der Pandemie autoritäre Züge entwickelt. Die Menschen scheinen nicht nur damit klarzukommen, sondern verlangen sogar nach mehr Einschränkungen. Einige scheinen sogar Gefallen daran zu finden, Mitbürger zurechtzuweisen, von denen sie glauben, dass sie gegen die als heilig betrachteten Covid-Regeln verstossen. Was mich zu der Frage führt: Ist dieses Coronavirus eher eine grössere Gefahr für den gesunden Menschenverstand als für die körperliche Gesundheit?

Murray: Unser Verständnis des Virus hat sich im Laufe des Jahres verändert. Ich denke, die Historiker werden auf diese Epoche zurückblicken und sagen, wir hätten überreagiert. Offensichtlich ist es unangebracht, unsere gesamte Wirtschaft lahmzulegen. Bemerkenswert ist, wie Sie



«Wir haben keine Garantie, dass es nicht wieder passiert»: Präsident Xi Jinping in Wuhan, 10. März 2020.

in Ihrer Frage anmerken, dass Politiker in der Tat auf Anregungen aus der Öffentlichkeit reagieren. Die Öffentlichkeit sagt: «Wir wollen eingeschlossen werden», und die Politiker antworten: «Okay, dann müssen wir euch eben einschliessen.» Die interessante Frage lautet: Sind die Leute wirklich ehrlich, wenn sie sagen: «Wir sollten uns in unseren Häusern einschliessen»? Oder sagen sie es bloss, weil sie denken, es sei opportun, dies zu sagen? Wir stecken im Moment in diesem bizarren Kreislauf fest, in dem die Politiker auf eine Öffentlichkeit reagieren, die das sagt, was sie glaubt, sagen zu müssen, basierend auf dem Wissen, das ihr von den Politikern vermittelt wird.

Weltwoche: Ein erster Vorbote des Unheils erreichte uns am 9. Januar, als die WHO bekanntgab, dass in Wuhan, China, ein tödliches Virus aufgetreten sei. Seither sind wir rund um die Uhr damit beschäftigt, mit dem Virus fertigzuwerden. Wir haben komplett aus den Augen verloren, wie wir überhaupt in dieses Schlamassel geraten sind. Ist es heute noch wichtig, den Ursprung der Pandemie zu ergründen?

Murray: Ja. Aber wir werden vielleicht nie Licht ins Dunkel bringen. Dies, weil die Kommunistische Partei Chinas sicherstellen will, dass wir nichts erfahren. Als die australische

Regierung eine internationale Untersuchung über die Ursprünge des Virus in China vorschlug, drohte die chinesische Regierung dem australischen Volk mit Boykott und anderen Sanktionen. Peking ist in diesen Tagen ausserordentlich aggressiv gestimmt.

Weltwoche: Sie haben kürzlich geschrieben, dass China im Jahr 2020 einer der grössten Coups der Wirtschaftsgeschichte gelungen sei. Während die Weltwirtschaft in eine Rezession stürzte, rechnet China in diesem Jahr mit einem Wachstum von 1,8 Prozent.

Murray: Das verblüffend Offensichtliche an diesem ganzen Jahr ist die Tatsache, dass die

«Das Hauptproblem ist, dass China wusste, was passiert, und es niemandem gesagt hat.»

chinesische Regierung von Beginn weg wusste, was sie der Welt mit diesem Virus aufbürden würde. Aber sie hat uns nicht gewarnt und legte so die gesamte Weltwirtschaft lahm. Die Kommunistische Partei Chinas hat gelogen. Sie liess Wissenschaftler verschwinden, liess Menschen umbringen, die uns hätten helfen können, die Wahrheit zu erfahren. Wir können mit Sicherheit sagen: Die Kommunistische Partei Chinas

war 2020 der schlimmste Akteur der ganzen Welt. Und wir müssen dafür sorgen, dass sie für den entstandenen Schaden auf die eine oder andere Weise bezahlt.

Weltwoche: Wie stellen Sie sich das vor?

Murray: Wir sollten ohne Einschränkungen über alle Sanktionsmöglichkeiten sprechen. Wir alle üben, zu Recht, Kritik an unseren eigenen Regierungen und ihren Reaktionen auf diese Pandemie. Aber die Haupttatsache darf dabei nicht vergessen gehen: Zum dritten Mal innert weniger Jahre kam aus China ein sehr gefährliches Virus in die Welt. Das jüngste ist das bisher schlimmste. Wir haben keine Garantie, dass es nicht wieder passiert. Ich bin der Meinung, dass man die Havarie von 2020 nicht einfach abhaken soll und nicht einfach zuschauen darf, wie China in einer tollen, neuen Limousine davonfährt. China hat diesen Crash verursacht, und es soll dafür bezahlen, ob mit Strafzöllen, Sanktionen oder anderem, den Entscheid darüber überlasse ich der Allgemeinheit. Aber dass China zur Rechenschaft gezogen wird, darüber sollte sich die Welt einig werden.

Weltwoche: War die chinesische Regierung nicht einfach disziplinierter im Umgang mit der Krise und kann deshalb wirtschaftlich wieder auftrumpfen, während wir im Westen chaotisch reagieren? >>>



INSIDE WASHINGTON

Impfvorteil für Schwarze

Seien Sie lieber nicht alt und weiss, denn wenn Covid-19 Sie nicht tötet, tun es politisch korrekte Gesundheitsexperten. Letzte Woche erreichte der neue Corona-Impfstoff von Pfizer die USA. Bis Weihnachten sollen 5,1 Millionen Dosen verabreicht werden. Ein zweiter Impfstoff von Moderna mit weiteren 5,9 Millionen Dosen folgt auf den Fersen. Fürs Erste gibt es also nur elf Millionen Dosen. Da jeder Empfänger zwei Impfungen braucht, wird die Frage, wer zuerst geimpft wird, zum heissen politischen Eisen.

Professor Harald Schmidt von der University of Pennsylvania sieht im begrenzten Angebot einen Vorteil. Der *New York Times* sagte der Ethikexperte: «Die ältere Bevölkerung ist weisser. Die Gesellschaft ist so strukturiert, dass sie länger lebt. Anstatt jenen, die schon immer mehr gesundheitliche Vorteile genossen, noch mehr zu geben, können wir anfangen, gleiche Bedingungen für alle zu schaffen.»

Ähnlich argumentiert Peter Szilagyi von der Universität von Kalifornien: Aus Gründen der sozialen Gerechtigkeit müssten unverzichtbare, an vorderster Front tätige Mitarbeiter Impfpriorität erhalten – «weil bei ihnen der Anteil von Minderheiten sowie einkommensschwachen und gering gebildeten Arbeitnehmern» hoch sei. Der Harvard-Epidemiologe Marc Lipsitch würde Lehrer vorerst von Impfungen ausschliessen, denn sie «verdienen Mittelklasse-Löhne, sind sehr oft weiss und haben einen College-Abschluss».

Nach Angaben der britischen *Daily Mail* planen 25 US-Bundesstaaten, Rasse teilweise zum Kriterium für die Reihenfolge der Impfungen zu machen. Nachdem sie monatelang die Öffentlichkeit mit moralischem Ton belehrt hatten, dass das Virus nicht diskriminiert, beabsichtigen diese Vertreter des Gesundheitswesens, genau dies zu tun – «ein bisschen».

Amy Holmes

Murray: Als Polizeistaat hat man in Krisen gewisse Vorteile. Das Hauptproblem ist jedoch, dass die chinesische Regierung wusste, was passiert, und es niemandem gesagt hat. Ich bin kein Verschwörungstheoretiker, aber eine Untersuchung der Freisetzung des Virus ist sehr wichtig, denn es gibt ein unheimliches Timing bei dieser Sache. Amerika war gerade dabei, einen Handelskrieg mit China zu gewinnen. China, das sowohl innenpolitisch als auch international gezeigt hat, dass es absolut alles zu tun bereit ist, um zu gewinnen, schaffte es, ob versehentlich oder auf andere Weise, ein tödliches Virus freizusetzen, das alle Volkswirtschaften der Welt, einschliesslich der amerikanischen, lahmlegte. Das sieht nach einem brillant glücklichen Zufall für die Kommunistische Partei Chinas aus. Ich denke, man muss dem auf den Grund gehen und dann entsprechende Konsequenzen ziehen.

Weltwoche: Die Pandemie hat massive Folgen für die Weltpolitik und unsere Gesellschaften. Im Februar noch lief die amerikanische Wirtschaft auf Hochtouren. Dass Präsident Trump abgewählt werden würde,

«Woke-Aktivistinnen versuchen, Leute zu identifizieren, die falsch denken und sprechen.»

schien damals unrealistisch. Durch die Plage wird der nächsten Generation eine enorme finanzielle Verschuldung aufgebürdet. Wo orten Sie die dramatischsten Auswirkungen dieser Pandemie?

Murray: Man kann nicht mehr sagen, dass diese Generation, die jetzt aufwächst, die glücklichste der Geschichte ist. Das war bis vor kurzem noch so. Jetzt nicht mehr. Wer wohlhabend und im mittleren oder höheren Alter ist und ein Haus oder einen schönen Garten hat, wird das Jahr 2020 eher entspannt sehen. Nicht so, wenn Sie eine Unterkunft im Zentrum einer überbewerteten Stadt gemietet haben. Und nicht so, wenn Sie nicht verheiratet oder wenn Sie Student sind, dem man sagt, er dürfe sich nicht unter seine Kommilitonen mischen. Er muss sich verschulden, um sein Studium durchzuführen, aber er darf die Freuden des Studierens nicht geniessen. Und diese Generation wird mit einer enormen Staatsverschuldung belastet. Das ist die grosse Herausforderung der kommenden Jahre. Die jüngere Altersgruppe wird eine massive politische Gegenleistung dafür einfordern, und das mit gutem Grund.

2020 war geprägt von sozialen Umwälzungen und Protesten. In den USA kam es, ausgelöst durch den gewaltsamen Tod von George Floyd in Minneapolis im Mai, zu Demonstrationen gegen Rassismus in Städten quer durch die USA. Geschäfte wurden geplündert, Statuen

und Kulturdenkmäler wurden gestürzt. Amerika erlebe einen «jakobinischen Moment», stellte das *Wall Street Journal* fest, einen Kulturputsch gegen Amerikas Institutionen.

Die treibende Kraft hinter den Unruhen und Bilderstürmen waren Aktivisten, die sich als *woke* bezeichnen. *Woke* bedeutet so viel wie «wachsam» oder «sensibel» gegenüber Ungerechtigkeit und Rassismus. Eine klare Vorstellung, was mit welchem Ziel bekämpft werden soll, war nicht auszumachen. «Es gibt in diesen Zeiten des schnellen Wandels keine vereinbarte Ethik in Bezug auf das, was aus der Vergangenheit bleiben darf», sagte Douglas Murray nach Ausbruch der Unruhen im Interview mit der *Weltwoche*. Die Menschen auf den Barrikaden seien zutiefst unwissend. «Unwissende Menschen sind anmassend, so dass sie sich selbst zum Richter, zu Geschworenen und Henkern der Vergangenheit ernennen, ohne etwas von Geschichte zu verstehen.»

Weltwoche: Die Unruhen sind inzwischen abgeklungen. Doch die *woke*-Kultur durchdringt die westliche Gesellschaft. Weshalb ist sie so populär?

Murray: Was sie so anziehend macht, ist ihr Versuch, alle Ungerechtigkeiten aus der Welt zu schaffen. Sie hat einen religiösen Anspruch. Es ist das Himmelreich, aber auf der Erde. Ich denke, dies ist nicht nur unerreichbar, sondern auch unerwünscht.

Weltwoche: Was sind die Wurzeln der *woke*-Kultur?

Murray: Die Ursprünge liegen in der linken amerikanischen akademischen Welt. In etwas geringerem Mass handelt es sich um eine Form der französischen Theorie, die nach Amerika übergeschwappt ist: um den Nachkriegsdekonstruktivismus. Dies bietet eine Art intellektuelles Gerüst. Es ist ein ziemlich schlechtes und in sich enorm widersprüchliches Gerüst, das dem Leben einen Sinn geben soll.

Weltwoche: Die *woke*-Kultur geht weit über das Niederreißen von Statuen hinaus. Meinungsbeiträge werden aus Zeitungen verbannt und Redner an Universitäten niedergebüllt. Ein neuer Begriff macht seit diesem Jahr Schlagzeilen: *cancel culture*, zu Deutsch: Absage- oder Löschkultur. Wer sich nicht dem Gruppendenken anschliesst, wird ausgegrenzt, wer Werte vertritt, die als fortschrittsfeindlich gelten, wird geächtet. Warum breitet sich *cancel culture* so schnell aus?

Murray: Sie ist ein Versuch, die *woke*-Kultur durchzusetzen und die Grenzen der Kultur zu überwachen. Sogenannte *woke*-Aktivistinnen versuchen, Leute zu identifizieren, die «falsch» denken und sprechen. Sie versuchen, deren Ruf zu ruinieren. Sie tun dies öffentlich, um Abschreckung zu erwirken. Das ist eine sehr wirkungsvolle Taktik. So setzt man jede unerwünschte Ideologie durch. Sie wählen ihre



«Wer sich nicht anschliesst, wird ausgegrenzt»: «Black Lives Matter»-Aktivisten stürzen Edward-Colston-Statue in Bristol.

Ziele ganz bewusst aus. Sie haben sich hochkarätige Personen ausgesucht, um eine möglichst grosse Wirkung zu erzielen

Ist cancel culture ein kurzlebige Phänomen, oder wird sie unsere Gesellschaft nachhaltig prägen?

Murray: Ich bin sehr zuversichtlich, dass sie auslaufen wird. Sie wird enden, wenn mehr Leute den Mut finden, ihr entgegenzutreten. Ich persönlich mag die ganze Diskussion um das Thema *cancel culture* nicht, ich halte sie sowohl auf Seiten der Opfer als auch auf Seiten der Unterdrücker für weinerlich. Niemand wird mich canceln. Niemand wird mich zum Schweigen bringen.

Weltwoche: Zur wohl prominentesten Zielscheibe wurde J.K. Rowling. Im Juni reagierte die Autorin von «Harry Potter» auf einen Meinungsartikel, in dem von «Menschen, die menstruieren» die Rede war, mit den Worten: «Ich bin sicher, dass es früher ein Wort für diese Leute gab. Kann mir jemand weiterhelfen? Wumben? Wimpund? Woomud?», schrieb Rowling in Anspielung auf das englische Wort *women* für Frauen. Ein Proteststurm brach los. Kritiker bezeichneten Rowling als «transphob». Sehen Sie in diesem Trend eine grundsätzliche Bedrohung für die Meinungsfreiheit?

Murray: Das Phänomen ist aus mehreren Gründen eine Bedrohung. Man versucht, Diskussionen abzuwürgen, die zu führen wichtig sind. Die meisten Menschen, die Kinder zur Welt bringen, scheinen Frauen zu sein. Kann man dies ändern, wenn man die Sprache ändert? Das ist eine törichte Annahme und eine Lüge. Dieser Trend macht uns alle dümmer. Er zwingt uns, Dingen zuzustimmen, von denen wir wissen, dass sie nicht wahr sind. Es

Alle Medien kämpfen mit Problemen, die amerikanischen jedoch leiden an einer schweren Krankheit.

ist demoralisierend, wenn man mir sagt, ich solle niemals zugeben, dass die Geschlechter unterschiedlich sind. Wir kennen die Unterschiede zwischen Mutter und Vater schon sehr früh. Den Leuten zu sagen, dass es diese Unterschiede nicht gibt, ist ein Angriff auf eine unserer ersten Erfahrungen im Leben. Wenn man diese fundamentale Unterscheidung zwischen Mutter und Vater in Abrede stellt, dann frage ich mich, was überhaupt noch gilt.

Weltwoche: Manchmal scheint es, als würden die Werte unserer Gesellschaft

weggespült wie Sandburgen am Strand. Jeden Monat scheinen neue Geschlechtervariationen aufzutauchen, aus denen man auswählen kann. Transgender wird als neue Norm gefeiert, egal, wie selten das Phänomen ist. Ärzte, Lehrer und Politiker werben für Hormontherapien, die die Gesundheit von Teenagern bedrohen. Gibt es überhaupt noch etwas, woran sich junge Menschen als Leitbild im Leben orientieren können?

Murray: Die Antwort lautet ganz klar: ja. Aber Leitbilder müssen gut begründet und vehement vertreten werden. In unserer Zeit gibt es diesbezüglich ein grosses Defizit unter Erwachsenen. Die Erwachsenen drücken sich davor, Stellung zu beziehen. Sie halten mit ihrem Wissen hinter dem Berg und tun so, als wüssten sie von nichts. Sie lassen sich einschüchtern. Sie werden immer wieder von Leuten zum Schweigen gebracht, die weniger wissen als sie. In ganz Europa gab es Zeiten, in denen das Alter einen hohen Stellenwert hatte. Vor dem Ersten Weltkrieg war es vielerorts üblich, dass die Menschen älter aussehen wollten, als sie waren. In unserer Zeit will man jünger aussehen, als man ist. Das gilt auch für die geistige Verfassung. Früher haben die Jüngeren so getan, als wüssten sie mehr, als sie

tatsächlich im Kopf hatten. Jetzt tun die Älteren so, als wüssten sie weniger, als sie wirklich wissen. Das ist nicht hilfreich, wenn es darum geht, eine neue Generation zu erziehen, nicht hilfreich, um die Jugend zu ermutigen. Unentschlossenes Verhalten wird sie nur desorientieren.

Weltwoche: Was schlagen Sie vor?

Murray: Wir sollten sicherstellen, dass wir uns so stark wie möglich für die Institutionen und Werte einsetzen, die uns wichtig sind. Dazu gehören unser Regierungssystem, unser Rechtssystem, unser Bildungssystem, sofern es nicht völlig korrumpiert wurde. Und wir sollten an unseren Kulturen festhalten, die uns hervorgebracht haben. Wir sollten anerkennen, dass sie unsere Vorfahren geprägt haben und auch uns prägen.

Weltwoche: Ein Grossereignis des Jahres 2020 waren die US-Präsidentschaftswahlen. Mit beispielloser Einseitigkeit stellten sich die meisten Medien hinter Joe Biden und gegen Präsident Donald Trump. Der Höhepunkt der Parteinahme wurde erreicht, als die *New York Post* kompromittierende Dokumente aus einem Laptop von Hunter Biden veröffentlichte, die dubiose Geschäftstätigkeiten offenlegten, in die möglicherweise auch Vater Joe Biden involviert war. Fernsehen, Radio und Zeitungen ignorierten die Geschichte komplett. Haben die politischen Medien ihre Glaubwürdigkeit verspielt?

Murray: Alle Medien auf der Welt kämpfen mit Problemen, die amerikanischen jedoch leiden an einer schweren Krankheit. Wie wir aufgrund von geheim aufgezeichneten Tonaufnahmen der Enthüllungsplattform Project Veritas wissen, sagte der CNN-Präsident Jeff Zucker, man werde die Hunter-Biden-Story unter dem Deckel halten.



«Big Tech ist zum Feind geworden»: Twitter-Gründer Dorsey.

Weltwoche: Doch nun beginnen CNN und andere Medien darüber zu berichten.

Murray: Jetzt, da die Wahlen vorbei sind, berichtet CNN plötzlich über die Untersuchung der Verbindungen zwischen der Familie Biden und China. Der Sender tut so, als sei die Story neu aufgetaucht. Nichts daran ist neu. Alle Medien wussten schon vor der Wahl davon, aber sie wollten, dass ihr Mann gewählt wird. Sie waren bereit, zu lügen und Geschichten zu vertuschen. Sie hatten vier Jahre lang schlechte Nachrichten über den Präsidenten verbreitet, und als dann wirklich eine Geschichte von Substanz auftauchte, verschlossen sie Augen, Ohren und Mund. Das ist ein Skandal. In einem solchen Moment bin ich froh, kein Amerikaner zu sein. In vielerlei Hinsicht bewundere ich das

Land, aber die meisten seiner Medien stinken zum Himmel. Sie sind verfault.

Weltwoche: Auch Big Tech ergreift Partei. Immer häufiger unterdrücken Twitter und Facebook Nachrichten von konservativen Nutzern. Twitter ging sogar so weit, den Link zur Geschichte der *New York Post* über Hunter Bidens Laptop zu zensurieren. Big Tech ist zu einem politischen Machtfaktor aufgestiegen. Erachten Sie es als nötig, diese neuen Mächtigen einer Kontrolle zu unterwerfen?

Murray: Im Laufe des Jahres ist meine Skepsis gegenüber Big Tech massiv gewachsen. Der Moment, der bei mir das Fass zum Überlaufen brachte, war die Zensur der Enthüllungsgeschichte der *New York Post*. Dass Twitter und Facebook es wagen konnten, die älteste Zeitung

Gerstensuppe neu erleben



Amerikas, gegründet von Alexander Hamilton, zum Schweigen zu bringen, war ein absoluter Skandal. Facebook, Google und Twitter bestimmen nun, was wir wissen dürfen. Diese unglaubliche Anmassung ist verblüffend. Big Tech ist zum Feind geworden, er muss zerschlagen werden.

Weltwoche: Das wäre ein Akt des Interventionismus und stünde im Widerspruch zum freien Markt.

Murray: Früher hätten Monopol- und Fusionskommissionen solche manipulativen Machtfaktoren zerschlagen. Zu den traurigsten Entwicklungen des Jahres gehört, dass so viele kleine und mittlere Unternehmen an die Wand gefahren werden. Die schlimmsten monolithischen Unternehmen, die bereits dominant waren, haben ihre Macht exponentiell vergrössert. Ich denke da an Amazon. Das ist eine Katastrophe für unsere Gesellschaften, eine Katastrophe für faire Geschäftspraktiken, eine Katastrophe für jeden, der gegen Monopole ist.

Weltwoche: Sehen Sie Handlungsbedarf?

Murray: Nichts wird passieren, bis die Regierungen anfangen, gegen Big Tech vorzugehen. Ich würde es gerne sehen, dass die amerikanischen Behörden gegen sie anrücken. Ich würde gerne sehen, dass sie von Land zu Land gejagt werden. Ich würde gerne sehen, wie sie zahlen.

Weltwoche: Während der Pandemie haben die Feinde der offenen westlichen Gesellschaft nicht geschlafen. Im Oktober haben Islamisten zwei Menschen in Frankreich in aller Öffentlichkeit enthauptet. Einer der Mörder war kurz vor der Tat als sogenannter Migrant mit dem Boot nach Europa gekommen. Frankreichs Präsident Macron sprach aus, was in dieser Deutlichkeit vor ihm kein Staatsoberhaupt sagte: «Europa

muss das Schengen-Abkommen mit den offenen Grenzen überdenken und die Aussengrenzen verschärfen.» Wird Europa nun endlich aufwachen und die Bedrohung durch den islamistischen Terrorismus ernst nehmen?

Murray: Nein, das wird es nicht. Was bisher unternommen worden ist, sind Minischritte. Übrigens ist Macron nicht der erste europäische Staatschef, der schärfere Aussengrenzen verlangt. Ungarns Premier Viktor Orbán wurde mit Kritik überhäuft, als er vor fünf Jahren dasselbe forderte. Jetzt, da Präsident Macron endlich davon spricht, scheint das weniger verwerflich. Vielleicht wird es

«Wir zahlen einen zu hohen Preis, wenn in Frankreich mutige Lehrer und Kirchgänger geköpft werden.»

dereinst akzeptabel, auszusprechen, was die Mehrheit der europäischen Öffentlichkeit denkt: Wenn man keine Aussengrenzen hat und durchlässige Binnengrenzen, dann ist ständig die Hölle los.

Weltwoche: Nach seiner Kampfansage gegen den Islamismus wurde Macron in der arabischen Welt zum Feindbild. Statt sich mit dem Franzosen zu solidarisieren, lassen ihn die europäischen Verbündeten im Stich. Nehmen Europas Führungskräfte den Kampf gegen den gewalttätigen Islamismus nicht ernst?

Murray: Nein, ich glaube nicht. Sie nehmen ihn nicht ernst, weil sie denken, dass es ein zu hoher Preis ist, der zu zahlen wäre. Ich denke aber, wir zahlen einen zu hohen Preis, wenn in Frankreich mutige Lehrer und Kirchgänger geköpft werden. Wir zahlen einen zu hohen Preis, wenn Menschen morden, die überhaupt

nicht auf unserem Kontinent sein sollten. Die Mörder sind die Hauptschuldigen. Aber in zweiter Linie gebe ich Leuten die Schuld, die sie hereingelassen haben. Ich würde mir wünschen, dass sich die europäische Öffentlichkeit endlich gegen die Politiker wendet, die so ausserordentlich lax mit unserer kollektiven Sicherheit, mit unserer kollektiven Kultur, mit unserem Kontinent umgehen.

Weltwoche: Angela Merkels Amtszeit läuft ab. Boris Johnson hat während der Covid-Krise viele enttäuscht. Emmanuel Macron wird durch innenpolitische Spannungen aufgegeben. Joe Biden wirkt kraftlos und uninspiriert. Wo sind die neuen, starken Führungsfiguren, die uns wieder zur Normalität zurückführen können?

Murray: Alle haben während des Lockdown «The Crown» geschaut. Die Serie hat viele Makel und historische Ungereimtheiten und ist schrecklich unfair mit unserer Königin. Und mit Margaret Thatcher. Was man in «The Crown» nicht richtig darstellt, ist, dass Thatcher über die Zeit gereift ist. Sie hatte von Beginn weg sehr starke Überzeugungen und Prinzipien, aber die Feuer, durch die sie ging, machten sie zur grossen Figur. Das Gleiche galt für Ronald Reagan und für viele grosse Persönlichkeiten in der Geschichte. Sie werden nicht als Führer geboren. Die Zeit formt sie. Ich bin also nicht so pessimistisch, was neue Führungspersönlichkeiten anbetrifft. Grosse Umwälzungen und schlimme Ereignisse sind wie ein Läuterungsfeuer, aus dem neue Führungsfiguren aufsteigen.

Douglas Murray: «Wahnsinn der Massen – Wie Meinungsmache und Hysterie unsere Gesellschaft vergiften»; Finanzbuch; 352 S., Fr. 39.90

Vermögensverwaltung neu erleben

Jetzt Termin
vereinbaren

© UBS 2020. Alle Rechte vorbehalten.

Die neue Generation der Vermögensverwaltung: **UBS My Way**

ubs.com/myway



Impfe sich, wer kann

Impfgegner und Impfskeptiker gibt es, seit es Impfungen gibt. Die Wirklichkeit widerlegt sie seit 300 Jahren.

Christoph Mörgele

Simonetta Sommaruga hat Glück, dass sie das Bundespräsidium Ende Jahr weiterreichen kann. So ist sie der ihr unangenehmen Pflicht enthoben, die Schweizer Bevölkerung laut und dringlich zur Covid-Impfung aufzurufen. Die SP-Frau gehört nämlich zu den wichtigsten Impfskeptikerinnen des Landes und stiess einst als Konsumentenschützerin unsanft mit einem gewissen Daniel Koch vom Bundesamt für Gesundheit (BAG) zusammen. Sommaruga verantwortete eine impfkritische Schrift, der das BAG siebzig Unstimmigkeiten und Fehler nachgewiesen hat. Sie betonte die «Risiken» und fragte: «Warum setzen sich die Gesundheitsbehörden nicht dafür ein, dass man die langfristigen Auswirkungen von Impfungen ebenso seriös untersucht wie die Auswirkungen der Erkrankungen?» Damit sprach Simonetta Sommaruga das aus, was alle Impfgegner denken: Die Impfung ist schlimmer als die Erkrankung, die sie zu verhindern vorgibt.

Richtig ist das Gegenteil: Auch in der Medizin ist Prävention immer besser als eine nachträgliche Korrektur. Aufgrund dieser Erkenntnis hat die Kontrollstelle Swissmedic die Impfungen gegen Covid-19 im Rekordtempo zugelassen. Bei Pfizer/Biontech wurden 3 Millionen Impfdosen bestellt, mit denen – wegen notwendiger doppelter Impfungen – 1,5 Millionen Personen versorgt werden können. Mit dem Impfstoffhersteller Moderna wurden Verträge für fast 4,5 Millionen Impfdosen unterzeichnet, Astra Zeneca soll gegen 5,3 Millionen liefern. Die Verabreichung der Impfungen wird für die Bevölkerung gratis erfolgen, eine Impfpflicht ist nicht vorgesehen. Doch sind die verwendeten Substanzen auch sicher?

Darüber entbrannte der Streit, bevor die verschiedenen Impfstoffe auch nur bekanntgeworden sind. Vor allem wegen der Gentechnologie äussern sich warnende Stimmen mit und ohne akademische Titel. Weniger die bei allen Impfungen unvermeidlichen Nebenwirkungen erscheinen als Problem, sondern mehr die Furcht vor Veränderungen des Erbgutes. Die Wissenschaftler und die Herstellerfirmen können sich noch so abmühen, entsprechende Be-

denken zu zerstreuen. Angesichts leicht zu schürender Ängste gegenüber jeder Art von «Genmanipulationen» haben die Kritiker ein vergleichsweise leichtes Spiel. Dabei wird unser Erbgut im Zellkern aufbewahrt, in den die Anti-Covid-Vakzine absolut nicht eindringen kann.

Viel Lärm um wenig

Da die Medien besser von schlechten als von guten Nachrichten leben, werden sie schwerer verlaufende Nebenwirkungen – die sich bei keiner Impfung ganz ausschliessen lassen – sensationell aufbauschen. Vor allem Allergiker können heftige Immunreaktionen zeigen. Vergleichsweise normal verlaufen demgegenüber andere Reaktionen des Immunsystems auf den Impfstoff wie Schwellungen, Schmerzen und Rötungen an der Einstichstelle, aber auch Müdigkeit, Übelkeit oder Kopfschmerzen. Bereits geistern Schlagzeilen über schlimme Zwischenfälle durch die Presse. Das Publikum tut gut daran, sich angesichts der heutigen sozialen Medien auf ein heftiges Trommelfeuer von Impfkatastrophen einzustellen.

Nach den bisherigen Erfahrungen müssen wir uns auch im Fall von Covid-19 auf eine wahre Flut von wissenschaftsfeindlichen Gerüchten, Falschinformationen und Verschwörungstheorien gefasst machen. Alle Studien zeigen: Junge lassen sich davon eher beeindrucken als Ältere, Frauen häufiger als Männer, politisch am rechten oder linken Rand Stehende eher als jene, die sich Mitte-rechts, in der Mitte oder Mitte-links verorten. Auch sind irrational und unwissenschaftlich argumentierende Impfgegner zu unterscheiden von den oft medizinisch ausgebildeten, alternativmedizinisch ausgerichteten Impfskeptikern. Sie zweifeln das Impfen nicht grundsätzlich an, wohl aber die dabei gewählten Stoffe, die Zeitplanung oder die Strategie.

Auch in der Medizin ist Prävention immer besser als eine nachträgliche Korrektur.

theorien gefasst machen. Alle Studien zeigen: Junge lassen sich davon eher beeindrucken als Ältere, Frauen häufiger als Männer, politisch am rechten oder linken Rand Stehende eher als jene, die sich Mitte-rechts, in der Mitte oder Mitte-links verorten. Auch sind irrational und unwissenschaftlich argumentierende Impfgegner zu unterscheiden von den oft medizinisch ausgebildeten, alternativmedizinisch ausgerichteten Impfskeptikern. Sie zweifeln das Impfen nicht grundsätzlich an, wohl aber die dabei gewählten Stoffe, die Zeitplanung oder die Strategie.



Überzeugende historische Erfahrung.

Eine Studie der britischen Psychologen Karen M. Douglas und Daniel Jolley von 2017 ging der Frage nach, mit welchen Argumenten sich Impfgegner und Impfskeptiker am ehesten überzeugen lassen. Die eine Gruppe der Untersuchten erhielt zuerst Fakten auf dem aktuellen Stand der Wissenschaft zu lesen, dann erst die Aussagen von Impfkritikern und die gängigen Verschwörungstheorien. Bei der anderen Gruppe wurde umgekehrt vorgegangen. «Die Ergebnisse legen nahe, dass Menschen gegen die potenziell gefährlichen Effekte von Anti-Impfverschwörungstheorien immunisiert werden können», meinen die Autoren. Dies funktioniere indes nur, wenn sie möglichst früh die notwendigen Fakteninformationen erhielten. Denn wenn sich die ablehnenden und falschen Theorien über das Impfen erst einmal festgesetzt hätten, sei es schwierig, diese wieder zu korrigieren.

Die verantwortlichen Behörden und die mitverantwortlichen Medien sollten deshalb den negativen Effekten von Impfverschwörungstheorien mit gezielter Aufklärung zuvor kommen. Indem Prominente wie Politiker, Persönlichkeiten aus dem Showbusiness oder Sportler beim Impfen mit gutem Beispiel vorangehen, können sie Zweifler überzeugen. Am glaubwürdigsten dürfte aber für die meisten Menschen das persönliche Gespräch mit dem Arzt oder Apotheker bleiben.



Überzeugen müsste die Impfgegner und Impfskeptiker aber vor allem die historische Erfahrung. Am 8. Mai 1980 konnte die Weltgesundheitsorganisation (WHO) offiziell feststellen, dass mit dem Erreger der Pocken erstmals eine Infektionskrankheit endgültig ausgerottet werden konnte – und zwar ausschliesslich dank konsequent und global durchgeführter Impfungen. Die Viruskrankheit hatte über Jahrhunderte ganze Landstriche verheert und etwa einen Drittel der Infizierten dahingerafft; viele erblindeten oder trugen ein entstelltes Gesicht davon, etwa Abraham Lincoln oder Josef Stalin. Früh schon wurde erkannt, dass einen Überlebenden der Pocken die Krankheit kein zweites Mal befiehl. Um 1720 kam die noch keineswegs ungefährliche Variolation aus dem Orient in den Westen, nämlich die Übertragung von Eiter der Pockenpusteln von Mensch zu Mensch. Allzu oft kam es allerdings statt zur erwarteten Immunisierung zu einem heftigen Krankheitsausbruch. Erst mit der Vakzination des englischen Landarztes Edward Jenner setzte sich die Impfung 1796 erfolgreich durch: Er ritzte die menschliche Haut mit einer Lanzette und führte Pockeneiter von Kühen in den Menschen ein. Für viele Jahrzehnte blieb diese Pockenprävention die einzige wirkungsvolle Impfung; sämtliche Aktionen der Impfgegner bezogen sich auf sie.

Karikaturisten in Grossbritannien zeichneten als Folge der Kuhpockenimpfung Geimpfte, denen aus dem Arm, dem Mund, der Nase oder dem Ohr kleine Kühe entsprangen; einem Betroffenen wuchsen sogar Hörner. Besonders farbig schilderte 1843 der Berner Pfarrer Jeremias Gotthelf im Roman «Anne Bäbi Jowäger» die ländlichen Impfgegner, die sich dem als «gottlos» gescholtenen Verfahren entziehen wollten – allerdings mit üblen Folgen. In Deutschland organisierte sich der Widerstand vor allem nach dem Reichsimpfgesetz von 1874. Das Monatsblatt *Der Impfgegner*, der «Deutsche Bund der Impfgegner» sowie der «Verein impfgegnerischer Ärzte» bildeten ihre Sprachrohre. Manche Kritiker bezweifelten lediglich den «Impfzwang» oder befürchteten unvorhersehbare Langzeitwirkungen. Viele Vegetarier verwahrten sich gegen das Einbringen tierischen Materials, nämlich der Impflymphe aus Kuhpocken, in den menschlichen Körper. Naturheilkundler beurteilten Pockenerkrankungen lediglich als eine Folge mangelhafter Reinlichkeit und empfahlen regelmässiges Lüften, persönliche Körperhygiene und gesunde Ernährung als einzig mögliche Prävention. Nicht selten vermengten sich Anti-Wissenschaftlichkeit, Bekämpfung von Tierversuchen und Antisemitismus – sei doch das Impfen eine Erfindung jüdischer Ärzte, die sich bloss bereichern wollten.

Sobald aber lokale Pockenepidemien auftraten, gerieten die Impfgegner in die Defensive. Dann, so spottete 1905 die NZZ, würden «Impfgegner ebenso zum Impfarzt springen wie die Impffreunde».

In schlechter Gesellschaft

Im Jahr 1885 liess der Chemiker Louis Pasteur in Paris einen neunjährigen Elsässer erstmals gegen Tollwut impfen. Auch gegen Cholera, Typhus und die jahrtausendlang so gefürchtete Pest wurden noch im 19. Jahrhundert Impfstoffe gefunden. Emil Adolf von Behring entwickelte 1913 in Frankfurt am Main einen Impfstoff gegen Diphtherie, die französischen Wissenschaftler Albert Calmette und Camille Guérin fanden 1921 die nach ihnen benannte BCG-Impfung gegen Tuberkulose. Fatalerweise können die abgeschwächten Erreger ihre Virulenz wiedererlangen. In Lübeck kam es wegen einer irrtümlichen Vermischung von abgeschwächten und virulenten Erregern zu einer eigentlichen Impfkatastrophe: Von 250 Kindern starben 77, weitere 131 erkrankten an Tuberkulose.

Durch systematisches Impfen seit den 1950er Jahren sind zwei von drei Virenstämmen, die für die gefürchtete Kinderlähmung verantwortlich sind, weltweit ausgerottet. Schwierigkeiten bei den Impfanstrengungen machten vor allem islamische Staaten, die dahinter eine Verschwörung der USA zwecks Verbreitung von Krebs und Aids vermuteten. Auch streng evangelikale Sekten verweigerten sich der Polio-Impfung, weshalb noch in neuerer Zeit – etwa in den Niederlanden – lokale Ausbrüche der Kinderlähmung zu beklagen waren.

Hepatitis-B-Impfungen würden Multiple Sklerose hervorrufen, behaupten ihre realitätsfremden Gegner. Die für Kleinkinder nicht selten tödlichen Masern breiten sich in den letzten Jahren wieder aus: Der Grund besteht in der Nachlässigkeit beziehungsweise Impfskepsis der Eltern. Auch Ex-Konsumentenschützerin Simonetta Sommaruga trägt hier eine Mitverantwortung. Da ist es gut, dass der Bundesrat im hoffnungsvollen Impfbjahr 2021 nicht durch eine Impfskeptikerin angeführt wird. Sondern vom fortschrittsfreundlichen Guy Parmelin, den die Lebenswirklichkeit seines Bauernhofs geredet hat.



«An der Liebe sind wir nicht gescheitert»

Tamy Glauser und Dominique Rinderknecht, das berühmteste Lesbenpaar der Schweiz, ist nicht mehr. Über den Anfang vom Ende wollten Tamynique schweigen. Bis die *Weltwoche* anklopfte.

Michael Bahnerth und Roman Zeller

Die Liebe sucht sich ihren eigenen Weg. Immer, und manchmal verläuft sie sich dabei und macht Umwege, läuft sich selbst nicht mehr in die Arme, sondern davon, manchmal bleibt sie einfach stehen. Und ganz selten scheint sie all das zu tun und trotzdem auf dem richtigen Weg zu bleiben. Als zuerst Dominique Rinderknecht und dann Tamy Glauser, dieses Traumpaar, das sich im November trennte, in die «Tina-Bar» kam, konnte man sehen und, ja, fühlen, dass hier zwei Menschen sind, die weder sich selbst noch die Liebe verloren haben, trotz ihrer Entscheidung, sich freizugeben. Jetzt sind sie vielleicht kein Traumpaar mehr, aber immer noch zwei Menschen mit einem Traum.

Weltwoche: Wir hatten beim Shooting gerade den Gedanken, dass ihr wie ein Traumpaar mit verlorengangenen Traum seid.

Tamy: (*Lacht*)

Domi: *Jöh*, das ist herzig.

Weltwoche: Ist da noch ein Traum nach eurer Trennung im November?

«Ich dachte immer, ich selber könnte nie heiraten, weil es mir so peinlich wäre, vor all den Leuten zu küssen.»

Domi: Der Traum ist, dass wir immer ein Teil vom Leben des anderen sind.

Tamy: Genau. Es spielt keine Rolle, welche Art Beziehung wir leben. Wir tragen einfach eine gegenseitige Verbundenheit in uns.

Weltwoche: Für immer?

Tamy: Auf jeden Fall.

Weltwoche: Jahrelang habt ihr für die Ehe für alle gekämpft, jetzt kommt sie, aber ihr seid kein Paar mehr. Das ist doch doof ...

Domi: Die Ehe für alle hat nichts mit unserer Liebe zu tun. Ich freue mich auf den Moment, wenn sie wirklich gesetzlich verankert ist.

Tamy: Für mich ist es ein Schritt in die richtige Richtung, aber wir sind noch nicht am Ziel. Vielleicht gibt es ein Referendum, dann kommt es vors Volk.

Domi: Ich glaube an das Volk!

Weltwoche: Kommt dann die grosse LGBTQ-Heiratswelle?

Tamy: Nicht mal gross. Mir persönlich geht es nicht darum, dass ich heiraten möchte. Mir geht es um eine Gleichstellung vor dem Gesetz.

Weltwoche: Es geht also ums Prinzip?

Domi: Ich glaube schon, dass viele nicht nur die gesetzliche Gleichstellung, sondern auch heiraten möchten.

Weltwoche: Jetzt, wo der rebellische Kampf bald zu Ende scheint, fürchtet ihr euch davor, dass ihr gewöhnlich werdet wie alle andern?

Tamy: Auf eine Art hoffe ich, dass es zu etwas Normalem wird. Ich muss im Leben kein Rebell sein, um zur Erfüllung zu gelangen.

Domi: Wenn man es mit den Frauenrechten vergleicht, sieht man, dass es, auch mit gesetzlicher Grundlage, sehr lange dauert, bis die Gleichstellung gesellschaftlich angekommen ist.

Weltwoche: Findet ihr nicht, dass die Ehe ein überaltertes Modell ist?

Tamy: Stimmt, im Grunde braucht man sie nicht. Dass sie ein Modell ist, das nicht wirklich funktioniert, sieht man auch an den Scheidungsraten. Wenn ich aber als lesbische Person sage, die Ehe brauche es nicht, fahre ich mehr an die Wand, als wenn ich sage, ich möchte die gleichen Rechte. Wenn wir dann dieselben Rechte haben, können wir die Ehe abschaffen.

Domi: Genau. Oder darüber diskutieren.

Weltwoche: Tamy, was fasziniert dich an der Ehe? In deinem Buch schreibst du, dass du dich darüber aufgeregt hättest, dass deine Stiefeltern nicht verheiratet waren.

Tamy: Wir hatten alle einen anderen Nachnamen. Wenn wir reisten, gab's beim Check-in jedes Mal Theater. Also, es war das Verlangen nach einer «normalen» Familie.

Weltwoche: Träumtest du je von einer perfekten Hochzeit? So ein Märchen-Prinzessinnen-Ding?

Tamy: Nein. Ich dachte immer, ich selber könnte nie heiraten, weil es mir so peinlich wäre, vor all den Leuten zu küssen. Horror.

Weltwoche: Wie war das bei dir, Dominique?

Domi: Ja, schon.

Tamy: Du träumst immer noch davon.

Domi: Aber mehr, weil ich solche Feste liebe.

Tamy: Du liebst es auch, dich in Szene zu setzen.

Domi: Ja, ich habe diesen Traum, auch wenn meine Eltern nie verheiratet waren. Sie trennten sich früh. Das gab mir eine realistische Perspektive bei Beziehungen. Ich bin dankbar, dass sie auch danach ein gutes Verhältnis zueinander hatten. Und nicht in einer scheinheiligen Ehe lebten, die nach aussen super scheint, innerlich aber eine Katastrophe ist. Ich träumte lange von Hochzeit. Heute träume ich von einem Fest der Liebe.

Weltwoche: Wie sähe dieses Fest aus?

Domi: Es wäre eine Riesenparty.

Tamy: Eine Woche lang, auf einem Segelboot.

Domi: Ich würde ein weisses Kleid tragen. Mega *fabulous*.

Weltwoche: Und du, Tamy?

Tamy: Definitiv kein Kleid, ich könnte dann nicht mit Leuten reden. Vielleicht ein Hosenanzug, in Richtung Jean-Paul Gaultier, vielleicht sogar in Weiss, aber sicher kein Kleid.

Domi: Weil weiss einfach mega geil ist.

Weltwoche: Warum kein Kleid, Tamy?

Tamy: Ich fühle mich darin nicht wohl, schon als Kind nicht. Es gab nur ein Röckchen, das ich schön fand, ein pinkes Tutu. Aber wegen des Nicht-Reden-Könnens in einem Kleid ... ich fühle mich unwohl, und das blockiert mich dann. Worüber ich mir Gedanken oder auch Sorgen gemacht habe, war aber vielmehr der Ehering.

Weltwoche: Weswegen?

Tamy: Weil ich Angst hätte, ihn zu verlieren.

Weltwoche: Würdest du einen tragen?

Tamy: Ja.

Domi: Die Frage ist, wie lange sie ihn hätte.

Tamy: Ich sage immer: «*Babe*, einfach dass du das weisst: Wenn ich ihn verliere, ist es nicht, weil ich dich nicht lieben würde, sondern, weil ich ich bin und andauernd Sachen verliere.»

Weltwoche: Ihr kommt so rüber, als ob ihr glücklich verheiratet wärt ...

Domi: (*Lacht*) So geil.

Tamy: Genau. Jetzt gehen wir getrennt ein bisschen Party machen, und dann ziehen wir zusammen.

Weltwoche: Ihr bräuchtet ein Schloss, mit West- und Ostflügel und einer Begegnungszone.



«Es ist fast ein kleines Wunder»: Models Glauser (l.), Rinderknecht.

Domi: Du weisst genau, was wir wollen. Und noch einen Flügel für die Kinder. So, ich muss jetzt aufs WC.

Weltwoche: Tamy, bist du sehr erschrocken, als du feststelltest, dass du lesbisch bist?

Tamy: Das war Horror. Der erste Gedanke war: «Why me?» Ich war siebzehn, 2002. Es war ein wenig, wie wenn ich HIV-positiv getestet worden wäre. Sechs Jahre lang habe ich das verleugnet. Ich ging nach New York. Wenn ich in Bern geblieben wäre, hätte ich mich vielleicht nicht geoutet. Am schwierigsten war der Kampf mit mir selber. Du wächst auf, siehst, wie es sein sollte. Dann realisierst du, dass du das nie haben wirst, wenn du dich selber bist. Das war das Drama. Das Problem war, dass ich mich zu lange angepasst hatte. Ich sah aus wie ein Bub, ich war brauner als die andern, ich war anders. Dann liess ich mir die Haare wachsen, zog die Brille aus – plötzlich war ich ein Cool-Kid, aber ich war nicht mehr ich selbst.

Weltwoche: War es ein Schock für dich, Dominique, als du merktest, dass du bi bist?

Domi: Nein, ich hatte ja Beziehungen mit Männern vor Tamy. Es war nicht so, dass ich mich entscheiden musste. Diese Pansexualität war plötzlich da. Als ich mich in Tamy verliebte, war mir das alles scheissegal.

Tamy: Ich muss noch was sagen. Ich war zutiefst beeindruckt, wie sehr ihr das alles egal war. Ich schlug vor, wir könnten unsere Liebe geheimhalten. Domi sagte: «Nä, ich stelle dich meiner Familie vor.» Dort sagte sie: «Das ist Tamy, wenn jemand ein Problem hat, ist es seines.»

Domi: Ja, da war ich radikal.

Weltwoche: Wenn Dominique sich jetzt in einen Mann verlieben würde, wie sehr würde das schmerzen, Tamy?

Tamy: Ach, in erster Linie ist mir wichtig, dass es ihr einfach gutgeht. Wichtig ist, dass wir in irgendeiner Form unsere Beziehung haben können.

Weltwoche: Eine Ehe verändert die Liebe. Da ist immer ein Mensch da, die Gewohnheit, der Alltag, Abnutzung.

Domi: Stimmt. Das ist schwierig.

Tamy: Was ich schwierig finde, ist das mit dem Sich-Gehören. Ich komme alleine auf die Welt und gehe alleine. Aber dazwischen stelle ich mir mehr vor, dass man sich entschliesst, den Weg zusammen zu gehen. Nebeneinander. Das heisst nicht, dass man aufeinander zuläuft und dann gibt es nur noch das.

Domi: Und man immer im selben Ding bleibt.

Tamy: So würde keiner von uns glücklich. Darum finde ich das Sich-Begegnen und dann gemeinsam in die richtige Richtung laufen schön. Dann schaut man mal links, mal rechts. Aber man weiss, man hat einen Anker.

Domi: Ich finde es schwierig, Versprechungen zu machen, was das Morgen anbelangt. Man kann, wie Tamy sagte, miteinander einen Weg gehen, aber eigenständig bleiben.

Weltwoche: Das macht ihr ja jetzt.

Domi: Voll. Es ist fast ein kleines Wunder.

Tamy: Darum haben wir ja auch dieses Instagram-Video gemacht.

Domi: Genau, wir dachten: «Komm, wir stossen darauf an.» Weil es eben nicht das Ende ist, sondern nur eine neue Form.

Weltwoche: Wie ist denn jetzt der Status quo?

Tamy: Wir sind Partner, immer noch. Einfach nicht mehr in einer gesellschaftlich definierten Beziehung. Domi geht ihren Weg, sie muss sich entdecken. Das Gleiche gilt für mich.

Domi: Es ist einfach gut, so, wie es ist. Alle wollen Erklärungen und Definitionen. Aber es gibt jenseits davon viele Möglichkeiten.

Tamy: Wir mussten entscheiden, weil unser Topf voll war: Nehmen wir einen neuen? Oder überfüllen wir den, den wir haben, bis er bricht?

Domi: An der Liebe sind wir nicht gescheitert.

Weltwoche: Ihr liebt euch, in welcher Form auch immer, aber gemeinsam hattet ihr fette Jahre.

Domi: U huere.

Tamy: Mega. Und sie gehen weiter.

Weltwoche: Wie geht's weiter?

Domi: Ich werd' wahrscheinlich ein paar Monate nach Südafrika gehen, den Segelkurs machen, den ich seit Jahren machen wollte.

Weltwoche: Tamy?

Tamy: Bali vielleicht, surfen. Und dann auf dem Heimweg in Südafrika vorbei.

Domi: Im April haben wir einen Job.

Tamy: Echt? Habe ich vergessen.

«Diese Pansexualität war plötzlich da. Als ich mich in Tamy verliebte, war mir das alles scheissegal.»

Domi: Ich weiss jetzt gar nicht, ob das schon spruchreif ist...

Tamy: Was, denn?

Domi: Egal...

Weltwoche: Das Label Tamynique funktioniert noch?

Tamy: Sicher.

Domi: Wir stehen ja immer noch für das Gleiche, wir sind ja Tamy y Nique. Sagt mal, sind wir eigentlich fertig mit dem Interview?

Weltwoche: Schön wäre, wenn ihr euch gegenseitig noch eine Frage stellen würdet.

Tamy: Dann muss ich zuerst noch was trinken.

Weltwoche: Kein Problem. Die schönste Frage wäre natürlich: Willst du mich heiraten?

Domi: Ah, jösses.

Tamy: Was?

Domi: Ob wir heiraten wollen, das sei die schönste Frage.

Tamy: Ah.

Domi: Das hättet ihr wohl gerne. (Lacht)

Weltwoche: Wir dachten nur, weil ihr zwar getrennt seid, euch aber nicht so fühlt.

Domi: Wir haben eine tiefe Verbundenheit zueinander, schon immer. Und die bleibt. Als wir uns das erste Mal begegneten, hatten wir das Gefühl, wir würden uns ewig kennen.

Tamy: Und ich dachte, das sei so ein One-Night-Stand-Ding.

Weltwoche: Wo war das, das erste Treffen?

Tamy: Im «Kaufleuten»?

Domi: Nein, früher, auf Instagram.

Tamy: Ja. Du hast mich mal auf einer Show gesehen und mir dann geschrieben. Ich dachte: «Oh, Miss Schweiz, noch nie gemacht, schauen wir mal.»

Domi: Sie hat mich fasziniert. Sie ging mir nicht mehr aus dem Kopf. Auch Wochen später nicht. Ich wollte nach Paris, wo Tamy war.

Tamy: Irgendwann schrieb ich nicht mehr, das fand Domi doof. Dann sahen wir uns aber zufällig an einem Event in der Schweiz. Domi sass auf einem Sofa, gegenüber eine Moderatorin.

Domi: Sie platzte einfach rein.

Tamy: Ich sagte: «Hey, saltü, geits guet?» Mir sagte jemand, ich solle aus dem Bild. Ich sagte, ich hätte jetzt gerade gar keine Zeit, und umarmte sie. Dann ging ich wieder.

Weltwoche: Sehr cool.

Tamy: Ja, das war einer der coolsten Momente in meinem Leben.

Domi: Jaaa. Ich dachte: «Wow, was für ein geiler Siech!»

Weltwoche: Tamy, was sind die besten Eigenschaften von Domi?

Tamy: Verständnis, Geduld, Einfühlsamkeit, Feinfühligkeit. Auch wenn ich so wirke, ich bin kein einfacher Mensch. Ich überlege mir zu viel. Und ich finde, ich verdiene nicht so viel, wie sie mir gegeben hat. Das machte es nicht leichter.

Weltwoche: Was war das Wichtigste, das Domi dir beigebracht hat?

Tamy: Dass ich Liebe verdient habe.

Domi: Jöh.

Weltwoche: Und du, Domi?

Domi: Sie ist ungemein kreativ, inspirativ. Sie lehrte mich, auf den wahren Kern des Daseins zurückzufinden.

Weltwoche: Habt ihr nicht das Gefühl, ihr seid füreinander geschaffen?

Domi: Doch. Wir sind ja auch noch im Leben des andern. Das ist unglaublich geil, was wir haben.

Tamy: Yeah.

Weltwoche: Wie gross ist die Trauer darüber, dass der Topf voll war?

Tamy: Wir waren zusammen traurig, weil etwas zu Ende ging, aber wir wussten auch, es war nicht das Ende.

Weltwoche: Zurück zu den Fragen an den andern ...

Domi: Tamy, was wünschst du dir für dich?

Tamy: Dass ich zufrieden bin. Mehr zu geben als zu nehmen in meinem Dasein. Meine Frage ist ein bisschen banaler ... Lädst du mich zu deiner Hochzeit ein, falls du jemand anderen heiratest?

Domi: Ja. Definitiv.

Tamy: Bin ich deine Brautjungfrau?

Domi: So geil. Könnte ich mir vorstellen, aber die Frage ist ...

Weltwoche: Die Frage ist ja: Falls ...

Domi: Ja, eben. Aber ich hab sie beantwortet: Ja!

Traditionelle Berchtoldstag-Veranstaltung

Samstag, 2. Januar 2021, 10.30 Uhr

Live-Übertragung ins Internet und auf Facebook & Youtube

Christoph Blocher

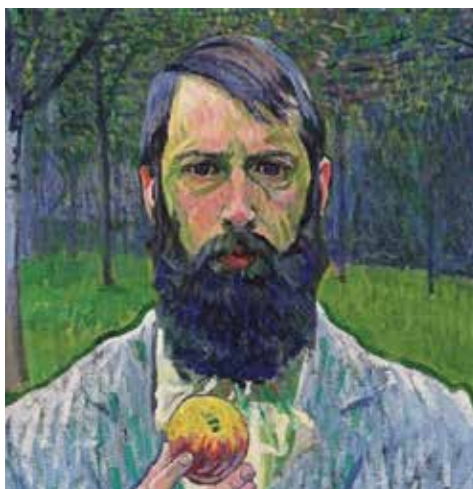
«Würdigung von Solothurner Persönlichkeiten



Josef Munzinger

(1791 – 1855)

«Kämpfer für die Schweiz»



Cuno Amiet

(1868 – 1961)

«Maler der Moderne»



Willi Ritschard

(1918 – 1983)

«Arbeiter im Bundesrat»

und ihre Bedeutung für die heutige Schweiz»

Übertragungen ab 2. Januar, 10.30 Uhr:

- Im Internet unter: www.teleblocher.ch
www.svp-so.ch
- Auf Facebook unter: <https://www.facebook.com/svpso>
- Auf Youtube unter: [TeleBlocher](https://www.youtube.com/TeleBlocher)



Dieser kulturelle Anlass wird Ihnen herzlich empfohlen und präsentiert durch den Verein «Politfuchs» mit seinem Präsidenten **Richard Aschberger** (Grenchen) sowie der **SVP Kanton Solothurn**.

Weitere Informationen: www.svp-so.ch



Wie korrupt ist der Biden-Clan?

Joe Biden behauptet, von den dubiosen Geschäften seiner Familienmitglieder nichts gewusst zu haben. Neue Recherchen deuten darauf hin, dass der nächste US-Präsident nicht die Wahrheit sagt.

Peter Schweizer



Viele Fragen: designierter US-Präsident Biden.

Hunter Biden wird von seinen Business-Deals immer wieder eingeholt. Wie andere Mitglieder der Familie des gewählten US-Präsidenten verstand er es, dank der Beziehung zu seinem Vater Geschäfte mit staatsnahen chinesischen Firmen zu machen, mit der Ex-Frau des Bürgermeister von Moskau, die Kontakte zur russischen Mafia hatte, und mit einem dubiosen Energieunternehmen eines ukrainischen Oligarchen.

Alles begann im Dezember 2013, als der damalige Vizepräsident Joe Biden in Peking eintraf, um über Präsident Obamas Transpazifische Partnerschaft und das aggressive chinesische Vorgehen im Südchinesischen Meer zu diskutieren. Nach ihm stieg sein Sohn Hunter die Gangway der Airforce Two hinunter. Niemand weiss, was er so alles unternahm, während der Vater mit Staatspräsident Xi Jinping konferierte. Doch nur zehn Tage später gab seine kleine Investmentfirma, Rosemont Seneca Partners, ein exklusives Investitionsgeschäft über

1 Mrd. Dollar mit der Bank of China bekannt. Daraus wurde bald der 1,5 Mrd. Dollar schwere Investitionsfonds Bohai Harvest RST, der von Hunter Biden und seiner Firma Rosemont Seneca verwaltet werden sollte.

Das FBI ermittelt

Für ein solches Geschäft hätten Goldman Sachs, die UBS oder die Deutsche Bank alles gegeben. Aber sie gingen leer aus. Den Zuschlag bekam stattdessen eine kleine Investitionsfirma, die zufällig vom Sohn des amtierenden Vizepräsidenten der Vereinigten Staaten geführt wurde. Es gab zahlreiche weitere Geschäftsabschlüsse – in China, in Russland, in Kasachstan und mit einem skandalerschütterten ukrainischen Energieversorger namens Burisma.

All diese Geschäfte haben wir 2018 in «Secret Empires» aufgedeckt, einem Buch, das auf der Bestsellerliste der *New York Times* landete. Die Story erregte Aufsehen, verschwand aber aus den Schlagzeilen. Im selben Jahr nahm das FBI

eigene Ermittlungen zu Hunter Bidens Finanzpraktiken auf. Die Geschichte und die vielen Fragen von Korruption auf höchster Ebene, die in diesem Zusammenhang aufkamen, sind nie ganz verschwunden.

Die Frage, inwieweit Joe Biden Kenntnis von den Aktivitäten seines Sohnes besass oder darin verwickelt war, wurde von seinen demokratischen Mitbewerbern bei den Vorwahlen und auch von Präsident Trump aufs Tapet gebracht. Trumps berühmtes «Telefonat», in dem er die ukrainische Regierung aufforderte, die Beziehungen zwischen Hunter Biden und Burisma zu untersuchen, stand denn auch im Fokus des von den Demokraten angestrebten Amtsenthebungsverfahrens, das vom Senat abgeschmettert wurde.

Im jüngsten Präsidentschaftswahlkampf kam die Story abermals an die Öffentlichkeit, als ein Computertechniker aus Delaware über den Trump-Anwalt Rudy Giuliani Reportern der *New York Post* eine Kopie der Festplatte

Im Fokus der Justiz

Gegen Hunter Biden, den Sohn des neuen US-Präsidenten Joe Biden, sind Ermittlungen wegen Verletzung von Steuer- und Geldwäschegesetzen eingeleitet worden. Sie werden von Bundesstaatsanwälten in Delaware durchgeführt.

Gemäss amerikanischen Medien stehen dabei Geschäfte im Ausland, namentlich in China, im Fokus. An einigen Transaktionen seien Personen beteiligt, die beim FBI Bedenken hinsichtlich der Spionageabwehr geweckt hätten. Gemäss Quellen aus dem Justizapparat haben die Untersuchungen bereits 2018 begonnen.

Kurz vor den Wahlen veröffentlichte die *New York Post* Dokumente, die aus einem Laptop stammen, der mutmasslich Hunter Biden gehörte. Demnach soll Joe Biden von den Geschäften seines Sohnes und seines Bruders James gewusst haben. Ausserdem gibt es Hinweise, dass Joe Biden selbst finanziell profitiert haben könnte.

Fast alle Massenmedien haben diese Recherchen ignoriert. Twitter zensurierte Links dazu. Gemäss einer Umfrage des Media Research Centers in sieben «Swing-States» gaben 17 Prozent der Biden-Wähler an, sie hätten nicht für ihn gestimmt, wenn sie von den Berichten Kenntnis gehabt hätten. (WW)

eines MacBooks übergab, die nach seinen Angaben Hunter Biden gehörte. Vor der Wahl berichtete die Zeitung in mehreren Artikeln über den Inhalt der Festplatte. Die Enthüllungen, die so kurz vor den Wahlen erschienen, wurden von den meisten US-Mainstream-Medien ignoriert, einschliesslich derjenigen, die vier Jahre zuvor nichts dabei gefunden hatten, über Vorwürfe gegen Donald Trump im Zusammenhang mit dem komplett erfundenen «Steele Dossier» zu berichten.

«Glatte Lüge»

Ungefähr in dieser Zeit, am 22. Oktober, meldete sich Tony Bobulinski, ein ehemaliger Partner von Hunter Biden, bei der *New York Post* und bestätigte, dass der einstige Vizepräsident «bereitwillig und eifrig an einem Familienprojekt mitwirkte, bei dem es darum ging, in Partnerschaft mit einem dubiosen chinesischen Staatsunternehmen Millionen Dollar zu verdienen». Auf Fragen von Reportern bestritt Joe Biden, Kennt-

nis von den Geschäftsaktivitäten seines Sohns zu haben. «Ich habe nie mit meinem Sohn oder meinem Bruder oder irgendjemand anderem etwas besprochen, das mit ihren Geschäften zu tun hat – Punkt», sagte er im August 2019. Diese Aussage bestätigte er während des Wahlkampfs. Bobulinski bezeichnete das als «glatte Lüge».

Letzte Woche berichtete Fox News, dass Hunter Biden seinen Bürovermieter in Washington im Jahr 2017 um einen Nachschlüssel anfragte. Der Schlüssel sei für seine neuen «Bürokollegen» Joe, Jill, und James Biden. Das Washingtoner Büro hatte Hunter gemietet, um es mit Gongwen

Ich musste lachen, als Hunter behauptete, er habe «von den Chinesen keinen Penny erhalten».

Dong zu teilen. Er beschrieb ihn als «Abgesandten» von Ye Jianming, dem Vorsitzenden der CEFC Chinese Energy Co.

Ein anderer ehemaliger Geschäftspartner von Hunter Biden – Bevan Cooney, der gegenwärtig wegen Beteiligung an einem betrügerischen System von Schuldverschreibungen eine Haftstrafe verbüsst – nahm Kontakt zu mir auf. Cooney hatte mein Buch gelesen und vertraute mir so weit, dass er mir und einem anderen Journalisten Zugang zu seinem privaten E-Mail-Account ermöglichte. Nicht Ausdrucke oder Screenshots, sondern das Passwort für das Login. Meine Mitarbeiter vom Government Accountability Institute und ich haben die dort enthaltenen Informationen sorgfältig analysiert – darunter auch Cooneys Kopien derselben E-Mails, die die *New York Post* auf Hunter Bidens MacBook entdeckt hatte, womit deren Echtheit von unabhängiger Seite bestätigt wurde. Diese E-Mails erlauben eine direkte Nachverfolgung einiger Geschäftsabschlüsse zwischen Hunter Biden und chinesischen und anderen staatlichen ausländischen Akteuren.

Kürzlich hat das US-Justizministerium, und inzwischen auch Hunter Biden selbst, öffentlich bestätigt, dass Hunter Bidens «Steuerangelegenheiten» von einem Schwurgericht untersucht werden sollen.

Das mag unbedeutend klingen, aber wenn von «Steuerprüfung» die Rede ist, dürfen Hunter Bidens internationale Geschäfte sehr genau untersucht werden, weil bei einer Steuerprüfung ausländische Regierungen viel umfangreicher kooperieren als bei Fällen, in denen es um Korruptionsvorwürfe im eigenen Land geht.

Nachdem die *New York Post* den Inhalt besagter Festplatte veröffentlicht hatte, bestätigte das FBI, dass man über das Original verfüge, das Hunter Biden im Zuge der «Geldwäsche-Ermittlungen» auf einen Gerichtsbeschluss hin herausgeben müssen. Aber der ganze Umfang dieser und anderer Enthüllungen ist nun

in der Öffentlichkeit – für jedermann zu sehen. Ich musste lachen, als Hunter in einem Interview behauptete, er habe «von den Chinesen keinen einzigen Penny erhalten». Tatsächlich hat er Abermillionen von Pennys erhalten, von den Chinesen, von der Millionärin Jelena Baturina mit Beziehungen zur russischen Mafia, aus Kasachstan und von Ukrainern. Die Ermittlungen des FBI und das Schwurgericht werden letztlich alle Vorwürfe bestätigen.

Neugier geweckt

Dann werden hoffentlich auch einige der brisanteren Fragen beantwortet. Etwa: Wofür bekam Hunter Biden Geld? Warum haben Hunters Partner in ihrem E-Mail-Verkehr von dem «Biden lift» gesprochen, wenn sie Dienstleistungen ihrer Firma anpriesen? Wer war, als über die Aufteilung der Geschäftsgewinne gesprochen wurde, der von ihnen erwähnte «big guy», dessen Anteil aus Hunters Beteiligung kommen würde? Warum hat Joe Biden Anfang 2017, vor dem Ende seiner Amtszeit, verlangt, dass die ukrainische Regierung den Staatsanwalt feuern solle, der der Korruption bei Burisma nachging, einem skandalträchtigen Energieunternehmen, das Hunter für seine Tätigkeit im Aufsichtsrat 1 Million Dollar zahlte, obwohl er keinerlei Erfahrungen in der Ukraine oder im Energiesektor hatte?

Meine Mitarbeiter im Government Accountability Institute und ich stellen diese Fragen, seit 2017 unsere Neugier geweckt wurde. Vielleicht werden wir die Antworten schon bald bekommen.

Peter Schweizer, 56, zählt zu den führenden Enthüllungsjournalisten der USA. Internationale Anerkennung erlangte er durch sein investigatives Buch «Clinton Cash» über die finanziellen Verstrickungen der Clinton Foundation mit ausländischen Firmen.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork



ReflexionsForum

für Neuzzeitliches Denken

KRISENSITUATION?

IHR MANN FÜR
HERAUSFORDERNDE
LEBENSPROZESSE

Für Sie,
über die Festtage
im Einsatz!

Kontakt und Informationen:
reflexionsforum.ch





«Träumt mit Ambition!»: Vizepräsidentin Harris.



Wechsel ins Management: Moderatorin Wille.



Politische Überraschung: Vorstandin Lachance.

Frauen des Jahres

Die erste US-Vizin, die erste Grammy-Gewinnerin für ein Reggae-Album, die erste schwangere Vorstandin.

Von Claudia Schumacher

Die Vizin: Kamala Harris

Momentan sitzt sie noch im US-Senat. Nach ihrer Vereidigung am 20. Januar in Washington wird Kamala Harris die erste Frau, die erste Schwarze und die erste Amerikanerin mit asiatischen Wurzeln im Amt der Vizepräsidentin sein. Wie Biden gehört Harris zur moderaten Mitte der US-Demokraten. Als Vizin wird sie sich voraussichtlich um Einwanderungspolitik, um Bürgerrechte und die Reduzierung von Polizeigewalt kümmern. Im Zuge von «Black Lives Matter» sprach sich Harris im Sommer für den Schutz von Minderheiten durch die Reformierung der Polizei aus. Biden und Harris kennen sich seit vielen Jahren. Als Harris Justizministerin in Kalifornien war, arbeitete sie mit Bidens Sohn Beau zusammen. Nachdem dieser an Krebs gestorben war, blieb sie mit der Familie in Kontakt. Harris und ihr Mann Doug Emhoff, ebenfalls Jurist, gehören

wie die Bidens zum engeren Umfeld der Obamas. «Träumt mit Ambition!», rief sie in ihrer Siegesrede den jungen Frauen des Landes zu. Womöglich ist die Juristin noch gar nicht an der Spitze ihrer einzigartigen Karriere angelangt. Als Joe Biden 1973 Senator wurde, besuchte Harris noch die Grundschule. Da sie 22 Jahre jünger ist als Biden, könnte sie eines Tages womöglich selbst Präsidentin werden.

Die Energische: Susanne Wille

«Ich bin in einem exzellenten Assessment auf Herz und Nieren geprüft worden, und ich freue mich, die Verantwortung wahrzunehmen», sagte Susanne Wille bei der Verkündung ihres Aufstiegs zur Kulturchefin des SRF. Bisher nahm man Wille vor allem als politische Journalistin wahr, als «10 vor 10»-Moderatorin, Bundeshauskorrespondentin und Reporterin. Neuerdings verantwortet sie unter an-

derem Radio SRF 2 Kultur, den «Kulturplatz» und SRF «DOK». Sie leitet ein Team von rund 300 Personen – Stand jetzt. Der Wechsel von der Journalistin zur Managerin stellt die 45-Jährige nämlich vor eine spezielle Herausforderung: Es stehen massive Spar- und Entlassungsrunden an. Bis 2022 muss das SRF aufgrund schrumpfender Werbeeinnahmen insgesamt 16 Millionen Franken einsparen. Gleichzeitig möchte Wille «Geld in ein neues, digitales Wissensangebot» investieren und somit «ein neues Publikum erreichen», wie sie in einem NZZ am Sonntag-Interview sagte: «Die Zeit ist vorbei, wo man einfach nur sendet, auch in der Kultur.» Wille ist nicht als Verwalterin eines gemüthlichen Status quo angetreten: Sie muss sich als Architektin eines riesigen Umbauprojekts beweisen und einen Weg in die Zukunft finden.

Die Schwangere: Delia Lachance

Als die Gründerin des Online-Möbelhändlers Westwing im Frühjahr den Vorstandsposten in ihrem eigenen Unternehmen abgeben musste, zog das weite Kreise. Der Grund war, dass Lachance, geborene Fischer, in Mutterschutz ging und «die rechtlichen Rahmenbedingungen in Deutschland für Vorstandsmitglieder von Aktiengesellschaften aktuell nicht die Möglichkeit vorsehen, Mutterschutz und Elternzeit in Anspruch zu nehmen», wie es in einer Meldung von Westwing hiess. Lachance schien die erste schwangere Vorstandin eines börsennotierten Unternehmens in Deutschland zu sein – entsprechend gross war das öffentliche Aufmerken. Auf Instagram bezeichnete La-



Ungeschminkt und ehrlich:
Musikerin Koffee.



«Prozess des Entdeckens»:
Autorin Stern.



Gnadenlose Präsenz:
Schauspielerin Taylor-Joy.

chance das Gesetz als «archaisch» und bekam viel Zustimmung. Verena Pausder, Aufsichtsrätin der Comdirect Bank AG, wunderte sich: «Wir schreiben das Jahr 2020 und sehen keine gesetzlichen Möglichkeiten vor, dass eine Vorständin eine Babypause macht, ohne ihr Mandat niederlegen zu müssen? Ausser wenn sie auf Mutterschutz verzichtet und durcharbeitet?» Auf die entbrannte Debatte folgte eine politische Überraschung: Eine gemeinsame Arbeitsgruppe der Union und der SPD einigte sich im November grundsätzlich auf eine Frauenquote in Vorständen von Dax-Unternehmen.

Die Schnörkellose: Koffee

Sie ist blutjung, Jahrgang 2000, hat in diesem Jahr als jüngster Mensch und als erste Frau überhaupt den Grammy für das beste Reggae-Album gewonnen – und doch heisst es, der Erfolg komme zu ihr, nicht umgekehrt. Die Jamaikanerin Koffee, bürgerlich: Mikayla Simpson, interessiert sich angeblich für nichts anderes als Musik und die Verbreitung von «good vibes», positiver Stimmung, wie sie sagt. Hört man sich ihre Lieder an und schaut die Videos dazu, ist das durchaus glaubwürdig: Eine ungeschminkte Kindfrau rappt und singt mit Zahnsparnglinsen in die Kamera. Dazu radelt sie ein bisschen durch ihre jamaikanische Heimat, schaut Männern beim Fussball zu, lässt sich die Haare flechten. Etwas Unpräntiöseres hat man im Musikgeschäft selten gesehen. «Toast», Koffees grösster Hit, wurde auf Youtube bereits mehr als 150 Millionen Mal aufgerufen. Bei der Veröffentlichung war die bübische Musikerin achtzehn

Jahre alt. Ihr Künstlername ist gleichzeitig ihr Spitzname: An einem Hitzetag soll sie mal einen Kaffee bestellt haben, als ihre Freunde alle kalte Getränke wollten. Den Weg in die Branche fand sie offenbar auch eher zufällig: Sie gewann einen Talentwettbewerb in der Schule, zu dem sie sich versehentlich eingetragen hatte. «Ich bin eine ehrliche und aufrechte Person», sagte Koffee jüngst in einem Interview. Und: «Im Leben sind die einfachsten Dinge meistens die echtsten.»

Die Suchende: Anna Stern

«Ich schreibe primär einen Text für mich, um irgendeinen Sachverhalt in der Welt, eine Beobachtung, etwas, das ich nicht verstehe, aufzuarbeiten und dem eine Form zu geben», sagte Anna Stern in einem Interview, nachdem sie den Schweizer Buchpreis gewonnen hatte. Dadurch werde das Schreiben eher zur Erlösung als zur Herausforderung. Ihr Roman «Das alles hier, jetzt» ist in der zweiten Person geschrieben. Somit bleibt unklar, welches Geschlecht die Hauptfiguren haben: Ananke stirbt, und das Nachbarskind Ichor verarbeitet seine Trauer. Der Schriftstellerin war es ein Anliegen, durch die Wahl der Namen eine Geschlechtszuweisung zu verunmöglichen. Sie wollte «aufzeigen, dass es auch in unserem Alltag eben nicht die primäre Motivation sein sollte, das Gegenüber als Mann oder Frau zu definieren, sondern als Mensch». Neben dem Schreiben promoviert die 30-jährige als Umweltwissenschaftlerin an der ETH Zürich. «Die grösste Gemeinsamkeit dahinter ist die Motivation und die Neugier», sagte sie dem Deutschlandfunk Kultur über ihre beiden

Leidenschaften. Auch im Schreiben scheint sie eine Art Forschung zu betreiben, es sei «ein Prozess des Entdeckens und Verstehens».

Die Drama-Queen: Anya Taylor-Joy

Eine wildäugiges Waisenmädchen zwingt die grössten Schachstars der Welt in die Knie, sogar den führenden Russen, denn: Sie ist ein Genie. Die Rolle der Beth Harmon in «Das Damengambit» machte die 24-jährige Anya Taylor-Joy praktisch über Nacht zum Star. Man muss kein Schach mögen, um die Serie zu lieben. Sie ist ebenso dicht wie temporeich erzählt, besticht durch ihre psychologische Tiefe und ist darüber hinaus ein visuelles Ereignis: Praktisch jede Einstellung ist komponiert wie ein Gemälde und ebenso dramatisch ausgeleuchtet. Innerhalb eines Monats nach Erscheinen wurde «Das Damengambit» zur bislang erfolgreichsten Netflix-Miniserie überhaupt. Auch wenn bemängelt wurde, dass Taylor-Joy eigentlich zu attraktiv sei für die Protagonistin aus Walter Tevis' gleichnamigem Roman: Der furiose Erfolg der Serie ist vor allem der gnadenlosen Präsenz und Intensität der Hauptdarstellerin zu verdanken. Wer «Das Damengambit» gesehen hat, bekommt Taylor-Joys Pokerface nicht so schnell aus dem Kopf. «Ich verglich Beths Leidenschaft für Schach mit meiner Leidenschaft für die Schauspielerei. Es ist eine Berufung», sagte Taylor-Joy über die Rolle, die ihr den Durchbruch verschaffte. Als Nächstes wird sie die weibliche Hauptrolle in der Verfilmung von Vladimir Nabokovs «Gelächter im Dunkel» spielen.

Gegen den Strom

Sucharit Bhakdi ist die Leitfigur der Corona-Skeptiker. Das Buch, das er mit seiner Frau Karina Reiss geschrieben hat, wurde zum Weltbestseller. Was bewegt ihn? Ein Besuch in Norddeutschland.

Alex Baur

Am Anfang war ein kurzes Statement, lediglich dreissig Sekunden, auf dem Regionalsender von Sat 1 für Schleswig-Holstein. Es war der 15. März, der Stichtag zum weltweiten Lockdown, wie es ihn zuvor noch nie gegeben hatte. Eine Regierung nach der andern kippte, auch die deutsche, die zwei Tage zuvor solche Massnahmen noch ausgeschlossen hatte. Sucharit Bhakdi, ein bis dahin nur in Fachkreisen bekannter, pensionierter Professor für Mikrobiologie und Epidemiologie kritisierte die angekündigte Schliessung der deutschen Grenzen zur Bekämpfung von Covid-19 als übertrieben. Bhakdis kurzer und einsamer Zwischenruf gegen die Panikmache sorgte für heftige Reaktionen. Einige Fachkollegen stimmten ihm zwar zu, allerdings nur hinter vorgehaltener Hand. Direkt widersprach ihm keiner, die meisten schwiegen sich aus. Exponieren wollte sich keiner.

Gefährlicher Alarmismus

Nicht dass Professor Bhakdi das neuartige Coronavirus für harmlos hielt. Vorsicht erschien auch ihm angebracht, zumal man wenig über Covid-19 wusste. Doch Coronaviren sind schon lange bekannt. Man wusste, dass sie saisonal so unvermittelt auftauchen, wie sie wieder verschwinden. Und vor allem war schnell klar, dass Covid-19 lediglich für Hochbetagte eine echte Bedrohung darstellt, und dies in aller Regel nur in Kombination mit schweren Vorerkrankungen. Gewiss, es gibt keine Regel ohne Ausnahme, und auch alte Menschen haben ein Recht auf Leben. Doch im gleichen Mass, wie diese wichtigen Fakten ignoriert und kleingeredet wurden, propagierte man Horrorszenerarien. Dieser Alarmismus war aus seiner Sicht gefährlicher als das Virus.

Bhakdi hatte schon manchen Hype – BSE, Sars, die Schweinegrippe – erlebt und auch kritisiert. Der Schaden der Massnahmen gegen die Bedrohungen, die sich später als masslos übertrieben erwiesen, stand in einem krassen Missverhältnis zum Nutzen. Nicht alles war falsch, und nicht jeder Fehler war vorhersehbar. Die Wissenschaft ist so unvollkommen wie die Menschen, die sie betreiben. Doch die verheerendsten Massnahmen wurden gegen jede Vernunft eingeleitet,

und vor allem wiederholte man immer wieder dieselben Fehler. Und genau das drohte seiner Ansicht nach bei Covid-19. Bhakdi beschloss zu handeln, an die Öffentlichkeit zu treten, sein Fachwissen zu teilen.

Das erste Video entstand wenige Tage nach seinem Auftritt bei Sat 1, improvisiert, in der guten Stube. Eigentlich war es viel zu lang. Über eine Stunde dauerten seine Ausführungen, in denen er die Chancen und Grenzen der Wissenschaft aufzeigte. Bhakdi kritisierte vor allem die Fixierung auf Fallzahlen, die ein völlig falsches Bild vermittelten. Entscheidend sei die Zahl der

Obwohl Bhakdi zuvor nie auf Youtube aufgetreten war, ging das Video innert weniger Stunden viral.

schweren Erkrankungen und der Todesfälle, wobei genau erhoben werden müsse, ob die Ansteckung mit dem Coronavirus wirklich ursächlich war. Bhakdi stellte die Botschaft auf Youtube. Obwohl er zuvor nie auf dieser Plattform aufgetreten war, ging das Video innerhalb weniger Stunden viral. Der sanfte und stets freundliche, aber trotzdem bestimmte Professor hatte offenbar einen Nerv getroffen.

Insgesamt vier eigene Clips stellte Bhakdi auf seinen Youtube-Kanal, der innerhalb von sechs Wochen bei 50 000 Abonnenten über vier Millionen Aufrufe generierte. Ende März wandte er sich direkt an die Bundeskanzlerin Angela Merkel und forderte sie auf, für eine wissenschaftlich saubere und belastbare Erhebung der Daten bezüglich schwerer Verläufe, Mortalität und Todesursachen zu sorgen. Er verwies dabei auf Studien anerkannter Forscher, die zum Schluss gekommen waren, dass Covid-19 in vielem den saisonalen grippalen Atemwegsinfekten entsprach, die das Gesundheitssystem in der kalten Jahreszeit regelmässig an den Anschlag bringen.

In seinen weiteren Videobotschaften wies Bhakdi vor allem auf die verheerenden sozialen, medizinischen und wirtschaftlichen Kollateralschäden der Lockdown-Politik hin: Menschen vereinsamen, eine Zunahme von Depressionen,

Suiziden und häuslicher Gewalt ist absehbar; Kinder werden ihrer Bildung beraubt und verträdeln die Zeit mit Videogames; ganze Branchen werden in den Ruin getrieben; auf Kosten künftiger Generationen werden gigantische Schuldenberge angehäuft; die Einschränkung sportlicher Aktivitäten und die Vernachlässigung medizinischer Behandlungen und Vorsorgeuntersuchungen führen zu schweren gesundheitlichen Schäden. Nie zuvor hatte man unter Einschränkung fundamentaler Grundrechte derart rabiate Massnahmen verfügt, für deren Wirksamkeit es keinen wissenschaftlichen Beleg gab. Einiges wies vielmehr darauf hin, dass sich die Ausbreitung des Virus kaum beeinflussen, geschweige denn stoppen liess. Aus demselben Grund lehnte Bhakdi auch den erst später eingeführten Maskenzwang im nichtmedizinischen Rahmen ab: Es fehle jede wissenschaftliche Evidenz.

«Typisches Nordlicht»

Für Bhakdi waren diese Video-Auftritte Neuland. Der 1946 in Washington geborene Mediziner mit thailändischen Wurzeln hatte die Öffentlichkeit bislang nie gesucht. Nach seiner Pensionierung (2012) als Leiter des Instituts für Medizinische Mikrobiologie und Hygiene an der Universität in Mainz war er zu seiner 28 Jahre jüngeren Partnerin ins ländliche Schleswig-Holstein gezogen. Die beiden hatten sich auf ein geruhsames Leben eingerichtet. Professorin Karina Reiss, eine Biochemikerin, lehrt und forscht an der Universität in Kiel. Sie hatte ihm – völlig ungeplant, aber willkommen – vor drei Jahren einen gemeinsamen Sohn geschenkt. Bhakdi reduzierte seine wissenschaftliche Tätigkeit und widmete fortan die meiste Zeit dem Kleinen. Bis Corona alles durcheinanderbrachte.

Karina Reiss, eine unprätentiöse und herzliche Frau, bezeichnet sich selber als «typisches Nordlicht». In der Gegend von Kiel ist sie aufgewachsen, in einem kleinen Dorf, Vater Zimmermann, Mutter Hausfrau. In Kiel studierte sie Biologie, promovierte und habilitierte in Biochemie. Berufungen nach Bonn und Berlin lehnte sie ab, Reiss blieb ihrer Scholle treu und nahm 2008 eine Professur in Kiel an. Der menschlichen



Offene Debatte: Mikrobiologie und Epidemiologie Bhakdi.

Zelle, dem Kern und Ursprung allen Lebens, galt ihre Leidenschaft. 2009 wurde sie für ihre Grundlagenforschung zur Rolle der «molekularen Schere» bei Atherosklerose mit einem Förderpreis ausgezeichnet; Sucharit Bhakdi erhielt beim gleichen Anlass eine Medaille für sein Lebenswerk. An jenem Abend lernten sich die beiden kennen. Es war Liebe auf den ersten Blick. Seither sind sie ein Paar, wissenschaftlich wie auch privat.

Man wird den beiden später vorwerfen, Viren seien gar nicht ihr Kerngebiet. Diese Kritik greift zu kurz. Denn die Funktion von Zellen, Immunsystem, Bakterien und Viren sind eng miteinander verknüpft. Bhakdi wie auch Reiss haben schon zahlreiche wissenschaftliche Publikationen über diese Bereiche verfasst. 2016 veröffentlichten sie gemeinsam ein Buch, das sich unter anderem mit Coronaviren befasst und auch sonst

einiges vorwegnimmt: «Schreckgespenst Infektionen – Mythen, Wahn und Wirklichkeit». Es ist ein populärwissenschaftliches Werk, ein Ratgeber für den Alltag, der einen soliden Gesamtüberblick verschafft und dem Laien hilft, zwischen tatsächlich und vermeintlich gefährlichen Infekten zu unterscheiden.

«Milliarden Steuergelder wurden für die Beschaffung der Impfstoffe verschwendet», lesen wir da im Vorwort, «doch die Schweinegrippe war, wie auch alle anderen Infektionskrisen der letzten Jahre, gekennzeichnet durch Fehleinschätzungen und Fehlentscheidungen der Gesundheitsbehörden und der Weltgesundheitsorganisation WHO. (...) Während die Medien unsere Aufmerksamkeit unablässig auf diese Sensationsthemen lenken, geht uns der Blick für die eigentlichen Risiken des Lebens

verloren.» Doch die Milliarden, die 2009 für unnötige Impfungen gegen die Schweinegrippe verbrannt wurden – Abermillionen von Dosen mussten vernichtet werden, nachdem sich die vermeintlichen Killerviren als relativ harmlos erwiesen hatten –, waren kein Einzelfall. Seit dem Hype um den Rinderwahnsinn (BSE) und den irren Massenschlachtungen war es immer wieder zu Panikreaktionen gekommen. Doch statt Lehren daraus zu ziehen, lockerte die WHO 2009 die Definition einer Pandemie – und legte damit die Grundlage für den nächsten Hype.

Hochkomplexes Immunsystem

Karina Reiss und Sucharit Bhakdi verharmlosen die Gefahren von Infektionen nicht, sie versuchen bloss, diese mit einer nüchternen Risikoanalyse in die richtigen Dimensionen zu rücken. Dasselbe gilt auch für Impfungen, die in gewissen Bereichen sehr sinnvoll sein können, während in anderen die Risiken überwiegen. Viele Fragen werden bloss angeschnitten, doch bei der Lektüre wird auch dem Laien klar, dass das menschliche Immunsystem ein hochkomplexes Gefüge ist, bei dem zahlreiche Faktoren mitspielen. Jeder Eingriff in dieses komplizierte Räderwerk kann ungeahnte und unerwünschte Neben- und Wechselwirkungen nach sich ziehen.

Vor diesem Hintergrund bringen Reiss und Bhakdi im Juni 2020 «Corona. Fehlalarm? – Zahlen, Daten, Hintergründe»* heraus. Das lediglich 160 Seiten dicke Taschenbüchlein bricht in kürzester Zeit Rekorde und hält sich drei Monate lang auf Platz eins der Bestsellerlisten. In den etablierten Medien wird das Buch – sofern überhaupt zur Kenntnis genommen – fast unisono als unseriös, polemisch, ja gefährlich rezensiert. Das Publikum aber scheint das mediale Bashing kaum zu beeindrucken. Während der Verlag mit dem Drucken von (leicht korrigierten und aktualisierten) Neuauflagen kaum nachkommt, liegen mittlerweile Übersetzungen in elf Sprachen vor.

Das Fragezeichen im Titel signalisiert nicht mehr als Diskussionsbereitschaft. Bei der Lektüre wird schnell klar, dass die Reaktionen auf Covid-19 aus der Sicht der Autoren nicht nur masslos übertrieben und irrational sind, sondern darüber hinaus kontraproduktiv und gefährlich. Den fatalen Nebenwirkungen der Lockdown-Politik wird viel Platz eingeräumt: 500 Millionen Menschen, die nach Uno-Schätzungen weltweit als Folge der Corona-Massnahmen in extreme Armut stürzen; all die Impfkampagnen, Vorsorgeuntersuchungen, Operationen und Therapien, die aufgeschoben oder aufgehoben wurden; Abermillionen von Kindern, denen das Recht auf Bildung verweigert wird; die Folgen der sozialen Isolation – häusliche Gewalt, Depressionen oder Suizide –, die in den Planspielen der «Lockdowner» vergessen gegangen waren.

Auf der anderen Seite kritisieren die Autoren einen intransparenten bis manipulativen Umgang der Politiker, Behörden und Massenmedien

mit Daten und Fakten. Dass es sich bei den Verstorbenen fast ausschliesslich um hochbetagte Menschen mit mehreren Vorerkrankungen handelt, wird kaum thematisiert. Fast nirgends wird ausgewiesen, ob und inwieweit bei den positiv auf Sars-CoV-2 getesteten Verstorbenen die Infektion überhaupt ursächlich für den Tod war. In einer frühen Phase dürften auch etliche Todesfälle auf Fehldiagnosen und falsche Behandlungen zurückzuführen gewesen sein. Und schliesslich wird auch auf die Problematik der PCR-Tests eingegangen, die lediglich einen Kontakt mit dem Virus nachweisen, aber keineswegs eine Infektion (geschweige denn eine Erkrankung, die in den meisten Fällen denn auch ausbleibt). Kommt dazu, dass auch in diesem Bereich einheitliche Standards fehlen.

Ist Covid-19 also nicht gefährlicher als eine jener Grippewellen, die unsere Spitäler in der kalten Jahreszeit immer wieder mal an die Grenzen der Kapazität gebracht haben? Haben wir es etwa mit einer vorsätzlich oder auch fahrlässig geschürten Panikpandemie zu tun? Zeigen nicht gerade die Erfahrungen aus Schweden vom letzten Frühling, dass das Virus unbesehen von Lockdown und Masken nach ein paar Wochen wieder verschwindet? Das sind Fragen, so würde man meinen, über die man in einer freien Gesellschaft offen streitet und diskutiert. Doch just diese Grundsatzdebatte – und das ist der vielleicht gravierendste Befund in diesem Buch – wurde bei Corona systematisch unterdrückt. Wer sich dem Mainstream widersetzt, landet bestenfalls als Verschwörungstheoretiker, oder aber als asozialer Menschenfeind, schnell in der sozialen Quarantäne.

Reiss und Bhakdi leben in einem landwirtschaftlich geprägten Tausend-Seelen-Dorf in der Nähe von Kiel. Von einer Verbitterung, welche die Frankfurter Allgemeine dem Paar angedichtet hat, ist nichts zu spüren. Etwas vorsichtiger im Umgang mit Journalisten sind die beiden allerdings mit der Zeit schon geworden. Im Gespräch gaben sich die meisten Journalisten zwar offen und freundlich, doch in den Berichten wurde kaum je eines ihrer Argumente fair und korrekt zitiert. «Polemisch» waren die freundlichsten Prädikate, die sich Bhakdi und Reiss gefallen lassen mussten. Die meisten qualifizierten ihr Corona-Buch rundweg als faktenwidrig oder unwissenschaftlich ab. Die Debatte, die sie anstossen wollten, blieb aus. Wer an Covid-19 glaubt, braucht nicht zu wissen.

«Fehlalarm?»

Das Konzept und die Datengrundlagen hatten die beiden gemeinsam erarbeitet. Danach schrieb Karina Reiss das Buch im letzten Mai in bloss einem Monat nieder. Gewiss, eine streng wissenschaftliche Arbeit sieht anders aus, doch das war erklärermassen auch nicht das Ziel der Übung. Das Buch ist für den interessierten Laien geschrieben, der sich einen Überblick verschaffen



«Schreckgespenst Infektionen»: Forscherpaar Reiss (l.), Bhakdis.

möchte. Immerhin hatten sich die beiden – anders als die Journalistenexperten, die über sie richten – seit vielen Jahren als Forscher nicht nur mit den medizinischen, sondern auch mit den psychosozialen und ökonomischen Fragen einer Pandemie befasst. Sie waren in der Lage, die zitierten Untersuchungen und Studien inhaltlich einzuschätzen. Mit 208 Quellenverweisen, die per Mausclick einfach abzurufen sind, ist «Corona. Fehlalarm?» auch eine Einladung an den mündigen Leser, sich selbst ein Bild zu machen.

Die Reaktionen auf das Buch bestätigen auf fatale Weise eine seiner Kernthesen: Wer dem angesagten Mainstream widerspricht, muss sich warm anziehen. Wer seine wissenschaftliche Kar-

Haben wir es mit einer vorsätzlich oder fahrlässig geschürten Panikpandemie zu tun?

riere noch vor sich hat, sollte besser schweigen. Die Universitäten Kiel und Mainz distanzieren sich pauschal von beiden Professoren und ihrem gemeinsamen Werk. Reiss bat den Dekan schriftlich, er möge doch darlegen, was an den Aussagen konkret falsch sein soll, damit allfällige Fehler in einer späteren Ausgabe korrigiert werden könnten. Sie bekam nie eine Antwort. Bhakdis Gastrecht in den Labors der Universität in Kiel wurde aufgekündigt. Begründung: keine.

Bhakdis Videobotschaften sind auf Youtube schon lange nicht mehr abrufbar: Sie wurden allesamt gelöscht – nicht vom chinesischen Propagandaministerium, nein, auch nicht von Putins Hackern, sondern von Youtube selber. Man darf auf dem mächtigsten Streaming-Kanal der Welt die Mondlandung als Hollywood-Inszenierung bezeichnen oder die Welt als Scheibe – aber Zweifel an den Dogmen der WHO um die pandemische Gefährlichkeit von Covid-19 sind verboten. Amazon nahm sogar den Bestseller von Reiss und Bhakdi vorübergehend aus dem Sortiment und gab erst klein bei, als Anwälte eingeschaltet wurden. Kai Gniffke, Intendant des Senders SWR, erklärte Sucharit Bhakdi zur Persona non grata im öffentlich-rechtlichen Rundfunk. In der Schweiz entblödete sich «10 vor 10»-Moderator Arthur Honegger derweil nicht, den Buchhändler Ex Libris zu kritisieren, weil er

das Werk des angeblichen «Corona-Leugners» ohne entsprechende Warnung anpreise.

Das private österreichische Servus TV ist der einzige grössere Kanal, auf dem Sucharit Bhakdi regelmässig und auch mal in kontradiktorischen Sendungen zu Gast ist. Ansonsten sind es vor allem alternative Stream-Kanäle wie Bittel.tv in der Schweiz, die ihm eine Plattform bieten. Über die sozialen Medien und den Messenger-Dienst Telegram, der von Corona-Skeptikern gerne genutzt wird, werden auch seine von Youtube zensurierten Botschaften eifrig weiterverbreitet. Bhakdi erreicht damit eine wachsende Fan-Gemeinde, die sich aus den etablierten Medien längst verabschiedet hat. Auch von der AfD, die als einzige deutsche Partei gegen die offizielle Corona-Politik opponiert, erhält er immer wieder Einladungen zu Vorträgen. Doch wer bei der AfD auftritt, verabschiedet sich in Deutschland definitiv ins soziale Getto. Bhakdi und Reiss sitzen damit in der Falle. Eine Gemeinde von Gleichgesinnten war nie ihr Ziel, sie suchten die offene, kontradiktorische Debatte.

Staatsexamen in Bonn

Sucharit Bhakdis Vater arbeitete während des Zweiten Weltkriegs als Sekretär auf der thailändischen Botschaft in Washington, wo er Sucharits Mutter kennenlernte. Sie hatte an der Johns Hopkins University in Baltimore Medizin studiert. Nach dem japanischen Angriff auf Pearl Harbour erklärte Thailand den USA den Krieg. Doch Botschafter Seni Pramoj weigerte sich, die Kriegserklärung auszuhändigen und gründete das Free Thai Movement.

Bhakdis Vater gehörte zu den Verschwörern, die Widerstand gegen die japanische Besatzung leisteten. Erst nach dem Krieg wurde aus dem Hochverrat eine Heldentat. Thailand schickte ihn als Botschafter nach Bern, wo Sucharit Bhakdi seine ersten Lebensjahre verbrachte. Später zog die Familie nach Ägypten. Die Armut, die er dort sah, so erzählt Bhakdi, habe eine soziale Sensibilität in ihm geweckt, die Mutter sein Interesse an der Medizin. Dank einem Stipendium studierte er in Bonn, wo Bhakdi 1970 im Alter von 23 Jahren sein Staatsexamen als Arzt ablegte. Unter dem bekannten Schweizer Professor Walter Siegenthaler (Innere Medizin) erhielt er eine Assistenzstelle, später bildete er sich am Max-Planck-Institut auf dem Gebiet der Immunologie weiter, bis er schliesslich in Mainz einen Lehrstuhl bekam.

Er sei immer davon ausgegangen, sagt Sucharit Bhakdi, dass die Wissenschaft den Menschen dienen müsse (und nicht umgekehrt). Wie sein Vater damals 1942 gelangte er 78 Jahre später zum Schluss, dass etwas ganz grundsätzlich falsch laufe – und dass er sich schuldig machte, wenn er sich nicht dagegen auflehnen würde. Ob er das Richtige getan hat, wird dereinst die Geschichte beurteilen.

Karina Reiss/Sucharit Bhakdi: Corona. Fehlalarm? Goldegg-Verlag, 160 S., Fr. 21.90

Kann Petra Gössi den Freisinn retten?

Die FDP-Präsidentin steht vor einer fast übermenschlichen Aufgabe. Wie es aussieht, wird sie daran scheitern.

Klaus J. Stöhlker

Die unter der Rigi, dem Hausberg der Schweiz, aufgewachsene Petra Gössi hat eine Erfolgsgeschichte aufzuweisen, um die sie jede Schweizer Politikerin beneiden muss. Auf dem Umweg über Zürich eroberte sie die Bundesstadt Bern, von wo aus sie seit zwei Jahren den Versuch macht, die FDP Schweiz zu retten.

Sie tut dies mit einem Lachen, das zu ihrem Markenzeichen geworden ist. Wie einst die Bernerin Lilo Pulver hat sie daraus ein Symbol jugendlicher Energie gemacht, dem schwer zu widerstehen ist.

Petra Gössi steht einer Partei vor, die seit dreissig Jahren nur den Niedergang kennt, auch die ersten beiden Gössi-Jahre haben keine Trendwende gebracht. Gössi dazu: «Es hätte schlimmer werden können.»

Dabei geht es um nicht weniger als das Schicksal der nationalen Schweiz. Sie wurde lange vom Freisinn geprägt, der nun aber beim Wähler und Stimmbürger den Anschluss an das 21. Jahrhundert verpasst hat.

Raupe soll Schmetterling werden

Gössi ist auf dem Land aufgewachsen und arbeitet als Beraterin in Zürich in einer eher kleinen Unternehmensberatung, deren VR-Präsident der Urner Franz Steinegger ist. Er gab der Jungpolitikerin aus der Innerschweiz den Anstoss: «Jetzt oder nie. Die FDP braucht einen neuen Parteipräsidenten. Das ist deine Chance.» Nur die beiden wissen, wie es genau war, aber die Vermutung liegt nahe, es müsse so gewesen sein.

Innert weniger Wochen musste sich die unbekanntere Regionalpolitikerin, die es gewohnt war, auf die dominierende SVP Rücksicht zu nehmen, in einen politischen Star verwandeln. Zumindest war dies die Erwartung vieler. Eine Raupe sollte Schmetterling werden.

Gössi hatte kaum eine Chance, weshalb sie zuletzt den Rösselsprung wagte, von ihrer FDP mehr «grüne Politik» zu verlangen. So dumm war das nicht, denn vor ihr gab es schon etliche grüne FDP-Politiker, die dann aber von den eigenen Reihen ausgebremst wurden. Elisabeth Kopp war eine der prominentesten.



Sie wissen nicht mehr, wo sie zu Hause sind: Parteichefin Gössi.

Aber Gössi kann auf der grünen Welle nicht mehr gewinnen. Die linken Grünen sind dort gut verankert, ebenso wie die halbbürgerlichen Grünliberalen und grosse Teile der CVP. Die FDP kann nur die Altfreisinnigen verlieren.

Was ist Gössis und der FDP wahres Problem? Sie wissen nicht mehr, wo sie zu Hause sind.

Die SVP bedient die kleinbürgerlichen Kreise der Bauern und des Gewerbes. Sie findet auch Anklang im Bürgertum, dort, wo die Angst vor der EU und den Ausländern grösser ist als alle Vernunft. Sie wird von Milliardären und Millionären geführt, was kein Widerspruch sein muss.

Die FDP war immer die Partei des Grossbürgertums, der Industriellen und Bankiers. Der Versuch, daraus eine Volkspartei zu machen, scheiterte Ende des letzten Jahrhunderts. Seither ist der Freisinn heimatlos.

Jetzt steht Petra Gössi vor den Trümmern der einst stolzen Partei. Was macht sie daraus? Sie hat zwei wesentliche Aufgaben:

— Politik zu machen, die innen- und aussenpolitisch der Schweiz und dem Schweizer Volk Vorteile bringt.

— Die FDP wieder in Form zu bringen, damit sie nicht zu einer Randpartei wird.

Allein kann sie dies nicht schaffen, aber die massgeblichen Leute bieten wenig Rückhalt.

Die Parteiführung setzt sich aus talentierten Einzelkämpfern zusammen, von denen aber

keiner eine kohärente Vision hat. Fraktionspräsident Beat Walti aus Zollikon, dem einstigen Vatikan des Freisinns, Heimat von Ulrich Bremi, dient seiner Partei als intelligenter Funktionär. Beim Volk kommt er wenig an.

Die neue Generalsekretärin der FDP, Fanny Noghero, ist eine Art Wundertüte aus dem Jura. Wie sie die Topmanager und Unternehmer in der Deutschschweiz für die Partei gewinnen will, bleibt vorläufig rätselhaft. Sie will die Partei verjüngen («Weg mit den Alten») und die Jugend gewinnen. Viel Glück! Ich glaube nicht daran.

Mit jedem Auftritt frustrierter

Wer baut die Partei wieder auf? Die Zürcher FDP, einst Kraftort des Freisinns, wirkt wie eine Ruine. Die Parteiführung ist nahezu inexistent angesichts einer starken rot-grünen Front. Ständerat Ruedi Noser wirkt mit jedem Auftritt frustrierter, seit sein Dübendorfer Innovationspark-Projekt auf Grund gelaufen ist. Die Nationalräte Portmann und Fiala sind routiniert, aber kaum mehr überzeugend.

Es gibt sie noch, die Altfreisinnigen. Sie treffen sich in elitären Klubs und suchen Wege, den Liberalismus zu retten, derweil ihnen der politische Boden unter den Füßen wegrutscht.

Ob Petra Gössi als Sisyphus ihrer Partei die Bergspitze erreicht? Der Freisinn verkörperte vor 150 Jahren den Fortschritt; jetzt stehen alle auf der Bremse. Mit dem politischen Kleinhandel, den man ihr übertragen hat, ist kein Blumentopf zu gewinnen.

Gössi wird versuchen, die nächsten Wahlen zu gewinnen. Ob der Zufall ihr hilft? Das wäre zu wenig. Will die Partei überleben, muss sie wieder fortschrittlich werden, das heisst, die Zukunft gestalten. Diese liegt in einer konsequenten Globalisierung der Schweiz, einschliesslich Zusammenarbeit mit der EU.

Das zu leisten, ist Gössis Aufgabe, eine fast übermenschliche Herausforderung. Sie wird sonst auf der wachsenden Müllhalde gescheiterter FDP-Präsidenten enden.

Klaus J. Stöhlker, Doyen der Unternehmensberater, lebt und arbeitet in Zollikon.



Ein trauriges Märchen:
Prinzenpaar Meghan und Harry.



Taschengeld und Versprechungen:
Sprachrohr Greta.



Einfach nur wie ein Schaumbad:
Musiker Hänni.

Pechvögel und Glückspilze

Den einen hat das Leben einen Tritt verpasst, den andern Flügel verliehen: Gewinner und Verlierer des zu Ende gehenden Jahres.

Michael Bahnerth

Verlierer

Greta Thunberg — Da betrat einst ein fünfzehnjähriges Wesen, so brüchig wie die ersten Tage des Frühlings, im Sommer 2018 vor dem Schwedischen Reichstag in Stockholm die Welt. Sie trug Zöpfe wie Pipi Langstrumpf, eine blaue Kapuzenjacke, darunter ein kariertes Hemd. Ihre Augen kniff sie zusammen an diesem ersten Schultag nach den Ferien, und in ihren Händen hielt sie ein Stück Karton fest, auf das sie geschrieben hatte: Schulstreik für das Klima. Danach war ihr Leben ein anderes und die Welt ein bisschen auch. Eine ganze Generation von Schülern ging freitags nicht mehr zur Schule, sondern traf sich protestierend vor jenen Gebäuden, in denen andere Generationen jene Entscheidungen getroffen hatten, die Wohlstand brachten, ein wenig Luxus für viele und eine Katastrophe für das Klima.

Sie wurden zu einer Armee, auch der selbstgerechten Kämpfer voller Widersprüche, ver-

zichteten ein bisschen auf wenig, ernährten sich fleischlos, und ihr Sprachrohr wurde Greta, die wie alle missionarisch Veranlagten nicht müde wurde, stets dasselbe in einfachen und eindringlichen Worten zu sagen. Vereinfacht gesagt sagte sie, das Weltklima sei am Arsch, und Schuld hätten die alten Leute.

Das gesamtgesellschaftliche Klima gegenüber dem Klima lag dann kurzzeitig unter einem Hochdruckgebiet. Die klimakillenden älteren Generationen gaben ihren Kindern das, was sie ihnen schon immer gegeben hatten: Taschengeld und Versprechungen. Dann kam das Virus. Es war gut für das Klima, aber schlecht für den Organismus jener Revolution, die in jungen Herzen geboren wurde und den Weg hin zu älteren noch nicht wirklich gefunden hatte.

Johnny Depp — Vielleicht ist er der grossartigste Verschwender, den die Welt je gesehen hat. Er verschwendet einfach alles: sein Talent, seine Freund-

schaften, seine Seele, seine Liebe, sein Geld. Die grossartigste aller seiner Verschwendungen war die letzte Ehre, die er seinem Freund und Bruder im Geiste der Drogen und der Ideologie, Hunter S. Thompson (HST), erwies. Als Thompson, ein diesbezüglich ebenbürtiges Genie, sich 67-jährig erschoss und Depp alleinliess, liess Depp die Asche von HST mit einer Kanone in den Himmel schiessen, vielleicht damit HST wenigstens einmal in seinem Leben daran schnuppern konnte, bevor er in den ewigen Untergrund eingehen würde. Fünf Millionen Dollar kostete dieser Einmalflug, unbezahlbar ist die Freundschaft, die dahintersteht.

So schoss Johnny sich immer weiter weg von dem, was so allgemein als Realität gilt, kaufte sich eine Traumwelt zusammen und begann, wie in einem eigenen Film zu leben; Häuser, Privatjets, Gitarren, Wein für mehr als 30 000 Dollar im Monat, wohl nochmals dasselbe für andere Drogen. 650 Millionen Dollar hat er mit seinen rund siebzig Filmen einge- und das meiste davon inzwischen verspielt.

Ein paar Flaschen Wein hat er noch im Keller, wie man hört, die Frau, die, mit der er sich prügelte, Amber Heard, ist er los, vielleicht war das sein letzter glücklicher Moment; den Prozess darum, wer wen geschlagen hatte oder wer wen zuerst geschlagen hatte, hat er verloren, das war sein letzter Tiefpunkt. Das ist das Los des Verschwenders; er schlägt sich selbst und hat das Gefühl, er würde sich streicheln.

Meghan und Harry — In Märchen suchen der Prinz und die Prinzessin das Glück. Sie stemmen sich gegen die Welt, kämpfen an gegen die Mau-



Von schweigender Eleganz:
First Lady Melania Trump.

ern ihres Palasts, sie entführen sich gegenseitig nach diesseits der Mauern in all die befreiten Gärten jenseits davon, sie wollen keine Königskinder mehr sein, nur noch frei wie Kinder.

Die Welt mag da und dort märchenhaft sein, doch ein Märchen ist sie nicht. Der Prinz und die Prinzessin leben fern vom Königreich in einer Villa und machen auf Selbstverwirklichung. Die Prinzessin will wieder Schauspielerin sein, was nicht klappt, weil die einzige Rolle, die sie beherrscht, jene ist, die keine Leinwand braucht; sie spielt sich selbst als Prinzessin. Nie tat sie etwas anderes.

Der Prinz, der kein Königreich mehr hat, hat nur noch die Prinzessin und seinen Sohn und hofft, ihre Liebe sei ein Königreich, zumindest aber ein Palast, der ihn darüber hinwegtröstet. Sie sind jetzt ein Paar, das in der Welt das Glück sucht, aber für die Welt sind sie immer noch Königskinder. Sie leben in der Gegenwart und in der Zukunft stets nur das Vergangene. Es ist ein trauriges Märchen.

Marco Rima — Das ist der Weg eines Komikers, wenn er vom Weg abkommt: Zuerst lacht man wegen, dann über ihn. Dem Schweizer Comedian Marco Rima, 59, widerfährt das gerade; dem Mann, der nach Emil im deutschsprachigen Ausland das zweite Schweizer Alibi dafür war, dass wir doch über einen Humoransatz verfügen. Nachdem er zwei Jahrzehnte lang ein paar gute, etliche durchschnittliche und viele schlechte Witze zum Besten gab, ist er selbst zu einem geworden. Rima gibt dieser Tage den Corona-Skeptiker, kämpft mit lächerlicher Ernsthaftigkeit gegen die «Corona-Lüge» und tut dabei so,

als ob die Ernsthaftigkeit der Pandemie wie ein belangloser Witz aus einem seiner letzten Programme sei.

Offenbar ist es so, wie Komiker Peach Weber sagt, dass neben dem Coronavirus noch ein zweites umherschwirrt und das Hirn von Schweizer Komikern angreift. Es wäre schön, wenn es bald einen Impfstoff gegen diese Krankheit des kognitiven Zerfalls bei Komödianten geben würde. Auf der anderen Seite würde das im Fall von Rima aber kaum etwas nützen; selbstverständlich hält Rima Impfen für einen Witz.

Gewinner

Melania Trump — Vier Jahre lang schien sie gegen aussen nichts als eine präsidiale Barbie-Puppe zu sein: Melania Trump, 50. Sie trug schöne Kleider und elegantes Haar, und wie eine Puppe sprach und lächelte sie nicht. Sie gab versteckte Zeichen, so vermutete man, trug Schwarz, als ihr Mann in narzisstischer Verblendung seine grösste Niederlage zu seinem grössten Sieg erklärte.

Der Verlust der Wahl macht Melania zur Wahlsiegerin. Wie das Land hat sie die Möglichkeit, sich selbst neu zu erfinden, sich selbst zu sein und nicht bloss ein Anhängsel ihres Mannes, so wie es das Land vier Jahre lang auch war. Sie geht in ein neues Leben und hinterlässt ein Geschenk, etwas vom Besten, das die Ära Trump geschaffen hat: den neuen Tennispavillon auf dem Gelände des Weissen Hauses. Er ist wie sie – von schweigender Eleganz.

Claude Cueni — Die Welt verdankt ihm ein paar verdammte gute Sätze, einer der besten ist: «Selbstmitleid ist Zeitverschwendung.» Claude Cueni ist 64 Jahre alt und der erfolgreichste Überlebenskünstler dieses Planeten in den Wüsten und Dschungeln seiner selbst.

Seit elf Jahren lebt er nach einer Blutkrebs-erkrankung mit einem Immunsystem, das kaum der Rede wert ist. Das sind elf Jahre Isolation, sind ein paar Dutzend Spaziergänge im Jahr, wenn wirklich alles zusammenpasst: seine Gesundheit, die Abwesenheit von Grippewellen, von Pollen. Ein Buch zu schreiben, ist für ihn einfacher, als in die Ferien zu gehen. Meist sitzt er zu Hause vor seinen Bildschirmen, tagsüber, nachts, und tippt und schreibt sich in die Welten des Lebens, kommentiert den Irrsinn des Weltenlaufs, die Irrläufe der Vernunft, schafft diese ganze und wundervolle *cuenification* der grossen Dinge und des kleinen Zeugs. Sitzt da unter einem kleinen grossen Licht neben einem Hometrainer, umgeben von seinen Schaufensterpuppen, die Figuren aus seinen Romanen abbilden, und seiner Frau, die die Figur seines Lebens ist.

Im Januar sah es so aus, als ob er, der wie einer lebt, der den Koffer schon gepackt hat, es nicht packen und entschwinden würde dorthin, wo die Originale seiner Figuren schon längst sind. Alles

war organisiert für das Entschweben; Ort, Datum, Zeitpunkt. Und dann packte er es doch noch, kam zurück nach diesem kleinen Sterben, fast so unzerstörbar wie eine seiner Figuren.

Paris Hilton — Sie war die Königin des Oberflächlichen inmitten des oberflächlichen Glanzes und Glamours der Welt: Paris Hilton, 39. Düste im Privatjet um die Welt und präsentierte ihre Hülle überall dort, wo es Geld gab und Scheinwerferlicht. Sie konnte nichts, ausser sich selbst zu verkaufen, aber das konnte sie perfekt. Auf der Bühne der Welt spielte sie, spätestens seit ein *sex-tape* von ihr in den Social Media lief, die Rolle der schmutzigen Prinzessin.

Sie sagte Sachen wie: «Jede Frau sollte vier Haustiere in ihrem Leben haben: einen Nerz im Schrank, einen Jaguar in der Garage, einen Tiger in ihrem Bett und einen Esel, der für alles bezahlt.» Sie selbst blieb ziemlich alleine, wahrscheinlich deswegen, weil ihre monumentale Selbstliebe keiner anderen Platz liess, ausser jener für ein Schosshündchen, das mit ähnlich viel Diamanten um den Hals durch die Welt lief wie sie.

Dann, plötzlich, verschwand sie von den Titelseiten der Hochglanzmagazine, da war kein Hilton-Hype mehr. Paris reiste nicht mehr um die Welt, sie reiste in und ein ganz wenig zu sich selbst. Sass in irgendeiner Villa und kreierte ihre eigene Barbie-Puppe, weil, so sagte sie, die Art, wie die Welt sie wahrnimmt und sie sich selber, seien so gegensätzlich. Also gab sie der Puppe ihre Hülle, kleidete sie mit ihrer Oberflächlichkeit, damit sie ihre eigene Tiefe freilegen konnte und all die Traumata ihres Lebens; die Übergriffe, die sie in der Schule erleiden musste und all den zu warmen Champagner, den man ihr da und dort servierte, weil sie Diva-mässig viel zu spät kam und das Eis in den Kübeln schon geschmolzen war. Seit ihrer Wiedergeburt als Puppe fühle sie sich wie neu geboren.

Luca Hänni — Es sah kurz einmal so aus, als ob er Maurer werden würde, weil es nicht ganz klar war, ob er besser auf einem Schlagzeug oder auf Steinen hämmern kann. Acht Jahre ist das inzwischen her, dann gewann er «Deutschland sucht den Superstar», erhielt 500 000 Steine als Siegpriämie und war, ohne gross klettern zu müssen, auf dem Gipfel des Sing- und Showgeschäfts.

Luca Hänni, 26, ist ein kleiner grosser Mann, dem, wie man so sagt, die Herzen zufliegen. Das mag daran liegen, dass alles an ihm sympathisch ist, sein Äusseres, sein Auftreten, seine Stimme, sein Leben, und dass er trotzdem nicht daherkommt wie ein weichgespülter Parvenü. Natürlich ist er keiner, der mit seinen Songs und Texten die Welt verändert, der ankämpft gegen die Ungerechtigkeiten der Zeit. Seine Musik ist einfach nur wie ein Schaumbad. Das ist nicht wirklich wenig und nicht wirklich viel, aber es macht doch kurz glücklich.

Was sich in zehn Jahren geändert hat

Die Schweiz ist um eine Million Menschen gewachsen. Die Bevölkerung isst heute weniger Fleisch, aber auch weniger Gemüse. Das Nationalbankvermögen hat sich fast vervierfacht.

Wein

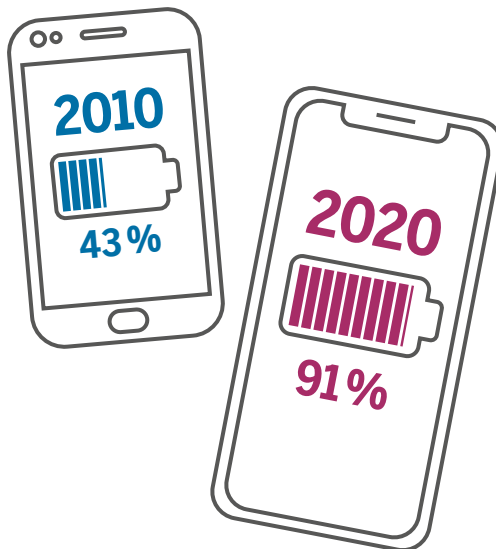
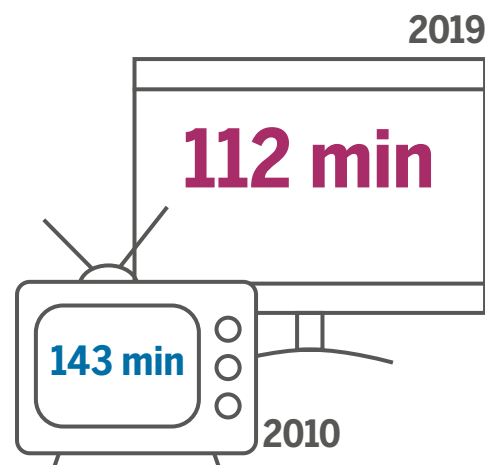


Alkoholkonsum

Die Schweiz wird nüchterner. Der Konsum von Wein, Bier, Spirituosen und Obstwein (hauptsächlich Most) ist seit Jahren rückläufig. 2020 wurden pro Kopf 33,4 Liter Wein getrunken, 2010 waren es 38,2 Liter, im Jahr 2000 43 Liter. Der Bierkonsum ist seit 1990 von 71 auf 55,5 Liter gesunken.

Fernsehen

Dem Schweizer Fernsehen SRF gehen die Zuschauer aus. 2010 schauten die Deutschschweizer durchschnittlich 143 Minuten Fernsehen pro Tag. 2019 sind es nur noch 112 Minuten. Dabei tut sich zusätzlich ein Generationengraben auf. Bei den 15- bis 29-Jährigen brach der Konsum regelrecht ein: von 92 auf 38 Minuten.

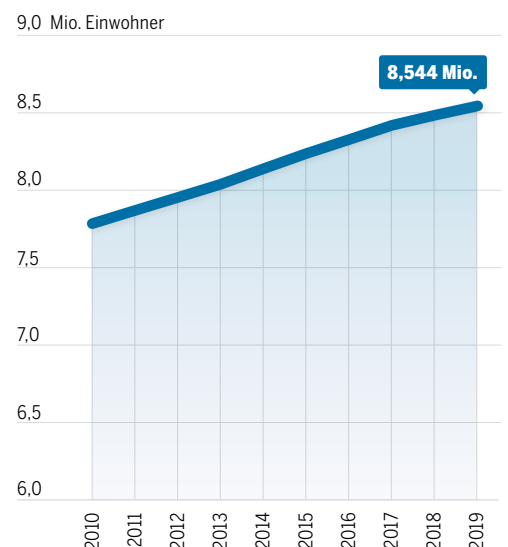


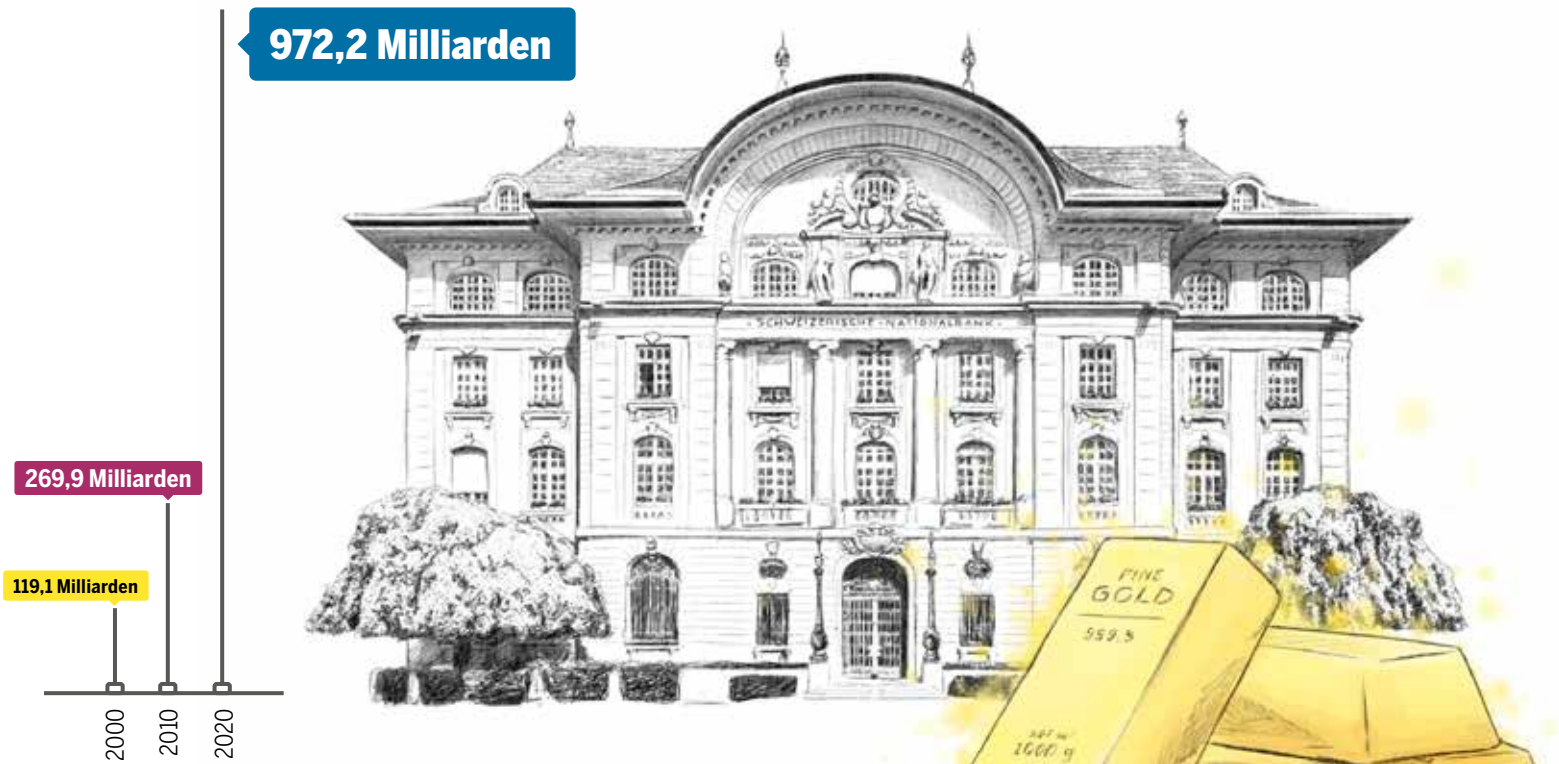
Handy-Nutzung

Der Siegeszug des internetfähigen Mobiltelefons ist eindrücklich: Zurzeit brauchen 91 Prozent der Nutzerinnen und Nutzer ein Smartphone. 2010 waren es noch 43 Prozent. Die Entwicklung ist umso fulminanter, wenn man bedenkt, wann das iPhone eingeführt wurde: 2007.

Bevölkerungswachstum

Die Schweiz wächst und wächst – vor allem wegen der Zuwanderung. 2010 betrug die ständige Wohnbevölkerung 7,87 Millionen Menschen. Bis Ende 2019 kam rund 1 Million dazu. Inzwischen leben 8,6 Millionen Personen in der Schweiz.



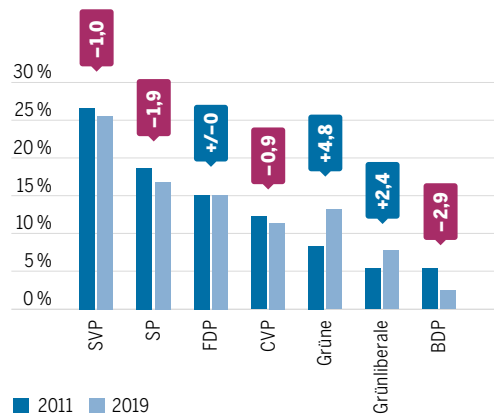
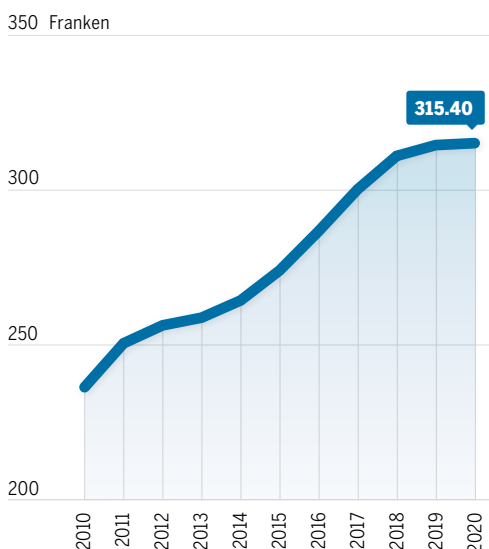


Vermögen der Nationalbank

Schon nach der Finanzkrise wuchs die Bilanz der Schweizerischen Nationalbank (SNB) kräftig an auf 269,9 Milliarden Franken im Jahr 2010 (gegenüber 119,1 Milliarden im Jahr 2000). Per Ende Oktober 2020 beläuft sich das Vermögen der SNB in Fremdwährungen, Aktien, Gold und Obligationen auf 972,2 Milliarden Franken. Mit ihren Interventionen versucht die Nationalbank, den Kurs des Schweizer Frankens gegenüber anderen Währungen zu drücken.

Krankenkassenprämien

Dass die Krankenkassenprämien jährlich ansteigen, ist nicht nur gefühlt. Die mittlere Prämie betrug 2010 noch monatlich Fr. 236.20. Im laufenden Jahr zahlen Herr und Frau Schweizer durchschnittlich Fr. 315.40.

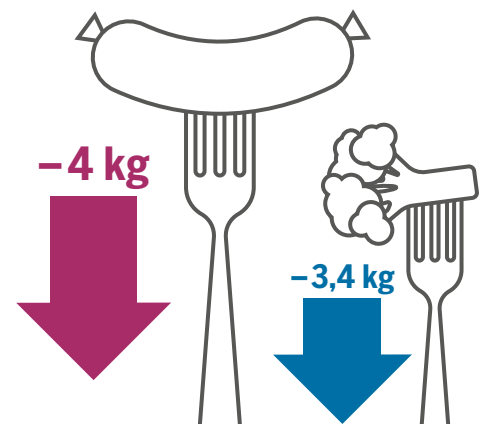


Parlamentswahlen

Im Oktober 2019 wählten die Stimmbürgerinnen und Stimmbürger ein neues Parlament. Die Parteienlandschaft wurde für schweizerische Verhältnisse kräftig umgepflügt. Dabei haben sich folgende Wählerverschiebungen gegenüber 2011 (in Klammern) ergeben: SVP 25,6% (-1,0), SP 16,8% (-1,9), FDP 15,1% (-), CVP 11,4% (-0,9), Grüne 13,2% (+4,8), Grünliberale 7,8% (+2,4), BDP 2,5% (-2,9).

Fleischverbrauch

In der öffentlichen Wahrnehmung sind vegetarische und vegane Lebensführung stark im Trend. Was sich vordergründig auch beim jährlichen Pro-Kopf-Verbrauch von Fleisch abbildet: Der Konsum ging seit 2010 zwar zurück (von 52,4 auf 48,4 kg im Jahr 2018), das gilt aber auch für alle anderen Nahrungsmittelgruppen. Selbst beim Gemüse ist ein Rückgang pro Kopf von 107,2 auf 103,8 kg zu verzeichnen. Mit anderen Worten: Die Schweiz isst insgesamt weniger als früher.



«Fast ein bisschen stolz»

Ignazio Cassis, Freisinniger und Föderalist, verteidigt das Vorgehen des Bundesrats in der Krise. Das Rahmenabkommen ist für den Aussenminister ein ganz gewöhnlicher Vertrag.

Erik Ebnetter und Katharina Fontana

Herr Bundesrat, eine verrückte Zeit liegt hinter uns. Mit welchen Gefühlen gehen Sie in die Weihnachtsferien?

Ignazio Cassis: Mit zwei sehr unterschiedlichen. Erstens spüre ich Traurigkeit. Wir erlebten viel Leid in diesem Jahr: Einsamkeit, Arbeitslosigkeit, Tod. Dann spüre ich Hoffnung. Der Jahreswechsel ist ein Symbol: Wir schliessen eine Tür und öffnen eine neue.

Weltwoche: Wie schätzen Sie die Corona-Situation ein? Täuscht der Eindruck, dass der Bundesrat zuletzt im Panikmodus agierte?

Cassis: Der Bundesrat handelt überlegt. Aber das Bild ändert sich jeden Tag. Das bedeutet, der Bundesrat muss sehr rasch auch unpopuläre Entscheide treffen können. Andere sagen, wir seien zu sorglos gewesen. Auch das sehe ich anders. Ich finde, der Bundesrat hat in einer sehr schwierigen Situation einen guten Mittelweg gefunden. Aber ja, wir spüren, die Bevölkerung ist kritischer als im Frühjahr.

Weltwoche: Was ist für Sie die wichtigste Lehre aus bald einem Jahr Pandemie?

Cassis: Das ist schwer zu sagen. Wichtig bleibt der Satz, den ich im Medizinstudium lernte: *Primum non nocere*. Die Therapie darf nicht schädlicher sein als die Krankheit.

Weltwoche: Ist sie das? Ein verhältnismässig sanfter Therapieansatz wäre, die Risikogruppen konsequent zu schützen, etwa, indem man Atemschutzmasken an sie abgibt. Warum entschied sich der Bundesrat dagegen?

Cassis: Das klingt einfacher, als es ist. Erstens: Länder wie Schweden, die einen solchen Ansatz verfolgten, stehen schlechter oder ebenso schlecht da wie andere. Zweitens: Wenn betagte, fragile Menschen monatelang Atemschutzmasken tragen müssen, kann das ebenfalls gesundheitliche Folgen haben. Die Elastizität der Lungen ist mit achtzig geringer als mit vierzig. Das Maskentragen kann in solchen Fällen zu Atemnot führen. Drittens: Die Isolierung schlägt aufs Gemüt. Auch so können gesundheitliche Schäden entstehen. Es braucht jetzt die Solidarität von jedem Einzelnen, um die Pandemie bekämpfen zu können.

Weltwoche: Restaurantschliessungen und Ähnliches führen zu wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Schäden. Wissen Sie, was diese Massnahmen nützen?

Cassis: Die Wirkung exakt zu beziffern, ist unmöglich. Idealerweise hätten wir eine Tabelle, die für jede Massnahme den Wirkungsgrad ausweist. Leider fehlt uns das. Klar ist: Wenn Geschäfte früher und Restaurants ganz schliessen müssen, wie das im Moment der Fall ist, wird die Durchmischung der Bevölkerung reduziert. Die Massnahme hilft, die Verbreitung des Virus einzudämmen.

Weltwoche: Es gibt im Bundesrat zwei Lager: Die einen wollen mehr, die anderen weniger Einschränkungen. Wo stehen Sie?

Cassis: Das ist ein falsches Bild, das Sie vom Bundesrat haben. Wir haben alle dasselbe Ziel: Wir wollen mit den kleinsten gesundheitlichen

«Der Jahreswechsel ist ein Symbol: Wir schliessen eine Tür und öffnen eine neue.»

und wirtschaftlichen Folgen aus dieser Seuche herauskommen. Gestützt auf das vorhandene Wissen, diskutieren wir über den besten Weg.

Weltwoche: Wie muss man sich diese Diskussionen vorstellen? Wird da mit Reproduktionszahl und Sieben-Tage-Inzidenz argumentiert?

Cassis: Ja, das ist so. Diese Begriffe stehen auch in der Verordnung. Der Bundesrat ist sich aber bewusst: Wissenschaftliche Erkenntnisse sind nie absolut. Die Reproduktionszahl ist kein magischer Wert. Sie hat eine Variabilität, abhängig von der Untersuchungsgrösse.

Weltwoche: Das heisst?

Cassis: Man sollte nie nur einen Kennwert benützen, wenn man ein nuanciertes Bild schaffen will. Das ist wie in der Kunst: Wenn Sie ein Bild mit nur einer Farbe malen, können Sie weniger zeigen, als wenn Sie hundert Farben brauchen. Das gilt auch in der Epidemiologie.

Weltwoche: Als Mediziner und ehemaliger Kantonsarzt sind Sie mit epidemiologischen

Fragen vertrauter als Ihre Kollegen. Haben Ihre Argumente dadurch ein anderes Gewicht?

Cassis: Ich konnte sicher meinen Beitrag leisten. Politiker neigen richtigerweise dazu, einfache Lösungen zu suchen, zum Beispiel nur auf einen Kennwert abzustellen. In dieser speziellen Situation wäre das falsch gewesen. Das habe ich im Bundesrat erklärt. Wichtig sind für uns die Reproduktionszahl, die Inzidenz und die Auslastung der Intensivbetten.

Weltwoche: Wie stark orientiert sich der Bundesrat am Ausland?

Cassis: Man lernt von den Erfahrungen der Nachbarn. Im März änderten wir relativ rasch unsere Meinung, was Schulschliessungen anging. Das hatte mit den Entwicklungen in Frankreich zu tun. Letztlich gehen wir aber unseren eigenen Weg. Dabei orientieren wir uns an der Realität. Die Realität ist die Schweiz.

Weltwoche: Wie meinen Sie das?

Cassis: Die Schweiz ist ein föderalistisches Land. Die Genfer sind anders als die St. Galler oder die Tessiner. Unsere Massnahmen müssen diese kulturelle Vielfalt berücksichtigen.

Weltwoche: Der Föderalismus wird allerdings angezweifelt wie lange nicht mehr.

Cassis: Der Föderalismus ist intakt. Die Schweiz mit ihren Sprachen und Kulturen hätte nie den Zusammenhalt, den sie hat, ohne die Autonomie der Kantone. Sie kann nur als föderalistisches Land existieren. Als zentralistischer Staat würde sie auseinanderbrechen.

Weltwoche: Nach dem Zweiten Weltkrieg tat sich der Bundesrat schwer, seine Sonderbefugnisse wieder an Volk und Stände abzugeben. Könnte sich die Geschichte wiederholen?

Cassis: Das ist ein wichtiger Punkt. Der Bundesrat hat seine Lehren gezogen. Wir haben die Notmassnahmen befristet und unsere Kompetenzen bereits wieder abgegeben. Sie stehen heute im Covid-19-Gesetz ...

Weltwoche: ... das dem Bundesrat praktisch freie Hand lässt ...

Cassis: ... das die Befugnisse des Bundesrats klar regelt und Ende 2021 auslaufen wird.

Weltwoche: Wären Sie notfalls für eine Ausgangssperre zu haben?



«Ich will zu nichts nein sagen»: FDP-Bundesrat Cassis.

Cassis: Ich will zu nichts nein sagen. Aber die Situation müsste sich schon dramatisch verschlechtern, dass ich bereit wäre, die Freiheit der Menschen so stark einzuschränken.

Weltwoche: Auch ohne Ausgangssperre gehen die Freiheitsbeschränkungen sehr weit. Finden Sie, es gab genug konstruktive Kritik am Bundesrat, gerade auch von Ihrer Partei?

Cassis: Anfangs gab es fast nur Lob. Heute positionieren sich die Parteien unterschiedlich, die Debatte verläuft härter. Im Moment ist es unerlässlich, die individuelle Freiheit einzuschränken. Das bietet der FDP die Möglichkeit, den Wert des Liberalismus und der individuellen Freiheit zu verdeutlichen.

Weltwoche: Corona als Chance für den Freisinn, aus dem Formtief herauszukommen?

Cassis: Das ist möglich. Viele liberale Grundsatzzfragen zeigen sich in dieser Krise besonders deutlich: Kann der Staat als Retter der freien Marktwirtschaft auftreten? Wie wollen wir das Verhältnis von Zentralismus und Föderalismus ausgestalten? Die FDP hat hier etwas zu sagen. Der Liberalismus ist in diesem Land lebendig, egal, was seine Kritiker behaupten.

Weltwoche: Kommen wir zu einem anderen Thema, einem Patienten, der schon als klinisch tot bezeichnet wurde: dem Rahmenabkommen. Wie läuft es so? Sind Sie zufrieden?

Cassis: Ich verstehe das als provokative Frage. (*Lacht*) Zufrieden wäre ich, wenn wir ein gutes Abkommen hätten, das unseren bilateralen Weg sichert. Ich bin froh, dass sich der Bundesrat jetzt entschieden hat, wie er die offenen Fragen angehen will.

Weltwoche: Sie meinen Unionsbürgerrichtlinie, Lohnschutz und staatliche Beihilfen?

Cassis: Es geht primär um diese drei Punkte, ja. Hier braucht es Verbesserungen.

Weltwoche: Das heisst: Kommt die EU der Schweiz in diesen Punkten entgegen, wird der Bundesrat dem Abkommen zustimmen?

Cassis: Ja, das ist so. Doch ob wir uns finden, ist schwer vorherzusehen.

Weltwoche: Warum bleiben die souveränitätspolitischen Fragen ausgeklammert? Was ist mit der dynamischen Übernahme von EU-Recht, der mächtigen Stellung des Europäischen Gerichtshofs? Diese Fragen beschäftigen viele Leute, auch weit über die SVP hinaus.

Cassis: Ich bin immer wieder erstaunt, wie absolutistisch diese Diskussion geführt wird. Ich mache Ihnen ein einfaches Beispiel: Wenn Sie eine Wohnung vermieten, geben Sie einen Teil Ihrer Freiheit ab. Im Gegenzug bekommen Sie dafür Geld. Wenn Sie mit diesem Arrangement nicht mehr zufrieden sind, kündigen Sie den Vertrag. So ist es auch beim Rahmenabkommen. Wir werden den Vertrag unterstützen, wenn wir der Meinung sind, dass das Geld, das wir bekommen, den Teilverlust der Souveränität wert ist. Sollten wir die Frage später einmal anders beurteilen, könnten wir immer noch kündigen.

Weltwoche: Rechtlich stimmt das, doch faktisch? Mit der verschärften Guillotineklause, die sogar auf das neue Freihandelsabkommen ausgedehnt werden soll, würde die Schweiz bei einer Kündigung praktisch alles verlieren. Wie will sie sich da jemals wieder aus dem Rahmenabkommen zurückziehen?

Cassis: Natürlich könnten wir kündigen. Die Frage ist, ob wir das wollten. Die EU kann auch ohne Rahmenabkommen die Bilateralen I oder das Freihandelsabkommen kündigen, wenn sie das will. Es ist eine Frage von Kosten und Nutzen. Schauen Sie nach Grossbritannien. Dort macht man diese Kosten-Nutzen-Rechnung jeden Tag. Wie es Grossbritannien in zwei, drei Jahren gehen wird, weiss niemand. Tatsächlich müssten wir den Gürtel wohl enger schnallen, wenn wir das Rahmenabkommen dereinst kündigen würden.

Weltwoche: Wofür braucht es überhaupt dieses Abkommen? Den Marktzugang haben wir schon heute. Kritiker sagen, die Schweiz könnte damit nur noch vorwärtsgehen, hin zum EU-Beitritt, das sei das eigentliche Motiv der Befürworter. Hand aufs Herz: Die Kritiker haben doch recht?

Cassis: Nein. Der Bundesrat ist überzeugt, dass wir mit dem Rahmenabkommen den bilateralen Weg absichern würden. Es ist der beste Schutz vor einem EU-Beitritt.

Weltwoche: Sie haben von einer Kosten-Nutzen-Analyse gesprochen. Welchen Wert hat das Rahmenabkommen für Sie?

Cassis: Es geht um den Zugang zum europäischen Markt. Monetär ausgedrückt sind das 266 Milliarden Franken pro Jahr. Oder in kleinerem Massstab: Einen von zwei Franken verdienen wir mit dem Export. Davon erwirtschaften wir 60 Rappen dank dem EU-Marktzugang. Wir können auch ohne diesen Betrag leben, doch erklären Sie das der Bevölkerung.

Weltwoche: Sie glauben, die 60 Rappen pro zwei Franken würden ohne das Rahmenabkommen komplett wegfallen?

Cassis: Dass der ganze Betrag wegfällt, ist unrealistisch. Aber wenn wir auf das Abkommen verzichten, wird das seinen Preis haben. Wie hoch er sein wird, weiss niemand. Die grösste Lüge ist, so zu tun, als ob unser Wohlstand ohne Abkommen mit der EU unverändert bliebe.

Weltwoche: Wie wird sich das Volk dazu äussern können? Gibt es ein fakultatives Referendum mit Volksmehr oder ein obligatorisches mit Volks- und Ständemehr?

Cassis: Der Bundesrat muss seine Position noch festlegen. Schliesslich ist es aber ein Entscheid des Parlaments. In den Konsultationen wurde von gewissen Kreisen ein obligatorisches Referendum gewünscht. Vom Stellenwert des Vertrags her ist das vertretbar.

Weltwoche: Was ist der Zeitplan? Bis wann soll das Abkommen stehen?

Cassis: Wir sind bereit, die Diskussionen zu führen. Es dauert so lange, wie es dauert. Hauptsache, wir haben einen guten Vertrag.

Weltwoche: Und wenn das Volk diesen Vertrag ablehnt?

Cassis: Dann werden wir mit der EU zwar Beziehungsprobleme bekommen, doch befreundete Nachbarn bleiben.

Weltwoche: Herr Cassis, Sie sind jetzt seit drei Jahren Aussenminister. Aus Ihrer Warte: Was haben Sie besonders gut gemacht?

Cassis: Zum ersten Mal in unserer Geschichte hat die Schweiz eine breitabgestützte aussenpolitische Strategie. Dafür habe ich mich mit viel Kraft eingesetzt. Dass das Vorhaben gelungen ist, darauf bin ich fast ein bisschen stolz. Diese Strategie bildet die Grundlage für die einzelnen geografischen und thematischen Strategien, jene für Afrika und den Mittleren Osten oder für die internationale Zusammenarbeit und die digitale Aussenpolitik. (*Cassis legt mehrere Broschüren auf den Tisch*) Sie denken jetzt vermutlich, das seien die üblichen Verwaltungspapiere, die ich Ihnen präsentiere.

Weltwoche: Überzeugen Sie uns vom Gegenteil.

Cassis: Das ist der neue Kompass, an dem sich der Bund bei allen aussenpolitischen Aktivitäten ausrichten muss. Es wird nicht mehr improvisiert oder nach Neigung, Vorliebe oder Parteinähe entschieden.

Weltwoche: An Strategien fehlt es in der Bundesverwaltung kaum, und «ausserpolitische Strategie» klingt tatsächlich vertraut. Konkret: Was ist neu?

Cassis: Es geht um Kohärenz, um Kohärenz und nochmals um Kohärenz. Etwas zugespitzt formuliert: Früher konnte es vorkommen, dass sich drei Bundesräte in Peking am Flughafen trafen, ohne zu wissen, dass die anderen ebenfalls in beruflicher Mission dort waren. Künftig müssen sich alle Departemente an ein verbindliches Raster halten. Jeder aussenpolitische Entscheid hat der Strategie zu folgen.

Weltwoche: Wenn man die änderungsresistente Verwaltung kennt, muss man davon ausgehen, dass es erhebliche Hürden zu überwinden gab.

Cassis: An verschiedenen Stellen musste ich tatsächlich Überzeugungsarbeit leisten. Ich könnte Bücher darüber schreiben. (*Lacht*)

Weltwoche: Kam der Widerstand vor allem aus Ihrem eigenen Departement?

Cassis: Nicht nur, aber auch. Nicht alle im Aussendepartement waren es gewohnt, sich klare Ziele zu setzen, transparent zu sein und strukturiert vorzugehen. Diese Sicht der Dinge zu ändern, war eine Herausforderung. Aber es ist mir gelungen.

Weltwoche: Das heisst, Sie ziehen eine positive Bilanz nach drei Jahren als Aussenminister?

Cassis: Wir sind noch nicht ganz da, wo ich sein möchte, aber auf gutem Weg.

BRIEF AUS SCHANGHAI

Elisabeth Tester



Schanghai ist für Weihnachten parat. Die Stadt funkelt und blinkt noch mehr als sonst schon; bei den Dekorationen werden keine Grenzen gesetzt, weder bei Umfang noch Geschmack. Die Wolkenkratzer im Stadtteil Pudong strahlen flächendeckend mit animierten LED-Weihnachtssujets, ein fantastischer, wenn zuweilen auch etwas aufdringlicher Anblick. Die Expat-Community trifft sich am Weihnachtsmarkt eines deutschen Bierproduzenten und zu festlichen Apéros in Luxushotels. In den pompösen Einkaufszentren herrscht in den Läden der Schweizer Uhrenhersteller reger Betrieb, und die Menschenschlangen vor Chanel und Louis Vuitton sind länger als in früheren Jahren. Das ist nicht auf die Qualität der Kollektionen, sondern auf Corona zurückzuführen.

Dem chinesischen Mittelstand (zumindest in Schanghai) sitzt der Yuan locker in der Tasche. Kein Wunder, denn fast niemand konnte dieses Jahr ins Ausland reisen und dort tüchtig Geld ausgeben. Der Schwanenplatz in Luzern ohne Chinesen? Was sich mancher Luzerner wohl öfters wünschte, machte Corona zur Realität – mit finanziellen Folgen. Ein guter Teil dieses Geldes wird nun in China ausgegeben. Die überteuerten Restaurants und Klubs in der ehemaligen französischen Konzession sind jeden Abend prallvoll, die Jeunesse dorée von Schanghai feiert sich selbst.

Schanghai ist schon seit dem frühen Sommer coronafrei, das Leben ist wieder normal, Wirtschaft und Konsum brummen. Dieser Zustand wurde erreicht, weil die Regierungsbehörden im Frühjahr drastische und äusserst effektive Kontrollmassnahmen durchsetzten. Auch gegenwärtig werden Millionen von Einwohnern einer Stadt in wenigen

Tagen auf Corona getestet, sobald eine Handvoll Infektionsfälle entdeckt werden. Und wer aus dem Ausland oder von einer anderen chinesischen Provinz nach Schanghai reist, wird in eine zweiwöchige Quarantäne gesteckt, ohne Wenn und Aber. Wer Glück und eine Wohnung in Schanghai hat, darf nach sieben Tagen Staatsquarantäne in einem Hotel die zweite Woche zu Hause absitzen, inklusive Überwachungskamera vor und Bewegungssensoren an der Türe. Quarantäne ist Quarantäne und kein Wunschkonzert. Die chinesischen Behörden setzen auf lückenlose Verfolgung jedes einzelnen Corona-Falls. Freunde und Familie in der

Vier positive Fälle am Flughafen Pudong haben in der Metropole zu einer leichten Panik geführt.

Schweiz erklären, Gott sei Dank nicht in einem totalitär regierten Land zu leben und die Pandemie eigenverantwortlich bewältigen zu können. Die Beurteilung, wie erfolgreich dieser Ansatz ist, sei der geeigneten Leserschaft überlassen.

Tatsache ist: Corona ist in Schanghai für Chinesen kein Thema mehr. Vier positive Fälle am Flughafen Pudong haben in der 25-Millionen-Metropole unlängst zu einer leichten Panik geführt, und die Menschen tragen auch draussen wieder vermehrt Schutzmasken. Das war im Winter aber schon immer so. Ich frage meine chinesischen Freunde, was sie von den Corona-Skeptikern in Europa halten. Sie verstehen meine Frage nicht. Aber ja, es gebe auch Personen, die die Mondlandung anzweifeln.

Die chinesische Bevölkerung hat die Anordnungen der Regierung seit Anfang Februar mit sehr viel Disziplin und Verantwortungs-

bewusstsein umgesetzt. Sie habe keine andere Wahl, sagen meine Schweizer Freunde. Ja, das stimmt, denn nicht nur Überwachungskameras, sondern auch das Nachbarschaftskomitee ist omnipräsent. In der Schweiz sind wir alle zum Individualismus sozialisiert worden. Die chinesische Gesellschaft hingegen richtet sich seit je auf die Gemeinschaft aus. Zudem genießt die chinesische Regierung in der Bevölkerung grundsätzlich ein hohes Ansehen. Anweisungen, die dem Gemeinwohl dienen, werden befolgt, nicht weil China ein Überwachungsstaat ist, sondern weil sie der Bevölkerung sinnvoll erscheinen.

Für die in Schanghai lebenden Ausländer wird Corona – respektive das Versagen Europas und der USA, die Pandemie einzudämmen – zum immer grösseren Problem. Die Behörden haben die Einreise schrittweise erschwert. Seit rund einem Monat müssen Reisende nach China vor dem Einsteigen ins Flugzeug nicht nur einen negativen PCR-Test, sondern auch einen negativen Corona-Antikörper-Test (der anzeigt, ob jemand bereits eine Erkrankung durchmachte) vorweisen. Und ohne Aufenthaltsbewilligung ist die Einreiseerlaubnis schwierig zu ergattern.

Peking hat angekündigt, nächstens Informationen zum Thema Impfung zu kommunizieren. Darauf warten Ausländer und Chinesen gleichermassen gespannt. In der Zwischenzeit genieße ich die Bewegungsfreiheit und die Restaurants in der Stadt.

Frohe Weihnachten!

Elisabeth Tester ist Kommunikationsberaterin für chinesische Unternehmen in der Schweiz und ehemalige Chinakorrespondentin der *Finanz und Wirtschaft*. Sie lebt in Schanghai und Zürich.

Give Peace a Chance

Der Musiker, Friedensaktivist, Egozentriker, Oscar- und Grammy-Preisträger John Winston Lennon ist sicher eine der spannendsten Figuren im Olymp. Eine Utopie für die Ewigkeit.

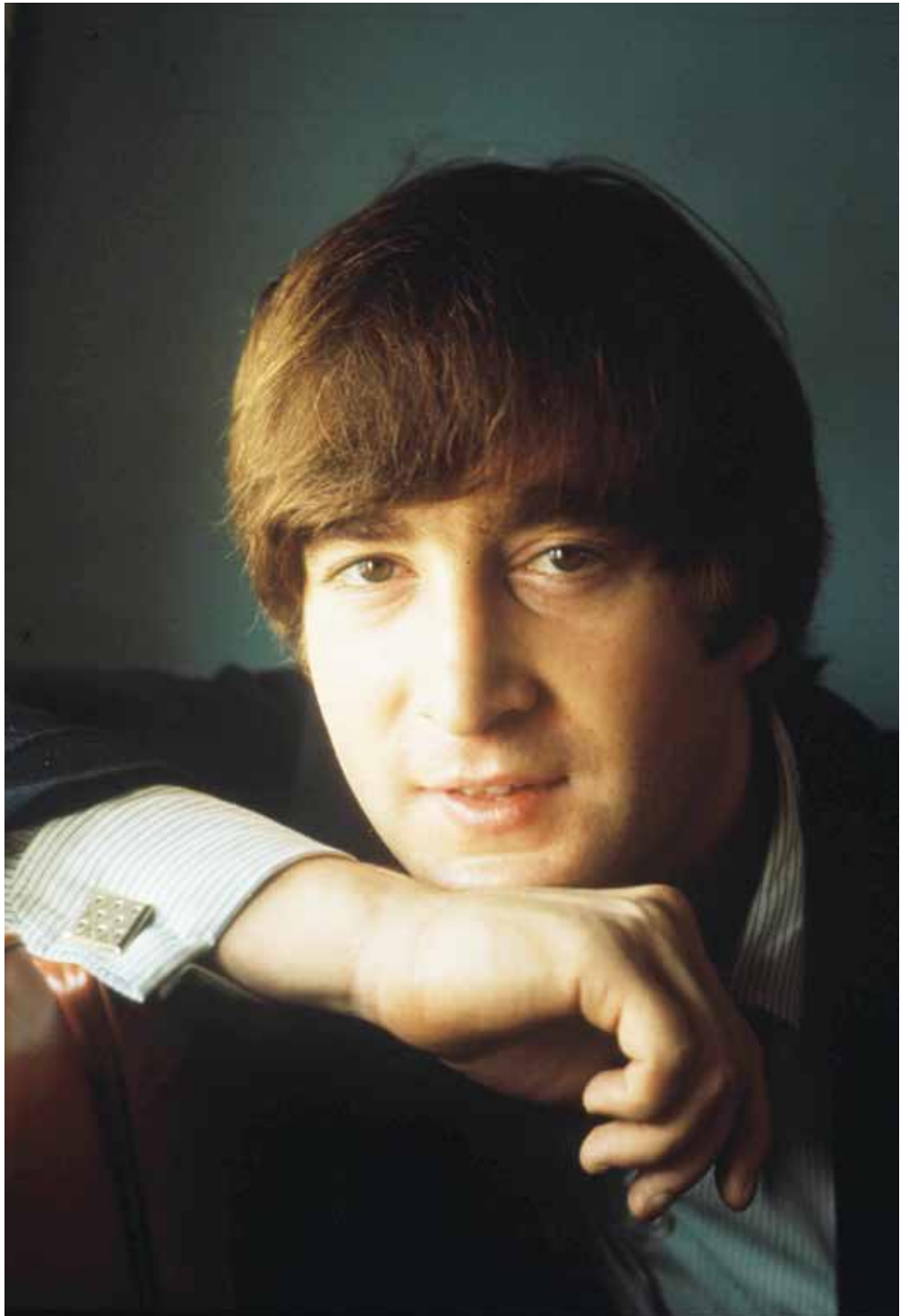
Chris von Rohr

Ich lag auf meinem violett betuchten Teenager-Bett und hatte keinen blassen Schimmer, wie es mit meinem Leben weitergehen sollte. Ein Leerlauf nach dem anderen. Auf dem Plattenteller drehte sich die «Rubber Soul»-LP. Immer und immer wieder hörte ich den Song «Nowhere Man»:

*He's a real nowhere man
Sitting in his nowhere land
Making all his nowhere plans for nobody
Doesn't have a point of view
Knows not where he's going to
Isn't he a bit like you and me?*

Ich fühlte mich direkt angesprochen. Das war mein Problem, genau so ein *nowhere man* beziehungsweise *nowhere boy* war ich. Keinen Plan, keine Bewegung, keinen Kompass in einem grauen, sinnentleerten Nirgendwo-Land. Etwas später las ich folgende Worte von Lennon: «Als ich fünf war, hat meine Mutter immer gesagt, dass es das Wichtigste im Leben sei, glücklich zu werden. Später in der Schule baten sie mich aufzuschreiben, was ich später einmal werden möchte. Ich schrieb auf «glücklich». Sie sagten mir, ich hätte die Frage nicht richtig verstanden. Und ich antwortete ihnen, dass sie das Leben nicht richtig verstanden hätten.» Als kecke Zugabe gab's dann noch das von vielen Moralisten verurteilte «Die Beatles sind populärer als Jesus»-Interview, mit dem sich John massiven Ärger einhandelte. Von dem Moment an hatte er mich an der Angel. Seine Sicht aufs Leben, sein bissiger Humor und diese smarte Provokation gegen die heuchlerische, oft kalte Granitwelt wurden mein Treibstoff.

Und ich muss heute noch lächeln, wenn ich sein Statement zur staatlich geförderten oder eben verschmähten Kultur lese: «Der heutige Kulturbegriff gehört eigentlich abgeschafft. Kultur ist ein Alibi des Imperialismus. Es gibt ein Verteidigungsministerium. Es gibt auch ein Kulturministerium. Somit ist Kultur Krieg, und wie im Krieg benehmen sich auch gewisse Leute, wenn man die Frage nach dem Sinn ihrer Tätigkeit stellt.»



Seine Musik, seine Botschaft: Lennon, 1964.

Immer die Wahrheit zu sagen, bringe einem wahrscheinlich nicht viele Freunde, dafür aber die richtigen, ergänzte der Liverpooler noch im Branchenblatt *Melody Maker*. Wie wahr!

Natürlich war es vor allem die Musik, die mich verzauberte. Die Alben «Sgt. Pepper's Lonely Hearts Club Band», das weisse «The Beatles»-Album und «Abbey Road». Was da an kompositorischer Magie drauf war, ist bis heute unerreicht in der Pop- und Rockmusik. Der Unterschied zu all den anderen Bands war der Mut zum Experiment, die Grenzen zu sprengen und immer wieder mit Überraschungen aufzuwarten. Nichts blieb, wie es war. Der Ideenreichtum schien endlos. Was für ein gigantischer Schritt von «She Loves You» über «Penny Lane», «A Day in the Life» zu «Come Together», «Across the Universe» und «Let It Be» – und das innert sechs Jahren.

Und dann kam Yoko

Die von Gegensätzen geprägte Verbindung Lennon-McCartney spuckte überirdische Songperlen und Evergreens im Monatstakt aus. Die Popwelt staunte nur noch. Unvergessen dieser Moment, als ich nach Schulschluss nach Hause kam und mir meine Mutter, die selbst immer mehr vom Beatles-Fieber erfasst wurde, sagte: «Stell dir vor, Junge, jetzt haben die «Fab Four» einen neuen Song, der heisst «Lady Madonna» – eine Nummer, die 53 Jahre später sogar meine neunzehnjährige Tochter abfeiern würde. So ging das Schlag auf Schlag, Hit auf Hit, der reine musikalische Orgasmus. Und dann kam Yoko...

Der grosse Krach war programmiert. John provozierte mit dieser intensiven Beziehung nicht nur seine Bewunderer, sondern die ganze Band. Er wagte damals einen Schritt, den man so noch nie gesehen hatte. Ab sofort gab's Lennon nur noch im Doppelpack mit Ono. Egal, wo und wann. Es wurde sogar noch ein Bett für ihn und Yoko mitten ins Aufnahmestudio gekarrt. Die japanisch-amerikanische Avantgarde-Künstlerin/Sängerin war überall dabei, sogar beim Einspielen von neuen Beatles-Songs. Das erzeugte zunehmend Feindseligkeiten, Missbilligung und Befremden. Selten wurde eine Frau eines Musikers dermassen gehasst, verwunschen; sie wurde schliesslich auch noch für die Trennung der grössten Band aller Zeiten verantwortlich gemacht. Aber John entschied sich trotz allem Gegenwind für die exaltierte, aber kreative Frau. Yoko inspirierte und beflügelte ihn zu neuen, überraschenden Aktionen und Songs.

Das erste gemeinsame Album «Two Virgins», das vor allem aus merkwürdigen Klängen und Körpergeräuschen bestand, verursachte dann aber eher Brechreiz als Hörfreude. Mehr Aufmerksamkeit erregte das Cover, das die beiden splinternackt zeigte und sofort die Zensurbehörde auf den Plan rief. Die LP-Hüllen mussten per Verordnung mit braunem Pack-

papier abgedeckt werden. Der übliche Sturm im Wasserglas, wenn Menschen sich ohne Kleidung zeigen. John dazu: «Wir waren wohl einfach ein zu hässliches Paar.»

Während der Vietnamkrieg 1969 tobte, hielten die beiden Unzertrennlichen einwöchige «Bed-ins for Peace» im «Hilton»-Hotel in Amsterdam und in Montreal ab. Dazu gab's «Give Peace a Chance» von der Plastic Ono Band. Im Rahmen ihrer Friedenskampagne

Ich fühlte mich direkt angesprochen. Genau so ein nowhere man bzw. nowhere boy war ich.

gaben Lennon und Ono in Wien auch ein Interview in einem Sack und nannten die skurrile Aktion «Bagism». Ende Jahr organisierten sie die Plakat- und Posterkampagne «War is over, if you want it. Happy Christmas from John & Yoko». Die Plakate waren in Grossstädten weltweit zu sehen, unter anderem in New York, Los Angeles, Toronto, Tokio, Rom und Berlin. Eine Aktion, die naiv anmuten mag, aber trotzdem ein ehrenwertes Anliegen war und auch heute bei all dem überflüssigen Werbeschrott dieser Welt guttun würde. Zur selben Zeit gab John aus Protest gegen diverse Kriegsunterstützungen Grossbritanniens seine königliche Ehrung «Member of the British Empire», inklusive Brief, an die Queen zurück.

Träumer-Hymne

1970 dann schliesslich die Trennung der Beatles, und John als spirituellen Sinnsucher zog es diesmal nicht in Richtung Indien, sondern nach Amerika. Er, der quasi ohne Vater und Mutter bei seiner dominanten Tante aufgewachsen war, unterzog sich Arthur Janovs sogenannter Urschrei-Primärtherapie, die Ängste und frühkindliche Schmerzerfahrungen behandelte. Dieses Experiment musste aber aus US-Visa-Gründen frühzeitig abgebrochen werden.

Der Ex-Beatle beschloss, wieder musikalisch aktiv zu werden, und es kamen viele seiner stärksten Songs: «Working Class Hero» über das soziale Gefälle der Klassengesellschaft, «Imagine», die utopische Überballade und ewige Friedens- und Träumer-Hymne, «Gimme Some Truth», eine in Zeiten von



Fake News immer noch aktuelle Tirade gegen Schwindler, Populisten und Manipulatoren in Politik und Medien. Wie heisst es so treffend in diesem Song: «All I want is the truth, just give me some truth, I've had enough of watching scenes of schizophrenic, ego-centric, paranoid, prima donnas.» Dann «Instant Karma». An diesem Tag muss Lennons Karma wirklich geleuchtet haben, denn er sagte dazu: «Ich schrieb es zum Frühstück, nahm es zum Mittagessen auf, und wir veröffentlichen es zum Abendessen.» Und natürlich das feine, brillante «Jealous Guy», das die gesamte zerbrechliche Persönlichkeit Lennons zeigt. Gab es je einen schöneren Song zum Thema Eifersucht?

So heutig wie damals

1975 begann sein fünfjähriger Rückzug, und es kam die Geburt des zweiten Sohns, Sean. John Lennon wurde zum ersten Mal ein richtiger Familienmensch, etwas, was er mit seiner ersten Frau Cynthia und seinem jüngsten Sohn Julian während der gehetzten Beatles-Zeiten nicht hatte sein können. In seinem letzten Interview betonte er, dass er in diesen wichtigen Jahren verstanden habe, bestens ohne einen Hit leben zu können, für kein Amt kandidiere und einfach eine glückliche, zufriedene Person sein möchte, ohne sich je wieder für den Erfolg verbiegen zu müssen. Er, der ein Leben lang für seinen eigenen und den weltweiten Frieden kämpfte, schien ihn und sich selbst endlich gefunden zu haben. Und es gab endlich für den mittlerweile in New York lebenden Künstler, nach vierjährigem Kampf gegen die US-Behörden, die Green Card.

1980 dann die Schock-News. Vier Schüsse und einfach fertig. Das Leben – ausgehaucht auf dem Pflastersteinboden gegenüber dem Central Park. Wie ein sehr schlechter Joke, wenn man den «Happiness Is a Warm Gun»-Song hört und sich dazu an Lennons Statement «Die Leute ziehen einen toten Heiligen einem lebenden Ärgernis vor» erinnert. Wir waren damals mit Krokus in London und konnten es, wie ganz England und die Welt, einfach nicht fassen. Ein dunkler, kalter Dezembertag, an dem unser Richtstern von einem Psychopathen kurzerhand ausgelöscht wurde. Als Leichenschmaus gab's noch das fantastisch schöne «Double Fantasy»-Album, an dem John im Sommer vor seinem Tod freudig gearbeitet hatte und das mit «Woman» und «Watching the Wheels» zwei absolute Klassiker bot.

Seine Musik und seine Botschaft sind kein Mü gealtert und genauso heutig wie damals. Die Vergangenheit ist nicht tot, ja nicht einmal vergangen. John Lennon ist nun vierzig Jahre weg und trotzdem noch voll da. Schön.

Chris von Rohr wuchs mit den Beatles auf, war dreissig, als Lennon starb, und arbeitete später als Produzent und Bassist von Krokus selbst in den legendären Londoner Abbey Road Studios.

Apps des Jahres

Im Durchschnitt schauen wir täglich fast drei Stunden in unser Smartphone. Hier sind die nützlichsten Apps aus sieben Kategorien in Corona-Zeiten.

Pierre Heumann

1. Games: Spiele-Apps gehören derzeit zu den beliebtesten überhaupt. Weltweit am populärsten, auch in der Schweiz, ist **Among Us**. Darum geht's: Vier bis zehn Spieler bereiten ein Raumschiff auf den Start vor. Aber jemand versucht, das Unterfangen zu sabotieren. Die Spieler müssen das vereiteln – zum Beispiel, indem sie den Bösewicht eruieren. Eine anregende Gehirntrainings-App ist **Elevate**. Sie soll zur Erhöhung der Konzentrationsfähigkeit und zur Verbesserung der kognitiven Fähigkeiten beitragen. Dabei kann jeder seine Leistungen mit denen der Mitspieler vergleichen. Zu den erfolgreichsten Game-Studios gehört die Firma Giants Software. Mit ihrem **Farming Simulator 20** fahren Nutzer die Ernte ein, züchten Schweine und sind für einen grossen Wagenpark verantwortlich. Nach getaner Arbeit geht's dann zum wohlverdienten **Jass**. Falls man zu bequem ist, um die Punkte zu zählen, sollte der **Jasszähler** heruntergeladen werden. Mit dem Handy über die Karten gleiten – und schon werden die Punkte gutgeschrieben.

2. Kochen: Hobbyköche finden auf **Superfood** Anleitungen für gesunde Mahlzeiten, die auch regionale Zutaten berücksichtigen. Nach den Festtagen werden sie dann vielleicht **Yazio** benutzen. Die App rechnet vor, wie viele Kalorien man gerade einnimmt – und wie sich diese reduzieren lassen.

3. Gesundheit: **SwissCovid** dürfte derzeit die bekannteste App sein. Mit ihrer Hilfe sollen Infektionsherde erkannt und Infektionsketten unterbrochen werden. Doch die Tracing-App stösst auf Misstrauen. Ende Oktober gab es lediglich 1,9 Millionen aktive Nutzer. Während der Corona-Krise verzichteten viele aus Angst vor einer Ansteckung auf Arztbesuche. Das ist die Stunde der Telemedizin, zum Beispiel mit **TytoCare**. Krankenkassen, die mit TytoCare zusammenarbeiten, stellen ihren Versicherten ein einfach zu handhabendes Instrumentenset zur Verfügung, mit dem Ohren, Herztöne, der Rachen oder der Bauchbereich in der «Home-Clinic» untersucht werden können. Über

eine App wird die Verbindung zum Hausarzt hergestellt. Aufgrund seiner Diagnose kann der Arzt Rezepte ausstellen und übermitteln – ebenfalls übers Handy.

4. Unterwegs: Mit der App **Grand Train Tour of Switzerland** kann man, zumindest virtuell, auf 1280 Kilometern an elf Seen vorbeifahren und Orte geniessen, die von der Unesco als Weltkulturerbe taxiert sind. Auf der App **Swisstopo** finden sich die Landeskarten im Massstab 1:10 000 des Bundesamts für Landestopografie. Wer die reale Natur vorzieht, greife auf die App **SchweizMobil** zurück. Sie bietet Optionen für Wanderungen, Skitouren oder Radfahren. Auf **PeakFinder** gibt es für jeden beliebigen Ort ein 360-Grad-Panorama mit den Namen aller Berge – in der Schweiz und auf der ganzen Welt. Und mit der **Rega-App** stellt man bei Krisen einen Kontakt zur Rega-Einsatzzentrale her und übermittelt gleichzeitig die Koordinaten des eigenen Aufenthaltsortes. Wer mit dem Auto unterwegs ist und die beste Verbindung von A nach B sucht: **Waze** leistet hervorragende Dienste. Weil die Applikation interaktiv ist, zeigt sie stets in Echtzeit an, wo Staus zu erwarten sind, auf welchen Umfahrungsstrassen sich Zeit sparen lässt.

5. Fotografieren: Mit **Meitu** lassen sich Aufnahmen so verbessern, als wären sie von einem routinierten Fotografen gemacht worden. Um Handy-Bilder aufzuhübschen, zu verfremden oder damit Collagen zu erstellen, bieten sich weitere Apps an: **Cut Cut** (nur Android) gilt als eine der besten Foto-Apps – sie korrigiert falsche Belichtungen und unglückliche Frames. **Reface** verspricht die faszinierendsten Resultate: Möglich sind damit *deepfake*-Videoschnipsel oder Fotos, mit denen man sein Gesicht auf den Körper von Promis wie Trump, Biden oder Di Caprio verpflanzen kann.

6. Home-Office: Wahrscheinlich müssen wir uns auch in den nächsten Monaten daran gewöhnen, von zu Hause aus zu arbeiten. Da gilt es in erster Linie an die Datensicherheit zu den-

ken. Dazu gibt es zahlreiche Apps – etwa **LastPass**, die bei der Erstellung und Verwaltung sicherer Passwörter hilft. Da viele ihr Handy vermehrt im Home-Office einsetzen, um offizielle E-Mails zu schreiben, lohnt sich der Einsatz eines benutzerfreundlichen Keyboards. **Typewise Custom Keyboard** ist eine gute Wahl. Die aus der Schweiz stammende App verspricht eine Reduktion der Tippfehler bei erhöhtem Schreibtempo. Die Anordnung der Buchstaben ist allerdings etwas gewöhnungsbedürftig. Sollte einem einmal der richtige Ausdruck auf Englisch fehlen: **DeepL** ist derzeit die beste Übersetzungs-App, auch für Textblöcke. Falls die Kids komplexe Rechenaufgaben vorlegen, bei denen die Eltern überfordert sind: **Photomath** macht aus ihnen smarte Mütter oder Väter. Die Lösung auch komplexer Aufgaben schafft diese App spielend.

7. Finanzen: Covid-19 verstärkt den Online-Trend. Deshalb steigen die Nutzerzahlen der Bezahl-App **Twint**. Derzeit ist sie in der Schweiz auf drei Millionen Handys installiert, doppelt so viel wie vor einem Jahr. Doch bloss 6 Prozent der Transaktionen werden übers Smartphone abgewickelt. Weil als Folge von E-Payments Banknoten vielleicht bald schon Geschichte sind, hilft die App der Nationalbank: **Swiss Banknotes**. Sie zeigt, worauf es bei den Geldscheinen ankommt. Noch klingt es wie Zukunftsmusik, aber Start-ups arbeiten mit Hochdruck daran, über eine App einen computergestützten Banken-Vollservice anzubieten. Er soll nicht nur Geldüberweisungen, sondern auch Kredite und Anlageentscheide sowie eine Optimierung des Cashflows offerieren. Auf der App **Investing.com** kann zeitnah der Kursverlauf aller Wertpapiere abgefragt werden. Börsianer erhalten nicht nur Daten zu den aktuellen Notierungen, sondern auch zur Entwicklung in einem Zeitraum, den jeder individuell bestimmen kann. Zudem lassen sich auf dieser App Breaking News zu spezifischen Aktien abrufen.

Mitarbeit: **Christof Zogg**, Vorsitzender der Jury für die beiden wichtigsten Schweizer Branchenawards «Best of Swiss Web» und «Best of Swiss Apps».

Mysterium der Ausschaffung

Warum dürfen so viele kriminelle Ausländer im Land bleiben, trotz anderslautendem Gesetz?



Der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte hat Anfang Dezember ein Urteil zu einem Schweizer Fall gefällt, das bemerkenswert ist. Ein Spanier hatte sich in Strassburg über die Schweiz beschwert, weil ihn die hiesige Justiz des Landes verwiesen hatte. Der Mann hatte seine elfjährige Nichte sexuell bedrängt und wurde deswegen zu einer einjährigen Freiheitsstrafe auf Bewährung und zu einer fünfjährigen Landesverweisung verurteilt. Der Vierzigjährige, langjähriger Sozialhilfebezüger und auch sonst nicht gerade ein Integrationsvorbild, ist in der Schweiz geboren und hat sein ganzes Leben hier verbracht. In Spanien verfügt er über keine Kontakte, so dass die Ausschaffung in sein Heimatland, das ihm fremd ist, sicher hart ist. Und wo es hart ist, ist der Härtefall in der Regel nicht weit.

Und doch, man staune: Weder das Bundesgericht noch der Strassburger Gerichtshof zeigten gegenüber dem Spanier Nachsicht. Beide Instanzen kamen zum Schluss, dass die Landesverweisung verhältnismässig sei und kein Härtefall vorliege. Und dies, obschon der Ausschaffungsartikel im Strafgesetzbuch für Secondos eine Spezialbehandlung vorsieht und den Gerichten vorschreibt, sie müssten deren «besonderer Situation» Rechnung tragen. Man darf also konstatieren, dass das verschärfte Schweizer Ausschaffungsrecht vor dem Strassburger Gerichtshof Bestand hat. Und man darf auch konstatieren, dass die Strafrechtsabteilung des Bundesgerichts sich bemüht, der Ausschaffungsinitiative, die Volk und Stände 2010 angenommen haben, nachzuleben. Die bisherige Rechtsprechung, soweit

überblickbar, kann als mehrheitlich rigoros bezeichnet werden, das Bundesgericht geht nicht leichthin von einem Härtefall aus.

Dennoch werden kriminelle Ausländer nicht konsequent ausgewiesen. Das zeigt die schweizweite Strafurteilsstatistik 2019, die im Sommer 2020 veröffentlicht wurde und zum ersten Mal klare Zahlen zu den Ausschaffungen bekanntgab. Die Daten sorgten für erhebliches Aufsehen, denn es zeigte sich,

Sind die Staatsanwälte schuld? Erledigen sie zu viele Fälle per Strafbefehl?

dass lediglich bei 58 Prozent der Delikte, die mit der Ausschaffung bedroht sind, auch tatsächlich eine solche ausgesprochen wird. In den anderen 42 Prozent der Fälle konnten die Täter im Land bleiben. Und dies, obschon das Parlament bekanntlich eine «pfefferscharfe» Regelung versprochen hatte. Wenn zwei Fünftel derjenigen, die laut Gesetz das Land verlassen müssten, geschont werden, scheint etwas krummzulaufen.

Doch was? Warum wird die obligatorische Landesverweisung so zurückhaltend angewendet? Sind die Staatsanwälte schuld? Erledigen sie zu viele Fälle per Strafbefehl und verunmöglichen damit eine Landesverweisung, da eine solche nur von einem Gericht ausgesprochen werden kann? Oder sind es vielmehr die Gerichte, die das Gesetz zu zögerlich anwenden und zu oft von einem Härtefall ausgehen? Klar ist: Niemand will die Ver-

antwortung übernehmen. Die Konferenz der Staatsanwälte schiebt den Schwarzen Peter den Kantonen zu: Diese sollen bei der Eingabe der Daten für die Urteilsstatistik geschlampt haben, heisst es. Bei den Richtern wehrt man Kritik mit dem Argument ab, dass stets der Einzelfall zähle und nicht die Prozentzahl.

Die Ausschaffungsfrage ist ein ungeliebtes Thema, sie interessiert nicht mehr so stark wie vor ein paar Jahren, sie ist etwas schmutzdelig, und Politiker wollen sich daran nicht die Hände schmutzig machen. Und doch würde man als Bürger gerne wissen, warum ein solch krasses Missverhältnis zwischen der Gesetzesvorschrift und der Praxis besteht, warum das vom Parlament mit viel Mühe erlassene Ausschaffungsgesetz von den Justizbehörden nicht so gehandhabt wird, wie man es erwarten könnte.

Es müssten wirklich gute Gründe sein, um das zu erklären. Man sollte nicht vergessen, dass das Ja von Volk und Ständen zur Ausschaffungsinitiative letztlich eine riesige Misstrauensbekundung gegenüber der Justiz war. Es war der Ausdruck davon, dass die Strafbehörden generell als zu nachsichtig empfunden wurden, ihr Umgang mit kriminellen Ausländern als zu lasch. Dasselbe lässt sich von der Verwahrungs-, der Pädophilen- und der Unverjährbarkeitsinitiative sagen, allesamt repräsentative Volksbegehren, die an der Urne in den letzten Jahren ebenfalls Erfolg hatten. Es scheint, als ob das die Justizbehörden nicht ganz verstanden hätten. Oder sich an den Volkswillen nicht gebunden fühlten.



«Wir sind Impfstoff»:
Forscher Sahin.



Nachfolger wie Gartenzwerge:
Politikerin Merkel.



«Am Anfang steht ein leerer Notizblock»:
Chefredaktor Baquet.

Die klügsten Köpfe des Jahres

Ist das Covid-Jahr 2020 zum Vergessen? Nicht unbedingt.
Diese fünf Intellektuellen haben uns ein Stück weitergebracht.

Christoph Mörgeli

Ugur Sahin, 55, Impfstoffentwickler

Bei der Wahl von Joseph Ratzinger titelte Deutschland 2005: «Wir sind Papst». Im Jahr 2020 lautete der Jubelschrei: «Wir sind Impfstoff». Auch das Erich-Kästner-Gymnasium in Köln-Niehl platzte vor Stolz, denn hier hatte Ugur Sahin einst die Schulbank gedrückt. Und beim Abitur 1984 natürlich als Jahrgangsbester und als erstes Kind türkischer Einwanderer abgeschlossen. Der Sohn eines Ford-Arbeiters studierte Medizin in Köln und wurde Internist und Immunologe. Im Jahr 2000 weilte er im Institut für Experimentelle Immunologie des Universitätsspitals Zürich unter Leitung der weltbekannten Professoren Hans Hengartner und Rolf Zinkernagel (Nobelpreis 1996). Sahin profilierte sich gemeinsam mit seiner Ehefrau Özlem Türeci als einer der weltweit führenden Krebsforscher. Ein erstes pharmazeutisches Unternehmen konnte er für einen hohen dreistelligen Millionenbetrag verkaufen. Heute ist Ugur Sahin Geschäftsführer und Grossaktionär der Firma Biontech in Mainz. 2020 gelang einem Team unter Leitung des Ehe-

paars Ugur-Türeci die Herstellung des Impfstoffs BNT162b2 gegen Covid-19. Er wurde im Tempo des gehetzten Löwen auch in den USA zugelassen, in Grossbritannien wird bereits eifrig geimpft. Sahins Vermögen soll gegenwärtig fünf Milliarden Dollar betragen, der Aktienkurs seiner Biontech zeigt himmelwärts. Die Herausforderung besteht jetzt darin, die fast astronomisch hohe Zahl der benötigten Impfdosen herzustellen. All dies geschieht gemeinsam mit der amerikanischen Pharmafirma Pfizer, die 1849 vom deutschen Auswanderer Karl Pfizer in Brooklyn gegründet worden ist. Auch diesbezüglich kann Deutschland also ausrufen: «Wir sind Impfstoff».

Dean Baquet, 64, Auflage-Bolzer

Der Chefredaktor der grössten und mächtigsten Zeitung der Welt hat vier gute Jahre hinter sich. Die Auflage der *New York Times* entwickelte sich überaus erfreulich, das Blatt hat Millionen von neuen digitalen Lesern gewonnen. Es verdankte dies dem hohen Unterhaltungswert des amerikanischen Präsiden-

ten Donald Trump, den die linksliberale NYT geradezu obsessiv bekämpfte. Der diesjährige Wahlkampf war für Dean Baquet ein zusätzliches Geschenk des Himmels. Der erste Afroamerikaner an der Spitze dieses Leitmediums ist dort seit 2014 oberster Publizist; er arbeitete aber schon 1990 bis 2000 und danach erneut seit 2007 für die Zeitung. Der ausgewiesene Journalist und Pulitzer-Preisträger kam zu diesem Job, weil die bisherige Chefin den Bettel hinschmiss hatte, als sie hörte, dass ihr männlicher Vorgänger mehr verdient hatte. Dean Baquet führt seither die Traditionszeitung ruhig, überzeugend und im Vergleich zu vielen seiner Autoren erstaunlich unaufgeregt. Weil er im Vorstand des Komitees zum Schutz der Journalisten sitzt, prangerte er allerdings Trumps namentliche Angriffe auf einzelne Medienschaffende als unwürdig, ja lebensgefährlich an. Unter Baquets Führung hat sich die NYT aber beharrlich geweigert, Trump als Rassisten und Sexisten zu bezeichnen. Der Chefredaktor meinte dazu: «Ich stecke nicht in seinem Kopf, um das beurteilen zu können.» Baquet mag



Schicksal uigurischer Künstler:
Intellektuelle Awut.



Eher 10 als 5 Milliarden Dollar:
Chemieingenieur Bancel.

keine voreingenommenen Journalisten und forderte, am Anfang jedes Artikels müsse ein «leerer Notizblock» stehen. Dem brillanten Kopf gelang die Transformation der finanziell wie journalistisch strauchelnden *New York Times* ins digitale Zeitalter. Nur eines muss die als demokratisch geltende Zeitung mehr fürchten als den ihr nicht genehmen Donald Trump: den Langweiler Joe Biden.

Angela Merkel, 66, Krisenkanzlerin

Sie zeigte es 2020 nochmals allen. In der Corona-Krise lief die deutsche Bundeskanzlerin zur Höchstform auf. Wie sie überhaupt am besten ist, wenn grosse Herausforderungen zu meistern sind. Ihre Covid-Rede vom 18. März gilt bereits als «historisch». Merkel verordnete ihren Bürgern harte Massnahmen, gab den Menschen aber jederzeit das Gefühl, diese basierten auf strengen wissenschaftlichen Erkenntnissen. Die CDU-Politikerin verzückte die Medien, aber auch weite Teile der Bevölkerung mit ihrem emotionalen Appell im Bundestag,

Wird ihre Partei sie am Ende gar beknie, nochmals anzutreten? Das halten Beobachter für möglich.

die für wahrhaft erkannten Tatsachen wie das Coronavirus zu akzeptieren. Genau darum habe sie in ihrer DDR-Jugend Physik studiert: Weil man vieles ausser Kraft setzen könne, nicht aber die Schwerkraft und die Lichtgeschwindigkeit. Die intelligente Taktikerin der Macht hält sich – zuletzt dank grosser Koalition mit der SPD – demnächst sechzehn Jahre im Amt und hat dann ihren «Ziehvater» Helmut Kohl eingeholt. Die ansonsten dauerstänkernde bayerische Schwesterpartei CSU will Merkel

bezüglich Staatsinterventionen mittlerweile überholen. In der Europäischen Union geht ohne die deutsche Kanzlerin gar nichts. Sie hat in Brüssel ihre erfolglose Parteikollegin Ursula von der Leyen als Kommissionspräsidentin installiert – die ihr dies mit lebenslanger Dankbarkeit vergelten muss. Der französische Präsident Emmanuel Macron, der vergeblich Ebenbürtigkeit mit Merkel anstrebt, steht auf dem Pannenstreifen. Zwar will die mächtigste Frau der Welt und siebzehnfache Ehrendoktorin nach den Bundestagswahlen von 2021 nicht mehr antreten. Doch die ellbögelnden potenziellen Nachfolger wirken neben ihr wie Gartenzwerge. Wird ihre Partei sie am Ende gar beknie, nochmals anzutreten? Das halten manche Beobachter für möglich. Einmal mehr käme dann ein Lieblingswort der Lieblingskanzlerin zum Tragen: «alternativlos».

Stéphane Bancel, 48, Impfstoffverkäufer

Der französische Chef des amerikanischen Biotech-Unternehmens Moderna Therapeutics kämpft erfolgreich an vorderster Front gegen das Coronavirus. Er witterte die Chance seines Lebens schon Ende 2019 – und packte sie dieses Jahr, mutig und entschlossen. Und nicht zuletzt dank guten Beziehungen zu Anthony Fauci und einem erheblichen finanziellen Engagement der Regierung Trump. Innert 42 Tagen schaffte es Bancels Team in Cambridge, Massachusetts, einen Impfstoff gegen Covid-19 zu entwickeln. Bereits am 16. März liefen die ersten Versuche an Menschen. Die Impfung mRNA-1273 von Moderna zeigte schliesslich eine Wirksamkeit von 94,5 Prozent. Fast vierzig Milliarden Dollar ist inzwischen das 2010 gegründete Unternehmen wert, an dem Stéphane Bancel 9 Prozent hält. Der Chemieingenieur aus Marseille hat an den besten französischen und amerikani-

schen Hochschulen studiert, dann in Tokio und später bei der renommierten Diagnostikfirma Biomérieux gearbeitet. Sein Image ist nicht das eines weltabgewandten, menschencheuen Forschers. Bancel ist ein hart fordernder, unternehmerisch denkender Chef, der sein Personal unerbittlich antreibt. Und ein begnadeter Verkäufer, der seine Produkte als «bahnbrechend» anpreist. Vor sieben Jahren konnte Moderna das britische Unternehmen Astra Zeneca als Partner gewinnen. Die Kommunikation, so wurde kritisiert, sei oft weniger wissenschaftlich fundiert als börsengesteuert. Die USA werden prioritär mit dem Impfstoff beliefert. Mit an Bord ist der Schweizer Pharmakonzern Lonza als Produktionspartner, dessen Präsident Albert Baehny eine entscheidende Verhandlungsrolle gespielt hat. Stéphane Bancels Aktien dürften im Wert derzeit eher zehn als fünf Milliarden Dollar betragen. Der Sitz von Moderna für Europa, Afrika und Nahost liegt übrigens nicht in Brüssel, sondern in Basel.

Schimengul Awut, 47, Dichterin

Ihr Leben und dessen Verfolgung ist nicht weniger eindrücklich als ihre schriftstellerische Produktion. Die im Westen kaum bekannte Uigurin gehört zu den zahlreichen Intellektuellen, um die es 2020 still bleiben musste. Weil ihre Stimme den Machthabern nicht passt. Nach einem Studium der Literatur veröffentlichte die in Kaschgar geborene Schimengul Awut ihre ersten tief sinnigen Gedichtbände mit dem Titel «Knospe des Grolls» und «Steinernes Blütenblatt». Rasch wurde man in der «autonomen» uigurischen Republik aufmerksam auf die Nachwuchskünstlerin. Ihre Sprache ist schlicht, die Motive sind meist der Geschichte von uigurischen Frauen entnommen. Die legendäre Nusugum etwa verweigerte sich der erzwungenen Ehe mit einem chinesischen Beamten und zog den Tod vor. Prosatexte wechseln mit Versen, Vergangenheit mit Gegenwart, Leid mit Glück. Das offizielle China geht drastisch gegen die uigurisch-islamische Minderheit vor: 2018 wurde Schimengul Awut inhaftiert.

China gibt vor, «Umerziehungslager» seien notwendig, um die Islamisierung der uigurischen Gesellschaft zu stoppen. Menschenrechtsorganisationen sprechen von deren Ausschaltung mit dem Ziel, die uigurische Zivilisation durch eine chinesische zu ersetzen. Schimengul Awut, alleinerziehende Mutter eines Sohnes, soll am Lektorat des Werks «Der goldene Filzschuh» mitgewirkt haben. Dieses erzählt das Schicksal uigurischer Künstler, die in Maos Kulturrevolution Verfolgung, Verhaftung und Folter erlitten. Die persönliche Biografie von Schimengul Awut zeigt, wie gefährdet die Integrität von ethnischen Minderheiten und besonders von deren Intellektuellen noch immer ist – in China und anderswo.

«Meine Leidenschaften waren die Oper, Sex und Kleider»

Barbara Amiel-Black zählte zu den schönsten Frauen von New York und London. Jetzt hat die Journalistin, die reich heiratete und später alles verlor, ihr Leben aufgeschrieben.

Mark van Huissing

Die Journalistin und Autorin, geboren in London, aufgewachsen in Kanada, galt in ihrer Blüte als schärfste Feder auf beiden Seiten des Atlantiks. «Scharf» im weiteren Sinn des Worts: freizügig und hedonistisch, was ihre Lust auf Sex mit berühmten, erfolgreichen sowie, last, but not least, reichen Männern anging, aber auch, was die Inhalte ihrer Kolumnen in der kanadischen Zeitschrift *Maclean's* oder der Londoner *Times* betraf, in denen sie ihre konservative Haltung auf politischen und gesellschaftlichen Gebieten verbreitete.

Mit 51 gewann sie den grossen Preis respektive heiratete ihren vierten Mann, den kanadischen Verleger, Unternehmer und Politiker Conrad Black. Nach fünfzehn Jahren Highlife an seiner Seite kam der «Absturz von ganz oben» (*Weltwoche*), Black wurde in Amerika zu einer sechseinhalbjährigen Gefängnisstrafe wegen Betrugs verurteilt. Bis er diese antrat und grossmehrheitlich absass, war sein ehemals beträchtliches Vermögen aufgebraucht, für Anwälte und Bussgelder. Barbara stand zu ihm, besuchte ihn wöchentlich im Gefängnis in Florida und übte sich in Verzicht. Nach fünf Jahren wurde er vorzeitig entlassen und 2019 begnadigt; den Anstoss dazu gab Präsident Trump, mit dem er befreundet ist.

In den vergangenen fünf Jahren hat er mit unternehmerischer Tätigkeit wieder Geld verdient, das Paar lebt in Toronto. Vor kurzem sind Barbara Amiel-Blacks Memoiren «Friends & Enemies: A Life in Vogue, Prison, & Park Avenue» erschienen.

Weltwoche: Ihre Autobiografie erschien 1980, 2020 folgten Ihre Memoiren – man könnte schlussfolgern, Ihr Leben sei zu prall für ein Buch.

Barbara Amiel-Black: Es ist schwer zu sagen für mich, wie viel mein Leben hergibt. Aber im Jahr 2020 war die Dringlichkeit, dieses aufzuschreiben, höher als beim ersten Versuch. Ich setze mich mittlerweile mit dem Gedanken auseinander, gelegentlich *to be pushing up the daisies*, wie mein Grossvater sagte [zu sterben respektive begraben zu sein]. Das erste Buch schrieb ich, als ich jung war, für meine Verhältnisse. Als der Verlag es später nachdrucken wollte, ver-

weigerte ich meine Einwilligung, es war einfach nicht gut genug.

Weltwoche: Man sieht entweder gut aus oder ist gescheit, schreiben Sie. Ihren Mann Conrad Black beschreiben Sie als eine der raren Ausnahmen – von löwenhaftem Äusseren, ein intellektueller Riese zudem. Und Sie selbst?

Amiel-Black: Ich würde mich nie intellektuell in die Liga meines Mannes einordnen, nicht mal im Traum. Das ist eines der Probleme meines Lebens: Ich heiratete ausserordentliche Männer, George Jonas [kanadischer Schriftsteller], meinen früheren verstorbenen Mann, oder Conrad waren beide intellektuell sehr muskulös. Es ist ein Problem, aber auch eine Freude, mit jemandem zusammen zu sein, der so viel heller strahlt als man selbst. Wie beim Tennis – man sollte immer mit einem stärkeren Gegner spielen.

Weltwoche: Sie schätzen Dinge sehr, die nicht zwingend sind für jemanden, der in erster Linie auf Intelligenz und Bildung achtet – gesellschaftlichen Status, Juwelen, Couture-Kleider ...

Amiel-Black: Im Buch beschreibe ich meine Flugbahn. Als ich Conrad kennenlernte, war ich

«Jede Frau sollte sich in Finanzangelegenheiten ausbilden, das ist nützlicher als Geschlechterforschung.»

fünfzig. Schmuck hatte bis dorthin keine Rolle gespielt in meinem Schreiberleben. Kleider hingegen waren immer eine Leidenschaft gewesen, wenn auch mit viel niedrigerem Budget. Es gibt Menschen, deren Passion ist es, vorbeifahrende Züge zu beobachten [*trainspotting*], meine Leidenschaften waren die Oper, Sex und Kleider.

Nachdem ich Conrad geheiratet hatte, fand ich mich in einer neuen Welt wieder, einer sehr reichen. In dieser Welt war meine Rolle die einer Gastgeberin in unseren Häusern in Palm Beach und New York. Da ich von Natur aus ehrgeizig bin, nahm ich die Aufgabe ernst. Die Kosten für Innendekoration, Kleider und Schmuck waren astronomisch. Ich wollte mich mit Leuten messen, die viel mehr Geld hatten als mein Mann – wir waren reich, die anderen waren Milliardäre.

Doch ich habe nie aufgehört, Kolumnen und Artikel zu schreiben. Es war mir immer wichtig, mich selbst finanzieren zu können. Jede Frau sollte sich in Finanzangelegenheiten ausbilden, das ist nützlicher als Geschlechterforschung.

Weltwoche: Auf Deutsch sagt man: Geld oder Geist.

Amiel-Black: Sehr treffend. Aber meinem Mann ging es nicht um Geld an sich, er suchte Einflussnahme durch seine Zeitungsverlage, um seine Ideen zu verbreiten. Er wollte, im Gegensatz zur Mehrheit der Reichen, eine Rolle im Weltgeschehen spielen. Den meisten Milliardären, die ich kennenlernte, und das waren einige, ging's nur um ihr Geld und ihre Macht.

Weltwoche: Ich habe Ihren Mann nie kennengelernt und telefoniere zum ersten Mal mit Ihnen. Doch, mit Respekt, das Bild, das die Anklage während des Prozesses in Amerika [Blacks Firma hatte einen Sitz und eine Zeitung in Chicago] von ihm zeichnete, weicht scharf ab von einem nur an Ideen und seiner Rolle im Weltgeschehen Interessierten.

Amiel-Black: Ja, er wurde dargestellt als einer, der Hunderte Millionen von den Miteigentümern seiner Firmen gestohlen hatte, als mieser Betrüger und Dieb im grossen Stil. Doch um zu verstehen, muss man etwas sehen: Conrads Prozess fand nach den Pleiten von Enron und Worldcom statt, amerikanischen Unternehmen, bei denen Aktionäre Milliarden verloren wegen betrügerischer CEOs. In der Folge wurde laut nach schärferer Unternehmensverantwortung [«Corporate Governance»] gerufen. Die Staatsanwälte brauchten Skalps, um ihre Posten zu sichern.

Weltwoche: Der Staatsanwalt klagte, Ihr Mann habe 84 Millionen in seine, und, Pardon: Ihre Taschen abgezweigt. Er wurde nach dem, was selbst Wikipedia als «Jahrhundertverfahren» beschreibt, zu sechseinhalb Jahren Gefängnis und einer Busse in mittlerer einstelliger Millionenhöhe verurteilt.

Amiel-Black: Die Anklage sprach von 84 Millionen, verurteilt wurde er aber schliesslich wegen eines einzigen Betrugsfalls, und zwar in Höhe von 258 000 Dollar. Das war alles, was sie ihm anlasten konnten, nach Jahren, in denen er



«Ich habe genug Seelen-Stripping gemacht»: Autorin Amiel-Black.

durch die Hölle gegangen war. Doch selbst dieser Anklagepunkt war falsch. Und richtig, er sass fast fünf Jahre im Gefängnis. Das amerikanische Rechtssystem ist zutiefst fehlerhaft, es geht darum, Händel mit den Behörden einzugehen, ihnen zu dienen, nicht um Gerechtigkeit. Den Anfang des ganzen Verfahrens löste nicht ein Strafverfolger aus, übrigens, sondern ein Aktionär, der meinen Mann dazu zwingen wollte, den Londoner *Daily Telegraph* aus der Firma herauszulösen und mit Gewinn zu verkaufen. Dieser Investor musste nichts beweisen, seine Anschuldigungen reichten, um die Welle loszutreten. Mein Mann war ein dankbares Opfer: ein konservativer Ausländer, der eine linksliberale amerikanische Zeitung [die *Chicago Sun-Times*] auf einen bürgerlichen Kurs gebracht hatte. Die Medienleute hatten ihn sofort vorverurteilt – er hatte kaum eine Chance auf ein faires Verfahren.

Weltwoche: Sie selbst haben als Kolumnistin während Jahrzehnten konservative Positionen eingenommen – Homosexualität sei eine Entgleisung, Abtreibung ein Verbrechen, Israel immer im Recht et cetera – und wurden dafür vom Meinungsgericht ebenfalls hart verurteilt.

Amiel-Black: Ja, ich war wohl die längste Zeit unbeliebt bei linkslastigen Journalisten, und, seien wir ehrlich, die meisten Journalisten sind linkslastig. Betreffend Homosexualität aber habe ich meine Haltung geändert und das auch mitgeteilt: Mich geht die Sexualität anderer Leute nichts an, und sie interessiert mich auch nicht. Ich bin bloss dagegen, dass öffentliche Gelder für Anliegen Homosexueller etc. ausgegeben werden.

Weltwoche: Was halten Sie von der sogenannten #MeToo-Bewegung?

Amiel-Black: Nicht viel, ehrlich gesagt. Natürlich gibt es Vergewaltigung und sexuelle Über-

griffe gegen Frauen, und das sind schreckliche Akte, schlimme Verbrechen. Aber ich denke nicht, wir Frauen seien grundsätzlich so schwache Geschöpfe, dass wir keinen dümmlichen Kalender an der Bürowand oder einen blöden Witz vor der Kaffeemaschine ertragen würden und darum wieder viktorianische Sittenwächter brauchen. Ich könnte wahrscheinlich Vorfälle aus meiner Laufbahn ausgraben, mit denen ich vor Gericht gute Chancen hätte; ich würde aber niemals deswegen den Rechtsweg beschreiten. Ich denke, die Bewegung, die anfänglich wahrscheinlich Ideale hatte, wurde ein Werkzeug, um Männer, die irgendjemand nicht mag, aus dem Weg zu räumen. Auch dabei ist es fast unmöglich für Beschuldigte, ein faires Verfahren zu bekommen.

Weltwoche: Vermutlich hätten Sie Ihren Weg auch ohne reiche und/oder wortmächtige Männer an Ihrer Seite gemacht, als kluge, schöne Frau. Aber das schien keine Option für Sie ...

Amiel-Black: Ich sehe Ihren Punkt. Doch ich habe genug Seelen-Stripping, wenn auch keinen Seelen-Striptease – ich wollte niemanden aufreizen – in meinen Memoiren gemacht. Darum möchte ich mich jetzt nicht auch noch psychologisch beurteilen lassen.

Meine Ausgangslage ist dargelegt im Buch: Ich wuchs ab ungefähr dreizehn Jahren mehr oder weniger ohne Eltern auf, was man als emotionales Handicap beschreiben könnte. Andererseits mögen oft auch Frauen, die als Kinder behütet waren, lieber erfolgreiche, gutaussehende und reiche Männer als arme, kranke, unansehnliche – es ist biologisch begründet.

Weltwoche: Sie, die scharfe Gegnerin von Abtreibung, hatten selbst eine ...

Amiel-Black: Ja, das hatte ich. Abtreibung ist, in meinen Augen, Mord und sollte mit diesem Wort, das beschreibt, worum es dabei geht, beschrieben werden. Doch obwohl ich strikt dagegen bin, finde ich, dass Abtreibung legal sein sollte.

Weltwoche: Weshalb?

Amiel-Black: Damit Frauen nicht das durchmachen, was ich erlebt habe: eine illegale, schlecht ausgeführte Abtreibung in einem Zimmer im Hinterhof. Nach dem Eingriff konnte ich keine Kinder mehr bekommen.

Weltwoche: Weshalb haben Sie abgetrieben?

Amiel-Black: Weil ich davon ausging, ich könne nicht die Karriere haben, die ich mir wünschte, mit einem Kind. Ob diese Annahme stimmte? Das ist eine interessante Frage. Ich weiss es nicht. Es geschah in den frühen 1960er Jahren, die Ausgangslage war eine andere, und ich hatte niemanden, mit dem ich darüber reden konnte, ob ich beispielsweise das Kind zur Welt bringen und zur Adoption freigeben sollte.

Ich denke, heute ist es wohl möglich, eine berufliche Laufbahn und Kinder zu haben – möglich, aber nicht einfach. Aber um ehrlich zu sein: Ich war egoistisch, ich wollte was aus mir machen. Und dafür tötete ich dieses Kind.

«Das fing in der Pfadi an»

Thomas Süssli, der Chef der Armee, über sein Leben, seine Armee und seine erste Führungserfahrung.

Roman Zeller

Wenn er lacht, strahlt er, obwohl das Jahr kräftezehrend war. Im Januar übernahm Thomas Süssli, 54, den Chefposten in der Schweizer Armee. Nur wenig später, im Frühling, leitete er die grösste militärische Mobilmachung seit 1948. Was der höchste Befehlshaber in der Armee während der Corona-Krise war und ist, steht symbolisch auf dem Salontisch in seinem Büro: ein Leuchtturm. Das Gespräch findet im Bundeshaus Ost statt. Auf dem gleichen Sofa sass dem Chef der Armee unlängst eine Corona-infizierte Person gegenüber, die ihn ausser Gefecht setzte. Geschmacksverlust, so Thomas Süssli, habe er keinen gehabt.

Weltwoche: Herr Süssli, wenn Sie zurückblicken: Was hat Sie in diesem verrückten Jahr besonders gefreut?

Süssli: Dass unsere Milizarmee zeigen konnte, dass sie die Sicherheitsreserve der Schweiz ist, ohne sich dabei aufzudrängen. Wenn es sie braucht, ist sie da. Und wenn es sie nicht mehr braucht, zieht sie wieder ab.

Weltwoche: Was hat Sie am meisten geärgert?

Süssli: Ich komme aus der Privatwirtschaft, ich bewege mich viel und schnell. Manchmal verzweifle ich fast an unseren langatmigen Prozessen, ich bin sehr ungeduldig. Aber Ärger ist das falsche Wort. Ich bin jemand, der sich nicht viel ärgert.

Weltwoche: Seit Anfang Jahr sind Sie Chef der Armee. Erzählen Sie von Ihrem Alltag – wie sieht der aus?

Süssli: Sehr vielseitig. Ich habe auch sehr viele Sitzungen. Mein Privileg ist, mit spannenden Menschen zu tun zu haben – auch aus Politik und Wirtschaft. In meinem Alltag geht es darum, Menschen von der Armee zu überzeugen.

Weltwoche: Wie überzeugen Sie Ihre 140 000 Soldaten? Was sind Ihre Führungsprinzipien?

Süssli: Es sind fünf V, mit denen ich führe. Das erste ist Vorbild, und da bin ich sehr streng mit mir. Ich überlege mir jeden Tag, wenn ich heimfahre, ob ich meinen Ansprüchen genüge. Häufig genüge ich nicht. Das zweite V lautet Vision, einen Endzustand vermitteln,

der Herzen bewegt anstatt nur Köpfe. Wie ein Leuchtturm. Verständnis für die Mitarbeiter ist das dritte V. Man muss die Mitarbeiter verstehen, wissen, was sie fühlen und emotional bewegt. Wertschätzung gehört auch in diese Kategorie. Dann: Vertrauen. Ziele geben, aber auch machen lassen. Und das letzte V ist Verantwortung: Verantwortung übertragen, aber Resultate einfordern. Ohne Resultate geht nichts, gerade im Militär.

Weltwoche: Welche Funktion – vom Wachtmeister bis zu Ihnen – ist die wichtigste?

Süssli: Es tönt vielleicht unglaublich, aber am Schluss ist es der Soldat, der die Arbeit macht. In den Spitälern, an den Grenzen waren vor allem die Truppen vorne, nicht die Kader.

Weltwoche: Sie befürworten flache Hierarchien. Vielleicht als Gegenfrage: Welches ist die unwichtigste Funktion?

Süssli: Die Armee ist ein Gesamtsystem. Eingespielt und eingeschliffen. Jeder, der im Einsatz steht, weiss, was er zu tun hat. Es braucht jeden.

Weltwoche: Wie soll Ihre flache Hierarchie dann aussehen?

Süssli: Ich will, dass alle mit Absicht führen: Die Chefs müssen ihren Unterstellten sagen, was sie beabsichtigen. Und dann sollen sich alle überlegen, wie man dieses Ziel erreicht. Ich will, dass die Verantwortung dorthin delegiert wird, wo die Informationen sind.

«Als Chef geht es auch darum, Sorgen in Zuversicht zu verwandeln.»

Weltwoche: Ist dies umsetzbar? Militär ist ja gleichbedeutend mit Hierarchie.

Süssli: Es braucht immer Hierarchie, klar. Flache Hierarchie heisst nicht, dass es keine Chefs mehr gibt. Wir nennen es «Auftragstaktik» oder «Führen mit Aufträgen». Es braucht Chefs. Die Frage lautet aber: Was ist die Aufgabe dieser Chefs? Ein Chef, der die fünf V berücksichtigt, erfüllt die flache Hierarchie, von der ich rede.

Weltwoche: Ist das nicht furchtbar ineffizient, wenn alle reinreden sollen?



«Ich bin kein China-Versteher»:

Süssli: Es braucht zwei Phasen: diejenige vor dem Entscheid, in der ich möglichst viele Sichtweisen berücksichtigen will. Und die Phase danach. Dann gilt es, umzusetzen, was entschieden wurde.

Weltwoche: Führung in einer Krise: Was gilt es in einer Notsituation besonders zu beachten?

Süssli: Wir müssen den Leuten, die Entscheide fällen und diese ausführen, den Kontext geben, worum es geht. Als Chef geht es aber auch darum, Sorgen in Zuversicht zu verwandeln. Krisen sind düster. Und es gilt, eine klare Vision zu vermitteln. Wieder: wie ein Leuchtturm, der den Weg zeigt.

Weltwoche: Wie leiteten Sie den Corona-Kriseneinsatz im Frühling?

Süssli: Wir hatten jeden Morgen, um 10.10 Uhr, einen Conference Call, den «Commander's Call», mit allen Kommandanten im Einsatz. Es ging darum, die politischen Informationen weiterzugeben, aber auch darum, die Vision zu schaffen, für was die Armee da ist: nämlich, dass das Gesundheitswesen wieder ohne sie auskommt.

Weltwoche: Was ist Ihre wichtigste Erkenntnis aus den letzten Monaten?



Korpskommandant Süssli.

Süssli: Dass die Armee eine lernende Organisation sein muss. Wir werteten unseren Frühlings-einsatz aus, mit einer «After Action Review». Daraus lernten wir viel. Der zweite Einsatz funktioniert jetzt ruhiger, es mussten weniger Leute aufgeboden werden.

Weltwoche: Wo sehen Sie in Zukunft die grösste Bedrohung für die Schweiz?

Süssli: Immer noch im Terrorismus, da hatten wir in den letzten Jahren Glück. Bei den Gefahren ohne eine Gegenseite steht das Wort «Pandemie» weit oben. Aus meiner Sicht ist ein Blackout die grösste Gefahr. Nur schon drei Tage ohne Strom wären verheerend. Denken Sie ans Gesundheitswesen.

Weltwoche: Viele fürchten sich vor China. Sie auch?

Süssli: Die Schweiz ist nicht so anfällig für Beeinflussungs- und Informationsoperationen. Unser Land ist heterogen, verflochten und stabil. Anfällig sind wir aber im Bereich der Wirtschaftsspionage. Schlimm wäre es, wenn man uns Wissen wegnimmt, mit Cyber-Angriffen.

Weltwoche: Wie gut ist die Armee im Cyber-Bereich gerüstet?

Süssli: Wir konnten über hundert IT-Spezialisten einstellen. Unsere Kompetenzen sind hoch. Es gibt jährlich eine Nato-Übung, da sind wir irgendwo im Mittelfeld. Wir müssen uns nicht verstecken.

Weltwoche: Wie holen Sie die besten IT-Leute, um die auch Tech-Giganten wie Google oder Facebook buhlen?

Süssli: Die Bezahlung muss fair sein, klar. Ich habe aber das Gefühl, die wirklich guten Leute sind intrinsisch motiviert. Sie kommen, weil sie einen grösseren Sinn in der Armee sehen und etwas für das Land machen wollen.

Weltwoche: Und trotzdem fehlen der Armee Bestände, rund 30 000 Mann am Ende des Jahrzehnts. Wie locken Sie den Nachwuchs?

Süssli: Wir müssen niemanden locken, sondern erklären, dass es bei uns Herausforderungen gibt, an denen man wachsen kann. Das sind Erfahrungen, die es sonst nirgends gibt, mit einem Touch Abenteuer. Und zuletzt: Der Dienst ist sinnvoll für die Schweiz. Das ist attraktiv. Jedes Jahr haben wir in den Rekrutenschulen mehr junge Menschen, die Grenadiere werden wollen, als wir nehmen können. Bei der Infanterie,

den mechanisierten Truppen und Artilleristen ist es ähnlich.

Weltwoche: Wo fehlen Ihnen denn Leute?

Süssli: Überall ein bisschen. Es gibt kein konkretes Muster, wo Leute fehlen. Aber gerade nach der Rekrutenschule gehen zu viele Soldaten, die fertig ausgebildet sind, in den Zivildienst oder lassen sich untauglich schreiben. Unsere Herausforderung ist, wie wir sie halten können.

Weltwoche: Wie wollen Sie das anstellen?

Süssli: Wir müssen wieder erklären, was auf der Welt passiert und wie die Armee die Brücke schlagen kann, um Bedrohungen und Gefahren abzuwenden. Bei einem Blackout oder bei Terrorismus kann die Armee helfen und schützen. Auch bei bewaffneten Konflikten, da geht es darum, unsere Souveränität und Neutralität durch Machtdemonstration zu verteidigen. Ich glaube zudem, dass jeder Mensch irgendwo auch Struktur und Führung sucht. Es wird aber einen Kulturwandel brauchen, um mehr Menschen abzuholen.

Weltwoche: Was verstehen Sie unter diesem Kulturwandel?

Süssli: Die moderne Armee muss Sinn vermitteln. Darin soll Leadership gelebt und menschenorientiert geführt werden. Die moderne Armee muss auch eine digitale sein, die auf moderne Bedrohungen und Gefahren ausgerichtet ist. Und sie hat eine offene Kultur.

Weltwoche: Seit 2019 gibt es die Fachstelle Diversity. Wie uniform soll Ihre Armee der Zukunft sein?

Süssli: Unsere Chefin, Bundesrätin Viola Amherd, gab uns im Mai den Auftrag, eine Gender-Perspektive auszuarbeiten. Wir kamen auf das Motto: «Eine Schweizer Armee für alle». Unsere Vision ist eine Armee unabhängig von Geschlecht, Religion und Sprache. Eine Armee, die zulässt, dass nicht alle gleich sein müssen.

Weltwoche: Wie wichtig ist Ihnen, dass sich Ihre Soldaten wohl fühlen?

Süssli: Wohlfühlen hat zwei verschiedene Aspekte: Im Zentrum steht noch immer der Auftrag – ich weiss nicht, ob und wie man sich zum Beispiel in einem Biwak wohl fühlen kann. Das Wohlfühlen müssen wir in psychischer Hinsicht erreichen: Es geht um Integrität, die Menschen für voll nehmen und mit einbeziehen. Zu diesem Wohlfühlen sage ich ja. Rein körperlich bleibt das Militär anstrengend.

Weltwoche: Zur «Armee für alle» publizierten Sie einen Beitrag auf Ihrem «Chef der Armee»-Blog. Schreiben Sie diese Texte selber?

Süssli: Ja, es sind meine Ideen und Konzepte.

Weltwoche: Sie schrieben, dass die Armee für Menschen ohne Schweizer Pass offen sein sollte.

Süssli: Im Armee-Umfeld, ja. Etwa in der Logistik, der Informatik oder anderen zivilen Bereichen. Nicht aber im bewaffneten Dienst der Milizarmee.

Weltwoche: Wie schweizerisch muss Ihre Armee sein?

Süssli: Sehr schweizerisch. In der Berufswelt arbeitet ein Drittel Menschen ohne Schweizer Pass. Das ist unsere Schweiz. Dass die bewaffnete Milizarmee aus Schweizerinnen und Schweizern besteht, ist klar. Das bleibt. Dass es aber im Umfeld dieser Armee Aufgaben gibt, die ein Bürger ohne Schweizer Pass machen kann, ist heute bereits so, nur nicht systematisch. Migrantinnen arbeiten an IT-Projekten, ausländische Dozenten in der Militärakademie.

Weltwoche: Ein Thema sind auch Frauen in der Armee: Wie weiblich muss Ihre Armee sein?

Süssli: Am liebsten so weiblich wie die Gesellschaft. Wir sind das Spiegelbild der Gesellschaft.

Weltwoche: Also *fifty-fifty*?

Süssli: Am liebsten wären mir 50 Prozent, ja. Frauen haben eine besondere Motivation, sie denken anders. Das brauchen wir, ich will möglichst viele Perspektiven. Und dann tun sie uns Männern auch einfach gut, das tun sie jeder Männergruppe.

Weltwoche: Welche Rolle spielt das Geschlecht in der Armee?

Süssli: Ich hoffe, in Zukunft gar keine mehr. Heute sind schon alle Funktionen offen für Frauen. Wir haben gute weibliche Vorbilder: eine Frau Divisionär, zwei Bataillons- und eine Infanteriekommandantin, eine Kampfpilotin. Diesen Weg müssen wir weitergehen, bis Frauen in der Armee selbstverständlich sind.

Weltwoche: Sind Sie der Meinung, dafür braucht es die allgemeine Wehrpflicht?

Süssli: Das ist eine gesellschaftliche, politische Diskussion. Wir hätten gerne mehr Frauen. Wenn die allgemeine Wehrpflicht die Lösung dafür ist, ist das für uns eine gute Lösung.

Weltwoche: Wegweisend war der 27. September, als das Volk ja sagte zu neuen Kampfpiloten. Das Resultat war aber hauchdünn. Ein Misstrauensvotum. Wären Sie heute bereit, um bei einer Grundsatzabstimmung – Armee: ja oder nein – in den Ring zu steigen?

Süssli: Jederzeit bereit!

Weltwoche: Wirklich?

Süssli: Wenn wir eine Armee haben, die eine Mehrheit nicht will, ist es nicht die Armee, die ich will. Dann haben wir unseren *purpose*, den Sinn, nicht. Dieser Diskussion würde ich mich sofort stellen!

Weltwoche: Denken Sie, das würde gut herauskommen?

Süssli: Ja, klar!

Weltwoche: Im Kampfpiloten-Abstimmungskampf überliessen Sie das politische Zepher Bundesrätin Amherd. War das ein bewusster Entscheid?

Süssli: Ja, die Armee hat einen Auftrag von der Politik, macht aber selber keine.

Weltwoche: Darf man fragen, wo Sie politisch stehen?

Süssli: Das kann man schon fragen.

Weltwoche: Und?

Süssli: Ich war mal in einer Partei, aber heute passe ich in keine mehr. Ich habe meine eigene Ausrichtung. Mir sind Werte wie Eigenverantwortung und Demokratie wichtig. Ich bin liberal.

Weltwoche: Sind Sie grünliberal?

Süssli: Eigenverantwortlich-liberal.

Weltwoche: Was fasziniert Sie am Militär?

Süssli: Ich diente 28 Jahre lang als Milizoffizier. Mich begeisterte immer, mit Menschen etwas zu erreichen. Das zieht sich durch meinen Lebenslauf, das fing in der Pfadi an und ging im Beruf weiter. Von der Finanzindustrie wechselte ich ins Berufsmilitär wegen des *purpose*, wegen des Sinns. Etwas für die Schweiz zu tun, für deren Sicherheit, reizte mich.

Weltwoche: Wie lautete Ihr Pfadi-Name?

Süssli: Bei den Wölfli, der Pfadi-Vorstufe, hiess ich «Rakete», weil ich klein und *tiffig* war. Ich kam dann früh in die Pfadi, war immer noch sehr klein und hiess darum «Souris». Ich erinnere mich an viele Lager. Später war ich Gruppenführer und half mit, Lager zu organisieren.

Weltwoche: An was erinnern Sie sich sonst, wenn Sie an Ihre Jugend denken?

*«Haben Sie eine Lieblingswaffe?» –
«Nein, aber ich finde
Pistolenschiessen faszinierend.»*

Süssli: Ich bin in Feldmeilen geboren und wuchs in Küsnacht auf, am Zürichsee. Der See kommt mir sofort in den Sinn, wenn Sie mich nach meiner Kindheit fragen. Als Kind und Jugendlicher war Zaubern mein grosses Hobby, ich wollte Zauberer werden.

Weltwoche: Warum wurden Sie Sanitäter?

Süssli: Mein Vater war Panzersoldat, im Centurion-Panzer. Meine Aushebung war 1985, und ich wollte unbedingt Panzersoldat im Leopard-Panzer werden. Ich holte das Sportabzeichen und schrieb «Panzersoldat» auf den Wunschzettel. Der Aushebungsoffizier sagte mir dann: «Süssli, Sie sind viel zu gross, Sie müssen etwas anderes machen.»

Weltwoche: Sie passten nicht in den Panzer?

Süssli: Genau. Er schlug mir ein paar Truppengattungen vor, und Sanitätssoldat fand ich interessant. Auch weil ich dafür ins Tessin musste. Dazu lernte ich etwas, was ich im Leben anwenden konnte.

Weltwoche: An Ihnen haftet, nicht aus einer Kampftruppe zu sein: Schiessen Sie trotzdem gut? Haben Sie das Schiessabzeichen?

Süssli: Ja, hier, schauen Sie. (*Lacht*)

Weltwoche: Haben Sie eine Lieblingswaffe?

Süssli: Nein, aber ich finde Pistolenschiessen faszinierend. Auch mit dem Sturmgewehr habe ich schon geschossen. Für mich sind Waffen aber Werkzeuge, ich habe keine Lieblingswaffe.

Weltwoche: An was erinnern Sie sich, wenn Sie an Ihre Rekruten- und Offiziersschule denken?

Süssli: Ich weiss noch, als wir – ich mit 25 Mann – an der Melezza standen, vor dem Fluss in Losone. Ich sagte: «Mir nach, marsch!», und rannte ins Wasser. Es war, um auszuprobieren, ob sie mir folgten. Den Moment, als alle in den Fluss rannten, werde ich nie mehr vergessen.

Weltwoche: Sie arbeiteten jahrelang bei Schweizer Banken, für die Vontobel-Bank gingen Sie nach Singapur. Wie erlebten Sie Asien?

Süssli: Was mir von Singapur, von Asien am meisten blieb, ist das Verhältnis der asiatischen Staaten zu China: das immer bessere Verständnis, was China ist. Und: die Erkenntnis, dass das 21. Jahrhundert das asiatische ist.

Weltwoche: Wie verstehen Sie China?

Süssli: Ich bin kein China-Versteher, das Land ist so komplex. Interessant ist, dass die Chinesen in ein Ganzes integriert sein wollen – und sich damit wohl am meisten von uns unterscheiden. Aber auch der Mittelstand ist unglaublich, 700 bis 800 Millionen Menschen, die konsumieren wollen. Chinas Herausforderung ist, dieser Masse Ressourcen zu sichern. Ich merkte, dass die Machtpolitik der Wirtschaftspolitik folgt und nicht umgekehrt.

Weltwoche: Die NZZ beschrieb Sie als «weltgewandten Manager». Stimmt das?

Süssli: Ein bisschen, ich konnte beruflich und privat viel reisen. Ich kenne die USA, arbeitete in London, betreute Kunden in Südamerika und Asien. Ich würde mich als weltoffen bezeichnen. Ich gehe überall hin, mich faszinieren fremde, kulturell ganz andere Länder – Japan zum Beispiel. Oder Libyen, da war ich mal für ein Projekt.

Weltwoche: Und wie sehen Sie die Schweiz?

Süssli: Es stehen Werte im Zentrum, die uns zusammenbringen. Wir haben ja nicht mal eine Sprache, die uns eint. Wir sind eine Willensgemeinschaft. Viele Werte, die sich bewährt haben, stammen noch aus den Gründungsjahren: Demokratie und Eigenverantwortung, in der Politik mitgestalten und Verantwortung übernehmen wollen. Oder auch die Qualität, dass wir gerne pünktlich sind.

Weltwoche: Sie sind verheiratet und Vater von zwei Töchtern, 21- und 23-jährig: Wie organisieren Sie die Kindererziehung und -betreuung?

Süssli: Meine Töchter, die jetzt in einer WG wohnen, waren manchmal ganz froh, wenn der Alte nicht da war. Ich hatte aber nicht immer den jetzigen Rhythmus, vierzehn bis sechzehn Stunden sind heute nicht aussergewöhnlich. Ich habe Glück, eine sehr verständnisvolle Frau zu haben. Wenn ich daheim bin, versuche ich, gedanklich voll da zu sein, zuzuhören und Zeit zu haben.

Weltwoche: Was würden Ihre Töchter über Sie sagen? Was haben Sie ihnen mitgegeben?

Süssli: Meine Werte – etwa zu sagen, wenn man etwas nicht gut gemacht hat, zu Fehlern zu stehen. Aber auch den richtigen Weg gehen, auch wenn er nicht der einfachste ist.

Turbulenzen ohne Absturz

Auch die Weltpolitik hatte pandemische Momente. Die Machtverhältnisse blieben aber intakt.



Das Virus kam klammheimlich aus China. Dort gerieten Parteiführung, Regierung und Verwaltung zunächst ins Schleudern, doch im Laufe der nächsten Monate errangen sie wieder die Kontrolle – über den Informationsfluss. Das war das Entscheidende. Anderswo auf dem Globus gelang das nicht.

Schon früh hat die Weltgesundheitsorganisation das Wort «Infodemie» geprägt, und damit die pandemische Ausbreitung von Fake News geegesselt. Nicht alles war *fake*, auch die schiere Inkompetenz der gebeutelten Medien trug zur Verwirrung der Geister bei. In den westlichen Demokratien wurde so die Angst politisch instrumentalisiert.

In Amerika hatten die Demokraten schnell begriffen, wie man die Pandemie für die Wahlen nutzbar macht – über neue Möglichkeiten zur Briefwahl, deren Kontrolle in innerstädtischen Wahlbezirken und das sogenannte *ballot harvesting*, die aktive Bewirtschaftung der Stimmzettel vom Ausfüllen bis zur Abgabe.

Dort, wo sie den Braten gerochen hatten, etwa in Kalifornien, waren die Republikaner mit den gleichen Waffen bei den Kongresswahlen erfolgreich. Doch dort, wo sie den Schlaf der Gerechten schliefen, wurden sie überrumpelt und über den Tisch gezogen. Für die massive und frühzeitige Mobilisierung waren sie nicht gerüstet. So konnte ein im Wahlkampf kaum präsenter Zittergreis gewinnen.

Donald Trump hat der Epoche sein Markenzeichen verliehen, so wie seinen Casinos, Golfresorts und Wolkenkratzern. Wollte er je mehr? Jedenfalls hat er einiges zustande gebracht. Der Wirtschaftsaufschwung vor der Pandemie, die

Neuverhandlung von Handelsabkommen, die Eindämmung der illegalen Einwanderung, die Besserstellung unterer Einkommenschichten sowie eine Aussenpolitik, die Amerikas nationale Interessen besser wahrte, ohne die Alliierten wirklich zu belasten – das ist ein solider Ausweis. Er hebt sich vorteilhaft von den schwachen Leistungen vieler Vorgänger ab. Trump hatte eine starke Amtszeit.

Kalt erwischt wurde Europa. Corona offenbarte die tiefen Risse, die durch die Europäische Union gehen. Grenzschiessungen, Einreise- und Ausreisestopps, Beschlagnahmungen,

Corona offenbarte die tiefen Risse, die durch die Europäische Union gehen.

Exportverbote stellten Brüsseler Fantasien bloss. Auch gegen Ende Jahr waren die Staaten die Akteure, nicht die Union.

Der Brexit wurde vollzogen, das künftige wirtschaftliche Verhältnis Britanniens zur EU blieb im Verhandlungsmodus. Für die britische Politik war das nicht mehr zentral. Corona dominierte, aber daneben waren Konservative und Labour in Flügelkämpfe verwickelt. Gegen die Ökolinie Boris Johnsons opponierten bei den Tories die alten Thatcheristen. Der gemässigte Kurs des Labour-Chefs Keir Starmer stand unter Beschuss der ausgebooteten Progressiven.

Was sich im Nahen und Mittleren Osten abspielte, war bemerkenswert. Nachdem Präsident Trump das Sakrileg begangen hatte, die amerika-

nische Botschaft gemäss Wahlversprechen von Tel Aviv nach Jerusalem zu verlegen, fielen die Dominosteine. Mehrere arabische Staaten anerkannten Israel, die Ablehnung bröckelte. Das Palästina-Problem wurde schubladisiert, die Frontstellung gegen den Iran klarer und schärfer.

In China musste der Steuermann Rückschläge einstecken. Hartnäckige Demonstrationen und Lokalwahlen in Hongkong, der Handelsstreit mit Amerika und die Präsidentenkür in Taiwan folgten nicht seinem Drehbuch. Doch die Gegner Xi Jinpings blieben in Deckung, keiner wagte sich hervor. Am Jahresende sass er fest im Sattel.

In Japan endete eine politische Ära. Shinzo Abe ging von Bord, er war länger im Amt gewesen als alle Vorgänger seit dem Zweiten Weltkrieg. Seine Zeit hatte er genutzt, um restliche Fesseln der Niederlage zu lockern und dem Land mehr Selbstbewusstsein einzuimpfen. Japan ist eine Macht im Fernen Osten, mit der China wieder rechnen muss.

Der weissbärtige Narendra Modi, ein weiterer als Populist verschriener Reformier, versuchte, die Umgestaltung Indiens voranzutreiben. In seiner ersten Amtszeit war er aufgelaufen, doch Covid-Krise und Wirtschaftsrezession erlaubten ihm einen Neustart. Seit Jahrzehnten zerredete Agrarreformen gingen durchs Parlament und riefen prompt grosse Proteste hervor. Wenn Modi sich dennoch durchsetzt, erhält China einen weiteren starken Konkurrenten.

Covid hat die globalen Machtverhältnisse nicht revolutioniert. Zumindest im Westen wurde der Glaube an die Fürsorgekraft des Staates geschwächt. Das kann eine heilsame Entwicklung sein, wirksamer als jeder Impfstoff.

Dominierende Grösse

Schon im Frühling sah es so aus, als könnte Megan Thee Stallion eine der besten US-Rapperinnen werden. 2020 politisierte sie – das machte sie noch relevanter als vermutet.

Claudia Schumacher

Anfang März erschien «Savage» (Wilde), ein Rap-Song von Megan Thee Stallion. Er war handwerklich brillant gemacht und verströmte eine bedingungslose Selbstsicherheit, die sich nicht in den gängigen Kraftposen junger Menschen erschöpfte. Die 25-jährige Afroamerikanerin war zu diesem Zeitpunkt nur in ihrer Heimat Texas und in Hip-Hop-Kreisen bekannt.

«Savage» ging viral: Auf der Video-Plattform Tiktok tanzten Tausende Jugendliche zum Refrain. Das gefiel offenbar auch einer gewissen Beyoncé. Und so kam es zur ersten grossen Wendung im Leben von Thee Stallion, bürgerlich: Megan Jovon Ruth Pete. Ihr Lied erschien als Remix im Duett – mit Königin Beyoncé höchstselbst. Im Mai kletterte der «Savage»-Remix von Megan Thee Stallion und Beyoncé auf Platz eins der US-Charts. Lied des Jahres, beste Rap-Performance, bester Rap-Song: Das Duo ist nun in gleich drei gewichtigen Kategorien bei den Grammys nominiert, die Ende Januar vergeben werden.

Wow, dachte man da schon. Was für ein Durchbruch für eine junge Künstlerin! Das wird sie so schnell wohl nicht toppen können. Es vergingen drei Monate. Dann kam «WAP».

Radikal und furios

«WAP» ist eine Kooperation mit der Rap-Kollegin Cardi B. Der Songtitel ist ein Akronym für «Wet-Ass Pussy» (verdammte feuchte Mushi). Der Titel ist Programm: «WAP» ist das vielleicht sexuell aggressivste Stück Musik, das man je von Frauen gehört hat. Die Rapperinnen preisen ihre eigene sexuelle Virtuosität an. Sie sind keine Objekte der Begierde, sondern begehrende Subjekte. Gleichzeitig tapen sie bei diesem Akt der Selbstermächtigung nicht in die Falle, die gängigen Geschlechterrollen des Rap einfach umzudrehen: Weder im Liedtext von «WAP» noch im Video dazu werden Männer degradiert oder beleidigt. Sie dürfen den Frauen durchaus gefällig sein, werden aber auch nicht unbedingt gebraucht. Die beiden rappen über einem schweren Bass und über Auszügen aus «Whores in This House» (1993) von Frank

Ski. Cardi B ist in dem Lied die souveräne Gastgeberin und Megan Thee Stallion das Wunderkind, das nach einer guten Minute im doppelten Sprechtempo hervorschießt. «WAP» ist ein Schock. Inhaltlich ist der Song so radikal und musikalisch so furios, dass die meisten anderen Provokateurinnen der letzten Jahre neben den zwei Rapperinnen bloss wirken.

Front schwarzer Künstlerinnen

«WAP» blieb drei Wochen auf Platz eins der US-Charts, wurde schon in der ersten Woche fast hundert Millionen Mal auf Youtube gestreamt und von den Musikmagazinen *Pitchfork*, *Rolling Stone* sowie von National Public Radio zum besten Lied des Jahres gekürt.

In den USA entbrannte aber auch eine hitzige Debatte über den expliziten Song. Einige Konservative, vor allem Männer, zeigten sich erschüttert. Ein republikanischer Senatskandidat war entsetzt, ebenso wie der konservative Medienstar Ben Shapiro, der den Song «sehr, sehr, sehr vulgär» fand und mutmasste, die Frauen könnten untenrum an einem Pilzbefall leiden – worauf Gynäkologinnen ihn aufklärten, Scheidenflüssigkeit sei ein Zeichen gesunder weiblicher Lust. «Das ist mein Körper, warum kann ich nicht darüber reden?», sagte Thee Stallion im Gespräch mit der *Los Angeles Times*. «Männer tun es schon seit Jahren. Wenn ich sage, ich habe eine WAP, sollten die Jungs nicht so krass rumheulen.»



Es geht bei «WAP» allerdings um mehr als nur um Sex. Die Rapperinnen haben sich eine Armada schwarzer Frauen ins Video geholt, etwa die Sängerinnen Rosalía und Normani sowie die Rap-Kolleginnen Sukihana und Rubi Rose. Das ist eine Ansage: Die Zeiten, in denen schwarze Frauen von Männerförderung ab-

«WAP» ist das vielleicht sexuell aggressivste Stück Musik, das man je von Frauen gehört hat.

hängig waren oder lediglich als Sidekick in den Liedern männlicher Rapper auftraten, sind vorbei. «WAP» markiert einen endgültigen Paradigmenwechsel im Hip-Hop: Hier zeigt sich eine Front schwarzer Künstlerinnen, die sich gegenseitig helfen.

Angeschossene Rapperin

Thee Stallions Kunstfertigkeit und die raffinierte Bauart ihrer Songs haben auch mit ihrer Biografie zu tun: Sie ist die Tochter einer Rapperin und schrieb bereits im Alter von sechzehn Jahren ihre eigenen Lieder. Später rappte sie an ihrer Universität im Freestyle-Wettstreit gegen männliche Kommilitonen. Dass sie sich im Kampf um Grösse genauso mit Rappern wie mit Rapperinnen vergleicht, deutet ihr Künstlername an: *stallion* bedeutet nicht etwa «Stute», sondern «Hengst».

Das Jahr wurde noch verrückter für Megan Thee Stallion. Die Lancierung ihres Debütalbums «Good News» stand noch an. Es hätte ein Gute-Laune-Album fürs Pandemiejahr werden sollen, garniert mit feministischen Botschaften und «Body Positivity»-Erbauung. Dabei wäre es wohl geblieben, wäre 2020 nicht auch das Jahr von «Black Lives Matter» gewesen – und das Jahr, in dem laut Thee Stallion ein Rap-Kollege auf sie schoss.

Der Vorfall, den sie in «Shots Fired» verarbeitet, ereignete sich bereits im Juli. Der Täter soll der Rapper Tory Lanez gewesen sein; er könnte für bis zu 23 Jahre in den Knast wandern. Der Fall ist juristisch aber noch nicht ge-



«Ich dachte nur: Verdammt, sie spielt keine Spielchen»:
Musikerin Megan Jovon Ruth Pete alias Megan Thee Stallion.

klärt. Wenn man Megan Thee Stallion glaubt, dann stieg sie nach einer Pool-Party, nur mit einem Bikini bekleidet, in Lanez' Auto. Es habe aber ein Streit in der Luft gelegen, weshalb sie ausgestiegen sei – und dann habe ihr der Rapper in den Fuss geschossen. Lanez habe ihr daraufhin Schweigegeld angeboten, sagte sie dem Männermagazin *Q*. «An diesem Punkt hatte ich wirklich Angst», erzählte sie. Sie habe gedacht: Ich kann nicht glau-

Die Kunstfertigkeit und raffinierte Bauart ihrer Songs haben auch mit ihrer Biografie zu tun.

ben, dass du auch nur denkst, dass ich Geld nehmen will. Du hast gerade auf mich geschossen! Weil sie Ärger mit der Polizei vermeiden wollte, habe sie den Beamten zunächst erzählt, sie habe sich geschnitten. Erst später beschrieb sie auf Instagram den ganzen Vorfall. Lanez sprach nicht in Interviews darüber, rechtfertigte sich aber im September auf der Länge eines mittelmässigen Albums.

Musikhistorisches Bewusstsein

Und dann kam «Shots Fired». Es ist in guter alter Hip-Hop-Tradition ein *diss track*, ein Schmähdied, gegen Lanez geworden. Wie Kritiker hervorheben, ist es aber nicht irgendein *diss track*, sondern der vielleicht beste seit Jahren. Er hat eine politische Dimension. In «Shots Fired» geht es nicht nur darum, dass Lanez ein Lügner sei und ein Weichei, das schon rumheule, wenn jemand seinen Geburtstag vergesse. Es geht auch um Polizeigewalt, um Schutz für schwarze Frauen und um häusliche Gewalt. «And we still ain't got no fuckin' justice for Breonna Taylor», rappt sie etwa und bezieht sich dabei auf einen der Todesfälle, den die «Black Lives Matter»-Bewegung in den Fokus rückte: Breonna Taylor wurde am 13. März bei einem Schusswechsel zwischen ihrem Partner und der Polizei erschossen.

In «Shots Fired» zeigt Thee Stallion aber auch – wie in vielen ihrer Songs – musikhistorisches Bewusstsein: Sie rappt ihre Schmähungen über denselben Beat wie The Notorious B.I.G. seinen *diss* «Who Shot Ya?» gegen Tupac. Das ist clever, denn es zeigt: Es geht auch gegen die traditionelle Männlichkeit im Rap.

Q hat sie nun zum «Rapper of the Year» ernannt. Juicy J, ein Rapper und Musikproduzent, der Thee Stallion seit Jahren kennt, erzählte der *Los Angeles Times* über das erste Treffen mit der Rapperin: «Wir redeten eine Sekunde, fühlten uns gut miteinander, dann sprang sie in die Aufnahmekabine und hat den Song auf Anhieb rausgeknallt.» Danach habe sie einen anderen Song hervorgeholt und es genauso krachen lassen. «Ich dachte nur: Verdammt, sie spielt keine Spielchen», erinnert sich Juicy J.

Einer, der die Dinge beim Namen nennt

Der Historiker David Starkey hat sich kritisch über die «Black Lives Matter»-Bewegung geäussert und gesellschaftliche Ächtung erfahren.

Rolf Hürzeler

Man weiss, wie das gehen kann mit Worten. Während sie über die Lippen gehen, spürt man, dass sie besser nicht gesagt würden. Doch schon ist es zu spät; der Schaden ist angerichtet – unwiderruflich, nie mehr gutzumachen.

Einen solchen Moment erlebte der englische Historiker David Starkey am letzten Junitag dieses Jahres in einem Gespräch mit dem konservativen Kommentator Darren Grimes auf dessen Internet-Plattform «Reasoned». Der einstmals links engagierte Starkey hatte sich in der Videoproduktion dezidiert gegen die «Black Lives Matter»-Bewegung ausgesprochen und gegen die Verurteilung des Philanthropen Edward Colston in Bristol gewettert, dessen Statue niedergerissen wurde. Der Zorn entlockte Starkey die verhängnisvollen Worte: «Sklaverei war kein Genozid, sonst hätte es doch nicht so viele verdammte Schwarze in Afrika oder in Grossbritannien. Unglaublich viele von ihnen überlebten...» Damit gab er sich zum Abschluss frei: Wer immer sich in der Folge ohne Zivilcourage profilieren wollte, durfte nun auf Starkey zielen.

«Schrecklicher Fehler»

David Starkey, einer der führenden Renaissance-Historiker der Welt, verlor seine Posten an einer Reihe von Lehrinstitutionen und Stiftungen, die zu den wichtigsten des Landes gehören: das Fitzwilliam College der Cambridge University, die Canterbury Christ Church University oder der Mary Rose Trust in Portsmouth, der sich der Erforschung eines berühmten Kriegsschiffs des 16. Jahrhunderts verschrieben hat.

Da nützte es gar nichts, dass sich Starkey nach seinem Fehltritt wortreich entschuldigte – «in aller Form und ohne Vorbehalte». Er habe einen «schrecklichen Fehler» begangen, sich «unmöglich verletzend» und «fürchterlich ungeschickt» benommen, liess er verlauten. Commander of the Order of the British Empire ist er immerhin geblieben.

Einerlei, auch seine Verlage Harper Collins und Hodder & Stoughton beendeten die Zu-

sammenarbeit. Da war es ein Leichtes für die Royal Historical Society und die Londoner Gesellschaft der Antiquare, ihn auszuschliessen; die Berufsorganisation Historical Association wollte nicht hintanstehen und entzog ihm eine Auszeichnung, als ob er sie nach dem Grimes-Interview nicht mehr verdient hätte.

All das kostete ja nichts und bezeugte gleichzeitig Solidarität mit der «Black Lives Matter»-Bewegung. Weiter flog Starkey aus dem Herausgeberrat des Magazins *History Today*; die Universitäten von Kent und Lancaster entzogen ihm akademische Ehrungen, die sie ihm einst an gediegenen Feiern hatten zukommen lassen. Niemand wollte in den Geruch kommen, einen Aussätzigen zu schützen.

«Ich büsse bitter mit dem Verlust akademi-

«Er ist ein sicherer Unterhaltungswert und zieht lustvoll über alle her, die ihm nicht in den Kram passen.»

scher Ehren, die ich während meiner langen Laufbahn verdient habe», konstatierte Starkey gegenüber der BBC, was für viele rechtmässig Denkende bedeutete, dass sich ein Täter wieder einmal zum Opfer machen wollte. Da blieb ungehört, dass Starkey auch sagte: «Ich wollte verdeutlichen, dass viele Schwarze den Horror der Sklaverei überlebt hatten.» Aber das sei ihm gründlich misslungen, und «meine Bemerkung erscheint nun rassistisch».

Recht so, werden viele denken, denn David Starkey hat viele Feinde. Der 75-jährige Wissenschaftler gehört in die Kategorie Mitmenschen, die man gemeinhin als Stänkerer bezeichnet. Er ist einer, der keine fünf gerade sein lassen kann, der immer und überall etwas zu motzen hat. Er hält mit seiner Meinung nicht zurück, als ob er den Eklat geradezu suchte. Ein Journalist des *Guardian* verpasste ihm den Titel «unverschämtester Brite»; Starkey wird es ihm gedankt haben.

Er wuchs als kränkliches Kind im ländlichen Cumbria auf. Seine tiefreligiösen Quaker-Eltern schlugen sich, oftmals ohne Arbeit,

am Rand der Armut durch. Schon in frühen Jahren wandte sich Starkey dem Forschungsgebiet zu, dem er bis heute die Treue hält: der englischen Renaissance. Das ist die Zeit, als sich das damals noch nicht vereinigte Königreich erstmals als europäische Grossmacht fühlte. König Henry VIII. suchte Mal für Mal Streit mit den Franzosen, seine Tochter Elizabeth I. liess ihre Kriegsflotte die spanische Armada im Ärmelkanal versenken. Starkey hat zwei Dutzend Bücher über diese Zeit geschrieben und eine Reihe von Fernsehsendungen produziert. Dabei verharret er nicht in der Vergangenheit, sondern zieht kühne Vergleiche zur Gegenwart: Henry VIII. emanzipierte die anglikanische Kirche, indem er das katholische Joch Roms abschüttelte. Genauso ist der Brexit zu verstehen. Die insulare Unabhängigkeit ist nur ohne Bindungen zum Kontinent gesichert. EU-Brüssel und der Vatikan haben aus seiner Sicht mehr gemeinsam, als man denkt. Diese Sichtweise fällt ihm besonders leicht, weil er ein überzeugter Atheist ist.

Bekennender Monarchist

Der Konservative ist bei all seinem akademischen Fleiss keiner, der sich in der Klausur eines College in Cambridge wohl gefühlt hätte. Er suchte und sucht die Öffentlichkeit, tritt gerne in möglichst vielen Fernsehsendungen auf, auch wenn die Einladungen seit dem Sommer zurückgegangen sind. Er ist ein sicherer Unterhaltungswert und zieht lustvoll über alle her, die ihm nicht in den Kram passen. So attestierte er etwa dem früheren Labour-Führer Ed Miliband «grossen Ehrgeiz und wenig Talent, die schlimmste Kombination». Den Tories unter dem ehemaligen Vorsitzenden Michael Howard warf er nach einem Knatsch um Uni-Studiengebühren vor, «mit den Götzen zu huren». Premierminister Boris Johnson hielt er für einen «Witz-Despoten», als dieser noch Londoner Bürgermeister war. Dem ehemaligen Premierminister David Cameron warf Starkey ausgerechnet an einem Parteitag vor, «null Strategie zu haben, um das Land zu führen». Auch kollektive Rundumschläge mag er. So be-



«Sklaverei war kein Genozid»: Geschichtsforscher Starkey.

zeichnete er Schottland und Wales als «schwache, kleine Länder» im Vergleich zu England, was mässig gut angekommen ist. Sogar mit der alten Queen Elizabeth II. wollte er sich anlegen. Der bekennende Monarchist warf ihr nach einer Begegnung vor, wenig vom Leben ihrer Vorgängerin Elizabeth I. im 16. Jahrhundert zu wissen. Die zweite Elizabeth liess sich nicht irritieren und schwieg vornehm, wie es sich gehört.

Einer, der sich mit der etablierten Politik solchermassen anlegt, wundert sich nicht, wenn ihm kübelweise Stinkiges über den Kopf ausgeschüttet wird. Starkey scheint es genossen zu haben, zumindest bis zum Interview über «Black Lives Matter».

Nach all dem Staub, den die Sache aufgewirbelt hatte, befand die Metropolitan Police, dass sie nicht zurückstehen könne, und eröffnete im September ein Verfahren gegen den Historiker. Der Vorwurf lautete, er habe wissentlich Hass schüren wollen, indem er einen Teil der Gesellschaft verunglimpfte. Es dauerte immerhin einen Monat, bis die Juristen der Polizisten merkten, dass eine Anklage als Eingriff in die Redefreiheit verstanden werden könnte. Spätestens dann hatte die Causa

Starkey das Kabinett von Premierminister Boris Johnson erreicht. Die Innenministerin Priti Patel stellte sich ostentativ hinter Starkey und gestand ihm das Recht zu, zu sagen, was er will. Der frühere Finanzminister Sajid Javid hatte dagegen die Gelegenheit wahrgenommen, den Zeigefinger auf Starkey zu richten; anscheinend hatte er noch eine Rechnung offen mit ihm aus vergangenen Zeiten.

Als Kind ein Aussenseiter

Die undiskutable Sklaverei-Pöbelei Starkeys verstellt den Blick darauf, dass der Mann zu gesellschaftlichen Fragen etwas zu sagen hat. So war er nach den Unruhen in Nordlondon 2011 einer der wenigen, die es wagten, die Dinge beim Namen zu nennen. Er konstatierte, dass vornehmlich Schwarze die Geschäfte rund um das Zentrum von Seven Sisters in Tottenham plünderten. Er erkannte, dass wohlgemeinte Verweise auf gesellschaftliche Ungerechtigkeiten einem pakistanischen Kleinladenbesitzer nichts nützten, dessen Geschäft in Trümmern lag. Der Labour-Politiker Ed Miliband, der mit dem «grossen Ehrgeiz und dem wenigen Talent», bezichtigte Starkey schon damals des Rassismus.

Als er Student in Cambridge war, galt Homosexualität in Grossbritannien noch als kriminell. Der junge Starkey musste sich also frühzeitig eine dicke Haut zulegen, um seine Neigung ausleben zu können. Auch war er wegen einer Behinderung seiner Füsse als Kind ein Aussenseiter. Mag sein, dass sich sein kämpferisches Naturell schon in frühen Jahren formte. Jedenfalls bekannte er sich offen zu seiner Homosexualität und lebte mit dem Verleger James Brown zusammen, der vor fünf Jahren verstarb. Konsequenterweise setzte sich Starkey, wenn auch zögerlich, für die Ehe für alle ein und legte sich in dieser Frage mit konservativen Parteigenossen an. So las er dem Erfolgsautor und ehemaligen Tory-Politiker Jeffrey Archer in einem abgehobenen Streit die Leviten, als es um die Herabsetzung des Alters der sexuellen Mündigkeit Schwuler von 21 Jahren auf 18 oder 16 ging.

Typisch Starkey: Der Sachverhalt mag im Einzelnen weitgehend unerheblich sein, aber man kann endlos darüber streiten – und genau das liebt er. So ist anzunehmen, dass er auch die Sklaven-Geschichte überstehen wird, um trittsicher das nächste Fettnäpfchen zu suchen.

Ewiges Leben

Neun Benediktinerinnen leben im Kloster St. Johann im Val Müstair in der Klausur. Als Ordensfrau habe man nie ausgelernt, sagt Priorin Aloisia Steiner.

Katharina Fontana

Es gilt so einige Berge und Pässe zu überwinden, um ins südbündnerische Münstertal zu gelangen. Der östlichste Zipfel der Schweiz, der jenseits des Ofenpasses liegt und sich dem Südtiroler Vinschgau öffnet, ist eine Welt für sich, klein und naturverbunden. Der Legende nach zog einst Karl der Grosse in Richtung Münstertal. Auf dem Umbrailpass geriet er in einen Schneesturm, den er heil überstand. Als Dank soll er das Kloster St. Johann in Müstair gestiftet haben. Mehr als 1200 Jahre sind seit der Gründung vergangen. Zuerst von Mönchen bewohnt, ist St. Johann seit dem zwölften Jahrhundert ein Frauenkonvent. Und seit bald vierzig Jahren ist es Unesco-Weltkulturerbe, dies wegen seines einzigartigen karolingischen Freskenzyklus in der Klosterkirche.

Es ist eine kleine Gemeinschaft, die heute dort lebt. Neun Benediktinerinnen sind es, die älteste ist bald neunzig Jahre alt, die jüngste ist in den Fünfigern. Mit ihrem Eintritt ins Kloster haben sich die Schwestern einem Leben in der Abgeschiedenheit der Klausur verschrieben und folgen der Regel des heiligen Benedikt: *Ora et labora* – Bete und arbeite. Tagwacht ist in aller Früh. Zwischen dem Morgenlob um halb sechs und dem Nachtgebet um halb acht folgt jeder Tag einem klaren Ablauf mit Beten, Arbeiten, geistlichen Lesungen, Essen und Schweigen.

Strenger Klosteralltag

«Das soll und muss so sein», sagt die Priorin Aloisia Steiner. «In der ersten Zeit mag der strenge Ablauf des Klosterlebens ungewohnt sein. Das Allerwichtigste ist, sich vom Gebet stärken zu lassen und zu schauen, dass der Kontakt zum Herrgott nicht abbricht. Dann empfindet man die Regel mit der Zeit nicht mehr als streng, sondern sie wird zum eigenen Wunsch.» Beziehungen zur Aussenwelt und zu ihren Angehörigen pflegen die Schwestern nur sehr zurückhaltend. «Die Familie sieht man zu den hohen Feiertagen, sonst nicht.» Auch das Briefeschreiben untersteht Vorschriften, man schreibt der Familie nicht einfach, wenn man



Ora et labora:
Schwester Aloisia.

möchte. «Für unsere Angehörigen ist es teilweise schwer, zu verstehen, dass dies unser Weg ist, doch sie lernen mit der Zeit.»

Priorin Aloisia Steiner steht der Gemeinschaft seit einem Jahr vor. Mehr als ihr halbes Leben hat die 69-jährige Schwester im Kloster verbracht. Aufgewachsen in einer einfachen und tiefgläubigen Südtiroler Bauernfamilie, fühlte sie, dass sie sich dem Glauben und der Gottessuche ganz hingeben möchte. Anfang dreissig trat sie ins Kloster St. Johann ein. «Gerade in dieser Corona-Zeit bin ich sehr, sehr froh um den Glauben. Das ist ein sicherer Halt», erzählt die Priorin mit ihrem singenden Dialekt. Die Pandemie stellt die Schwestern vor etliche Herausforderungen. Die Kirche muss nach jedem Gottesdienst desinfiziert werden. Auch gab es beim weltlichen Personal, das hinter den Klostermauern mithilft, wie bei den Schwestern positive Fälle, doch wurde niemand ernsthaft krank.

Als Priorin ist Schwester Aloisia nicht nur Ordensfrau, sondern auch für das Wohl ihrer

Mitschwestern verantwortlich. Und sie muss dafür sorgen, dass die Nonnen in der Klausur leben können und das Kloster gleichzeitig eine lebendige, der Öffentlichkeit zugängliche Kulturstätte bleibt. Die Ordensfrauen verrichten Arbeit im Haus, im Garten, im Büro oder haben in der Sakristei zu tun. Auch wenn die Regel Benedikts das Leben bestimmt wie seit Jahrhunderten, verschliesst sich die Gemeinschaft der neun Schwestern dem Gang der Zeit nicht völlig. Es kann vorkommen, dass das Alltagsleben und die Hausbräuche angepasst werden, wobei jede Änderung einstimmig beschlossen werden muss. «Regeln zu ändern, ist heikel», sagt Schwester Aloisia, «das muss reiflich überdacht werden und verlässlich sein, denn am Ende müssen sich alle Schwestern damit gut zurechtfinden. Meist spüren wir alle gemeinsam, dass es nun eine Änderung braucht und dass wir die Dinge, etwa im Haushalt oder bei den Essgewohnheiten, erleichtern und sie nicht mehr so machen sollten wie vor sechzig Jahren.»

«Wir sind ständig auf dem Weg»

Im Moment lebt eine Interessentin in der Gemeinschaft, die den Eintritt ins Kloster erwägt. Es wäre schön, wenn jüngere Schwestern nachfolgen und für den Fortbestand des Benediktinerinnenklosters sorgen würden, meint die Priorin. «Doch wichtiger als die Zukunft des Klosters ist die Berufung, die ein Mensch spüren muss. Die persönliche Gottessuche muss stark und klar vorhanden sein.» In das Leben im Kloster hineinzuwachsen, sei ein langer Prozess, es gebe immer wieder innere Widerstände. «Man wird herausgefordert, es gibt zwischendurch schwierige Momente, doch wir sind ja zum Lernen da; auch die älteren und alten Schwestern haben nie ausgelernt. Wir sind ständig auf dem Weg.» Dann ist selbst eine Ordensfrau, die in klösterlicher Klausur und Stille lebt, immer auf der Suche, kommt nie richtig an? «Ankommen möchten wir im ewigen Leben», sagt die Priorin und schmunzelt. «Das ist ja die ganze Arbeit im irdischen Leben: dass wir ins ewige kommen.»

Brief an die Vergangenheit

Wenn man die Trends in den Medien sieht, denkt man seufzend an die Zeit der Leserbriefe zurück.



Die *Neue Zürcher Zeitung*, wie so oft in der Branche, ist die Ausnahme. Sie hat noch Leser wie von ehemals.

Pro Woche treffen auf der NZZ-Redaktion zweihundert bis dreihundert Leserbriefe ein. Es sind echte Briefe, auf Papier und per Post zugestellt. Manche sind noch von Hand geschrieben.

Nehmen wir ein zufälliges Beispiel. Ein Leserbrief aus Männedorf am Zürichsee kritisiert in der NZZ die Corona-Strategie des Bundesrats. Er sagt: «Unser Leben verkommt unter dem Corona-Regulierungsschirm zum Paradoxon beziehungsweise Oxymoron.»

Damit wären wir bei einem typischen Merkmal eines Leserbriefs. Ein Leserbrief hat meistens Stil. Das unterscheidet ihn von Leserreaktionen.

Leserreaktionen kommen nicht per Post, sondern werden online übermittelt. Hier ist der Jargon ungleich unverblümt. Da sinniert man nicht über das bundesrätliche Oxymoron in der Pandemiepolitik, hier kanzelt man die Regierung als «unfähig», als «vollidiotisch» und als «durchgeknallt» ab.

Wenn man das liest, dann denkt man nostalgisch an die früheren Leserbriefe. Einen Brief zu schreiben, womöglich von Hand, ist immer eine kulturelle Leistung, es hat etwas Literarisches, und die Briefkultur achtet darum auf Contenance. Lesen Sie etwa den Briefwechsel zwischen Max Frisch und Friedrich Dürrenmatt. Die beiden konnten sich zwar nicht leiden, aber wahrten stets die Form.

Eine kurze Mail zu texten oder einen schnellen Tweet oder Post abzusetzen, ist hingegen

geistig anspruchslos. Anspruchslos bedeutet häufig niveaulos.

Die Verdrängung der Leserbriefe durch Mails, *comments*, Posts und Tweets hat auch den Journalismus stark verändert. Es hat ihn opportunistischer gemacht.

Ich erinnere mich noch gut an meine journalistische Jugend in den siebziger Jahren. Auch auf sehr kontroverse Artikel bekamen wir vielleicht zwei Dutzend Leserbriefe. Sie waren stillvoll formuliert, aber wir schoben sie dennoch unbeeindruckt zur Redaktionssekretärin, die

Das Internet hat die Medien populistischer gemacht. Die Leser haben die Oberhand gewonnen.

sie mit einer Standardantwort verdankte. Die Leser interessierten uns nicht gross. Wir Journalisten wussten schon, was zu tun war, und die Meinung des Publikums, falls wir sie überhaupt kannten, war wenig relevant.

Und damit bin ich bei meiner steilen These. Ich glaube, guter Journalismus ist Journalismus, dem die Leser eher egal sind. Ich glaube, guter Journalismus ist identisch mit geistiger Unabhängigkeit. Geistige Unabhängigkeit ist die Bereitschaft, das eigene Publikum zu ignorieren und damit auch politisch zu enttäuschen.

Dieser Ansatz wurde durch das Internet zerstört. Nun standen die Meinungen der Leser plötzlich öffentlich im Netz, von allen einsehbar, und die Meinungen konnten weiterverbreitet werden. Besonders verwirrend war, dass die Leser nun begannen, unter sich über die

Arbeit der Journalisten zu diskutieren. Das war neu und bedrohlich. Kein Leserbriefschreiber hatte zuvor Kontakt zu anderen Leserbriefschreibern.

Die Meinungshoheit verschob sich auf einmal von den Produzenten zu den Konsumenten.

Die Medien reagierten geschmeidig. Sie richteten ihre Fahne nach dem neuen Wind. Sie lassen sich inzwischen vom Publikum steuern. Viele Klicks und viele Likes im Internet sind guter Journalismus. Wenig Klicks und wenig Likes sind schlechter Journalismus. Die Medienbranche agiert heute so, wie Nestlé und Swatch seit je agiert haben. Der Kunde ist König, nur er entscheidet darüber, was eine gute Schokolade, eine gute Armbanduhr und eine gute Story ist.

Die heutigen Redaktionen, anders als früher, wissen sehr genau, was ihre Leser lesen wollen. Sie wissen es, weil sie die digitalen Instrumente zur Auswertung haben. Die bessere Kenntnis der Kundenbedürfnisse führt logischerweise zu einer einem Journalismus der grösseren Kundennähe.

Ich bin skeptisch, ob ich diese Entwicklung so grossartig finden soll. Wenn man sich als Journalist an der öffentlichen Nachfrage orientiert, dann gibt es für diese Haltung eine präzise Beschreibung. Man nennt es Populismus.

Wir haben seinerzeit die Leserbriefe in den Papierkorb geworfen. Das war arrogant, zugegeben, aber nicht populistisch.

Das Internet hingegen hat die Medien populistischer gemacht. Die Leser haben die Oberhand über die Journalisten gewonnen. Die Leser schreiben den Zeitungen keine Leserbriefe mehr. Sie schreiben jetzt die Zeitungen.

«Wir sind alle Äthiopier»

Die Wiege der Menschheit, einer der ältesten Staaten der Welt, wird von Gewalt erschüttert. Prinz Asfa-Wossen Asserate erzählt vom Krieg in seiner faszinierenden Heimat Äthiopien.

Erik Ebnetter

Das äthiopische Kaiserhaus ist als Salomonische Dynastie bekannt. Der Name geht zurück auf den biblischen König Salomo. Dessen Sohn Menelik soll 980 v. Chr. das Reich Aksum im heutigen Äthiopien gegründet haben. Der letzte äthiopische Kaiser war Haile Selassie. Er galt als Herrscher der 225. Generation und regierte das Land ab 1916; ab 1930 trug er den traditionellen Titel Negusa Negast (König der Könige). Bald war er eine globale Berühmtheit. Das *Time*-Magazine wählte ihn 1935 zum «Man of the Year». Musiker wie Bob Marley und Serge Gainsbourg widmeten ihm Songs. Die Rastafari verehren ihn als Gott.

Prinz Asfa-Wossen Asserate ist Haile Selassies Grossneffe. Geboren 1948, besuchte er in Addis Abeba die Deutsche Schule. Als im Herbst 1974 in Äthiopien die Revolution losbrach, studierte er in Frankfurt. Am Radio verfolgte er die Geschehnisse in seiner Heimat. Das Militär nahm seine Familie gefangen. Im November kam es zum «äthiopischen Blutsamstag». Die neuen Machthaber erschossen sechzig Gefolgsleute des Kaisers, darunter Asserates Vater. Haile Selassie starb im August 1975, mutmasslich ermordet in seinem Schlafzimmer.

Vor einiger Zeit schilderte Asserate seine damaligen Eindrücke so: «Es dauerte einige Zeit, bis ich begriff, was dies für mich bedeutete. Mein Vater war tot. Meine Mutter und meine Geschwister sasssen ohne Anklage im Gefängnis – aber sie lebten. Ich war der Einzige meiner Familie, der sich in Freiheit und Sicherheit befand.» Asserate wurde ausgebürgert – als erster Äthiopier überhaupt – und baute sich in Deutschland ein neues Leben auf. Er schrieb eine Doktorarbeit im Fach Äthioplastik, gründete Hilfs- und Kulturorganisationen und machte sich als Unternehmensberater selbständig.

Einer breiteren Öffentlichkeit bekannt wurde er 2003 mit seinem preisgekrönten Buch «Manieren», einer kulturhistorischen Erzählung europäischer Umgangsformen, herausgegeben vom Schriftsteller Hans Magnus Enzensberger. Seither veröffentlichte Asserate weitere erfolgreiche Werke, darunter eine Biografie seines Grossonkels und eine Ana-

lyse der «neuen Völkerwanderung» von Afrika nach Europa.

Auch viele Äthiopier verliessen und verlassen ihre Heimat. Einmal mehr wird das Land von Gewalt erschüttert. Diesen November befahl Präsident Abiy Ahmed, der 2019 den Friedensnobelpreis erhalten hatte, einen Militäreinsatz in der aufständischen Provinz Tigray. Was dort seither passiert ist, bleibt unklar. Die äthiopische Regierung lehnt eine internationale Untersuchung ab.

Wie ist die Situation einzuschätzen? Zwar ist Äthiopien mit 110 Millionen Einwohnern das grösste Binnenland der Welt, doch in Europa wird vergleichsweise wenig darüber berichtet.

«Diese Verfassung macht aus Äthiopien den rassistischsten Staat der Welt.»

Gerade in der Schweiz erhält das Nachbarland Eritrea viel mehr Aufmerksamkeit. Prinz Asfa-Wossen Asserate gehört im deutschsprachigen Raum zu den besten Kennern von Äthiopiens Geschichte und Politik. Wir erreichen ihn telefonisch in seinem Zuhause in Frankfurt.

Weltwoche: Prinz Asserate, in Äthiopien herrscht Krieg zwischen der Provinz Tigray im Norden und der Zentralregierung in Addis Abeba. Entwickelt sich das Land zu einem *failed state*, wie sein Nachbar Somalia einer ist?

Asfa-Wossen Asserate: Nein, ganz und gar nicht. Der Krieg ist vorbei, die Regierung hat ihn gewonnen. Dass Äthiopien im Chaos versinke, wie ahnungslose Journalisten schreiben, ist Humbug. Die Bevölkerung unterstützt die Regierung fast geschlossen.

Weltwoche: Wie kam es zu diesem Krieg?

Asserate: Es war ein Machtkampf zwischen alter und neuer Elite. Tigray ist die Heimat der Partei TPLF, die Äthiopien ab 1991 diktatorisch regierte. Im April 2018 kam ein neuer Präsident an die Macht: Abiy Ahmed. Er entstammt zwar dem alten Regime, leitete aber sofort demokratische Reformen ein. Alle waren begeistert.

Die TPLF hat diesen Machtverlust nie akzeptiert. Sie boykottiert die Politik des neuen Präsidenten, auch mit Gewalt.

Weltwoche: Was liess die Lage eskalieren?

Asserate: Es begann im August, als das Parlament die Wahlen wegen Corona verschob. Dieser Entscheid war rechtmässig. Trotzdem ignorierte ihn die TPLF und liess in Tigray wählen. Abiy Ahmed schickte daraufhin hochrangige Verhandlungsdelegationen nach Tigray, um eine friedliche Lösung herbeizuführen. Die TPLF schlug das Angebot aus. Im November überfielen ihre Milizionäre eine Kaserne der äthiopischen Armee in Tigray und massakrierten Hunderte Soldaten im Schlaf. Das war der Auslöser für die militärische Intervention.

Weltwoche: Sie sagen, die Bevölkerung stehe hinter dem Präsidenten. In europäischen Medien sind zunehmend kritische Einschätzungen zu lesen.

Asserate: Man macht sich in Europa keinen Begriff, welchen Status dieser Mann in Äthiopien hat. Kaum im Amt, sprach er von «Versöhnung» und «Liebe». Das war bis dato unerhört – als ob ein Retter vom Himmel gestiegen sei. Und es waren keine leeren Worte: Auf einmal kamen politische Gefangene frei. Und es gab endlich Frieden mit Eritrea. Dafür erhielt Abiy Ahmed im vergangenen Jahr sogar den Friedensnobelpreis.

Weltwoche: Trotzdem führte er nun Krieg. Hat er damit die Auszeichnung verwirkt?

Asserate: Auf keinen Fall! Was hätte er denn tun sollen? Die TPLF bedrohte die territoriale Integrität des Landes. Die äthiopische Regierung hat die Pflicht, diese Integrität zu wahren. Die Intervention in Tigray war ein Akt zur Aufrechterhaltung der äthiopischen Souveränität. Das steht im Einklang mit der Gründungsakte der Afrikanischen Union und der Charta der Vereinten Nationen.

Weltwoche: Wie soll es jetzt weitergehen?

Asserate: Das Land braucht eine neue Verfassung. Dafür kämpfe ich seit 25 Jahren. Die gegenwärtige Verfassung stammt von 1995 und definiert den Vielvölkerstaat Äthiopien als «ethnische Föderation». Es entstanden neun



«Schon Herodot schrieb, Äthiopien zähle zu den fünf grossen Reichen»: Prinz Assefaweh.

«Homelands» entlang ethnischer Grenzen. Eines davon ist Tigray. Das ist der Name sowohl einer Provinz als auch einer Ethnie.

Weltwoche: Wo liegt das Problem?

Assefaweh: Diese Verfassung, eingeführt von der TPLF, macht aus Äthiopien den rassistischsten Staat der Welt. Die ethnische Zugehörigkeit ist das alles entscheidende Kriterium. Das ganze öffentliche Leben ist ethnisch geprägt. Und wir wissen alle: Wo die Ethnie politisiert wird, sind Vertreibungen und Säuberungen nie sehr weit. Dabei haben sich die äthiopischen Völker längst vermischt. Ich zum Beispiel stamme aus dem Kaiserhaus. In meinen Adern fliesst das Blut von vielen äthiopischen Ethnien.

Weltwoche: Wünschen Sie sich die Rückkehr der Monarchie?

Assefaweh: Nein, das sagen nur meine marxistischen Gegner. Ich wünsche mir, dass sich die Äthiopier in freier Abstimmung für eine echte demokratische Föderation entscheiden. Das ist

das einzig taugliche Modell für ein Land mit 110 Millionen Einwohnern, 120 Ethnien und 84 Sprachen. Dabei kann Indien ein Vorbild sein, auch Namibia. In der namibischen Verfassung steht ein wunderschöner Satz: Niemand sei befugt, einen Namibier nach seiner ethnischen Herkunft zu fragen – kein Minister, kein Richter, kein Polizist. Das muss auch in Äthiopien möglich sein.

Weltwoche: Ist das realistisch?

Assefaweh: Warum nicht? Als ich in den fünfziger und sechziger Jahren in Äthiopien zur Schule ging, hatte ich keine Ahnung, welcher Ethnie meine Schulkameraden angehörten.

Weltwoche: Sprachen sie nicht unterschiedliche Sprachen?

Assefaweh: In meiner Schule sprachen die äthiopischen Schüler alle amharisch, auch wenn sie keine Amharen waren. Amharisch ist die Lingua franca in Äthiopien. Trotzdem

war es das Ziel der TPLF, das Amharische, die einzige afrikanische Schriftsprache, zurückzudrängen. So stand es auch in ihrem Manifest. Und was passierte? Plötzlich waren alle wichtigen Stellen von Tigray besetzt, obwohl diese nur 6 Prozent der Bevölkerung ausmachen.

Weltwoche: Wie konnte eine Minderheitenpartei eine solche Machtposition erringen?

Assefaweh: Zunächst war die TPLF militärisch erfolgreich. Dann gelang es ihr, die Wirtschaft unter ihre Kontrolle zu bringen. Die Korruption der TPLF-Funktionäre war allgegenwärtig.

Weltwoche: Verglichen mit anderen afrikanischen Regimes, wie schätzen Sie die Regierungszeit der TPLF ein?

Assefaweh: Ich behaupte, es gab kein Regime, das sich weniger mit dem eigenen Land identifizierte als die TPLF. Sie verdammte alles Äthiopische. Sie verbot sogar den Geschichtsunterricht. Es durfte kein Zusammengehörigkeitsgefühl existieren.

Weltwoche: War sie damit erfolgreich?

Assefaweh: Teilweise ja. 85 Prozent der Bevölkerung ist unter 25 Jahre alt. Die meisten Äthiopier kennen nur die geschichtsverleumderische Diktatur der TPLF. Dabei hat das Land eine so reiche Vergangenheit, die hoffentlich bald der neuen Generation vermittelt werden kann.

Weltwoche: Erzählen Sie davon.

Assefaweh: Es gäbe unzählige Geschichten zu erzählen, angefangen in der Urzeit. Das Land ist die Wiege der Menschheit. So gesehen sind wir alle Äthiopier. Das heutige Äthiopien hat eine dreitausendjährige Geschichte. Es ist einer der ältesten Staaten der Welt. Schon Herodot schrieb, Äthiopien zähle zu den fünf grossen Reichen der Antike. Das Reich Aksum in Nordäthiopien war ein wichtiger Handelspartner für die mediterrane Welt. Man bezog Elfenbein und Weihrauch von dort. Es gibt Münzen aus der Hochblüte Aksums, geprägt in äthiopischer und griechischer Schrift. Und so weiter.

Weltwoche: Welche Lehren kann Äthiopien aus dieser Vergangenheit ziehen?

Assefaweh: Dass ein friedliches Zusammenleben möglich ist. Die drei abrahamitischen Religionen – also Judentum, Christentum und Islam – sind seit Ewigkeiten in Äthiopien ansässig. Es gab ein wunderbares Nebeneinander durch die Jahrhunderte, das bis heute andauert. Das sieht man am Beispiel von Abiy Ahmed: Sein Vater ist Moslem, seine Mutter Christin. Solche Heiraten über die Konfessionsgrenzen hinweg waren in Äthiopien nie ungewöhnlich.

Weltwoche: Gibt es keine Konkurrenz, keine Spannungen zwischen den Religionen?

Assefaweh: Zum Glück nur wenig. Die Verhältnisse sind klar: Die Christen bilden die Mehrheit. Davon sind die meisten äthiopisch-orthodoxe Christen, gefolgt von Protestanten und Katholiken. Seit dem 4. Jahrhundert ist das Land christlich geprägt. Heute sind je-



Triumph und Tragödie: Kaiser Haile Selassie mit Queen Elisabeth, 1963.

doch 40 Prozent der Bevölkerung muslimisch. Die Muslime kamen 615 als Flüchtlinge aus Mekka, ohne Feuer und Schwert wie anderswo. Die äthiopischen Muslime sind mehrheitlich Sufis, die als besonders integrationsfähig gelten. Leider gelangten während der TPLF-Diktatur auch wahhabistische Strömungen ins Land.

Weltwoche: Welche Rolle spielt das Judentum in der äthiopischen Gesellschaft?

Asserate: Inzwischen sind viele äthiopische Juden nach Israel ausgewandert. Allerdings befolgen auch die äthiopisch-orthodoxen Christen die mosaischen Gesetze, essen also zum Beispiel kein Schweinefleisch. Zudem steht in Aksum die Bundeslade mit den Zehn Geboten. Aksum liegt in Tigray. Das erklärt, warum die Provinz so wichtig für alle Äthiopier ist: Sie bildet das Herzstück der äthiopischen Zivilisation, das religiöse Zentrum des Landes.

Weltwoche: Wie gelang es den Äthiopiern, über die Jahrhunderte unabhängig zu bleiben?

Asserate: In der Not stand man gegen Feinde von aussen zusammen. Das beste Beispiel ist die Schlacht von Adua 1896. Damals schlugen die vereinigten Äthiopier die Italiener. Äthiopien entkam so der europäischen Kolonialherrschaft, praktisch als einziges Land Afrikas. Darum war die spalterische Politik der TPLF so unäthiopisch. Natürlich gab es immer wieder Probleme, auch Kriege zwischen den äthiopischen Völkern. Aber in Zeiten der Gefahr galt: Einheit trotz inneren Differenzen. Das war auch die Politik aller äthiopischen Kaiser.

Weltwoche: Welche Erinnerungen haben Sie an Ihren Grossonkel, den letzten Kaiser?

Asserate: Meine bewegendste Erinnerung an ihn stammt von 1963, als die Organisation der Afrikanischen Einheit entstand. Mein Grossonkel hielt die Eröffnungsrede am Gründungs-

kongress in der Africa Hall in Addis Abeba. Versammelt waren die Präsidenten der afrikanischen Staaten, die kurz zuvor unabhängig geworden waren. Mein Grossonkel flehte diese Männer an, den Tribalismus zu bekämpfen und den Panafrikanismus zu umarmen.

Weltwoche: Sie haben eine Biografie über ihren Grossonkel geschrieben: «Der letzte Kaiser von Afrika. Triumph und Tragödie des Haile Selassie». Warum Triumph, warum Tragödie?

Asserate: Haile Selassie, der König der Könige, zählt zu den bedeutendsten Staatsmännern seiner Zeit. Als Regent und Kaiser führte er Äthiopien aus dem tiefsten Mittelalter ins 20. Jahrhundert und befreite das Land von der

«Der König der Könige führte Äthiopien aus dem tiefsten Mittelalter ins 20. Jahrhundert.»

fünf Jahre währenden italienischen Fremdherrschaft. Das war sein Triumph. Seine Tragödie war, dass er die Macht zu lange in Händen hielt. Dadurch geriet der Demokratisierungsprozess ins Stocken. So kam es zur Revolution, an deren Folgen das Land bis heute leidet.

Weltwoche: Woran genau?

Asserate: Äthiopien wurde seither miserabel regiert. Zuerst herrschte eine marxistische Militärdiktatur, dann eine ethnofaschistische Partei. Erst mit Abiy Ahmed gibt es wieder Hoffnung.

Weltwoche: Immerhin begann vor fünfzehn Jahren ein stürmisches Wirtschaftswachstum. Zweistellige Wachstumsraten sind die Regel.

Asserate: Diese Zahlen sind Regierungspropaganda. Ich würde sagen, das Wachstum war nie stärker als 6 Prozent. Das bestätigt auch

der Internationale Währungsfonds. Aber gut, 6 Prozent sind auch etwas.

Weltwoche: Was sind die Gründe dafür?

Asserate: Es kamen Abermilliarden Dollar als sogenannte Entwicklungshilfe ins Land, mehr als je zuvor. Damit wurde das Wachstum ein wenig angekurbelt, doch ein Grossteil der Gelder versickerte in Unternehmen der TPLF. Deshalb plädiere ich dafür, die Afrika-Politik des Westens an gute Regierungsführung vor Ort zu knüpfen. Das würde auch Europa helfen.

Weltwoche: Warum?

Asserate: Der Westen unterstützt seit sechzig Jahren die schlimmsten Gewaltherrscher Afrikas, nur um mit ihnen ins Geschäft zu kommen. Weshalb fliehen so viele Menschen aus Afrika nach Europa? Weil sie in ihren Heimatländern kein menschenwürdiges Dasein führen können. Solange die Europäer afrikanische Despoten alimentieren, haben sie kein moralisches Recht, afrikanische Flüchtlinge auszusperren.

Weltwoche: Wie ist die Flüchtlingssituation in Äthiopien?

Asserate: 1974, als die Revolution begann, gab es weltweit acht äthiopische Flüchtlinge. Heute sind es 3,5 Millionen.

Weltwoche: Wie erklären Sie sich diese Entwicklung?

Asserate: Während man Haile Selassie als absoluten Herrscher bezeichnen kann, muss man seine Nachfolger – erst Oberst Mengistu, ab 1991 die TPLF-Führer – als blutrünstige Diktatoren beschreiben, so unterschiedlich sie auch waren.

Weltwoche: Wie unterschieden sich die beiden Nachfolgerregimes voneinander?

Asserate: Mengistu unterdrückte alle Äthiopier mit derselben Brutalität, ohne auf ihre ethnische Zugehörigkeit zu achten. Er lebt übrigens noch, im Exil in Simbabwe, zum Glück ohne Einfluss auf die äthiopische Politik. Die TPLF übernahm dessen Repressionsmethoden, brachte aber zusätzlich den verheerenden Rassismus ins Land. Das ist der Unterschied.

Weltwoche: Wie oft sind Sie in Äthiopien?

Asserate: Alle paar Jahre einmal. Ich lebe seit der Revolution in Deutschland und bin seit 1981 deutscher Staatsbürger. Lange Zeit war ich Persona non grata in meiner Heimat. Erst seit 1991 ist es mir wieder möglich, nach Äthiopien zu reisen. Ich fühlte mich aber immer unwohl dort, wie in einem besetzten Land. Nun freue ich mich auf den nächsten Besuch. Ich hoffe, das Lebensgefühl meiner Kindheit wiederzufinden, ohne dieses rassistisch vergiftete Klima.

Weltwoche: Das heisst, Sie sind zuversichtlich, was Äthiopiens Zukunft angeht?

Asserate: Ich bin verhalten zuversichtlich. Ich hoffe, wir nutzen die Chance, um in unserem Land einen angesehenen Rechtsstaat zu errichten. Unterdrückung und Hunger dürfen in Äthiopien keinen Platz mehr haben.



Martha Cunz, «Alp Flix mit Piz d'Err», CHF 8'800.-



Carl Walter Liner, «Akt am Bach», 4000.-



Paul Racle, «Blick über Zürich», 980.-



Ferdinand Gehr, «Dem Himmel entgegen», Fresko, 11'000.-

schweizerkunsthandel.ch

Verkauf | Beratung | Ankauf | info@schweizerkunsthandel.ch | Tel. +41 79 662 08 75

«Wir lassen Begabungen freien Lauf»

Aus ihrer Glarner Chocolaterie hat die Familie Läderach eine Weltmarke geschaffen. Johannes Läderach über Erfolg und Anfeindungen.

Florian Schwab

Eine Zahl steht am Anfang der Tour, die Läderach für seine Besucher entwickelt hat: 0,007. Dies ist der prozentuale Anteil an der weltweiten Kakaoernte, den das Unternehmen verarbeitet – hier, in Bilten, wenige Minuten von der Autobahn A3 entfernt, und im nahegelegenen Ennenda. Für zwanzig Millionen Franken hat Läderach gerade einen grossen Flagship-Store mit Fabrikladen, Café und Erlebniswelt errichtet. Inklusiv eines Ateliers, wo man die Entstehung der süssen Kreationen live beobachten kann und mit viel digitalem Spieltrieb.

Über drei Generationen hat sich das Familienunternehmen zu einem weltweit gefragten Anbieter von Schweizer Premium-Schokolade entwickelt. Ungefähr gleichzeitig mit seinem «House of Läderach» in Bilten hat es an der 5th Avenue in New York die weltweit einhundertste Filiale in Betrieb genommen. Wenn die Läderachs etwas machen, dann richtig: Johannes' Bruder Elias Läderach errang an einem Berufswettkampf in Paris den Titel «World Chocolate Master».

Während die *Weltwoche* mit dem jungen Chef über das Unternehmen spricht, kümmert sich der Senior-Chef und Verwaltungsratspräsident Jürg Läderach persönlich um die von nah und fern angereisten Kunden im Café des Hauses.

Weltwoche: Heute haben Sie Ihr «House of Läderach» eröffnet. Was ist die Idee dahinter?

Johannes Läderach: Wie in unseren Filialen auch: Man investiert in den Kunden, und dann kommt hoffentlich auch etwas zurück. Wenn wir jemandem unsere Schokolade einmal in den Mund bringen, dann haben wir es meistens geschafft. Zudem möchten wir erklären, wie viel Handarbeit dahintersteckt. Es ist ein Privileg, in der Schweiz handwerklich zu produzieren.

Weltwoche: Sie haben äusserst regen Betrieb.

Läderach: Es tut allen gut, auch den Mitarbeitern, in diesem schwierigen Corona-Jahr einen solchen Erfolg zu feiern. Man merkt es auch bei den Kunden: Sie sind gerne da, sie fühlen sich wohl, sie bleiben lang. Schon vor dem Ausbau hatten wir 130 000 Besucher pro Jahr,



«Respekt, Toleranz und Offenheit»: Unternehmer Läderach.

und wir glauben, dass wir das in vielleicht fünf Jahren verdoppeln.

Weltwoche: Aber 2020 war schwierig.

Läderach: Ja. Ende Februar waren wir noch zweistellig im Plus – gegenüber dem Rekord 2019. Wir rechneten damit, dass das weitergeht. Aber mit den Lockdowns kam dann der grosse Schock. Wir haben die Produktion nahezu ganz geschlossen. Im Sommer haben wir uns dann langsam wieder erholt, wobei natürlich die internationalen Touristen fehlen. Für das Weihnachtsgeschäft sind wir zuversichtlich. Wir haben sehr stark in unseren Online-Shop investiert. Die Nachfrage an Ostern hat uns überwältigt, als wir plötzlich das 23-fache Volumen stemmen mussten. Jetzt sind wir für alle Eventualitäten gerüstet.

Weltwoche: Was macht Läderach besser oder anders als die Konkurrenz?

Läderach: Wir differenzieren uns über die Frische. Angefangen bei den Kakaobohnen und aufgehört beim Verkauf, ausschliesslich in eigenen Filialen. Wir sind so schnell wie kaum jemand: Was gerade noch eine Kakaobohne war, liegt ein paar Wochen später in einer Filiale in Kuwait, New York oder Singapur. Das erklärt die besondere Qualität.

Weltwoche: Sie haben also die ganze Wertschöpfungskette im Griff.

Läderach: Ja. Wir bemühen uns, die handwerkliche Tradition zu bewahren. Alle Produkte werden in Ennenda und Bilten hergestellt. Unsere Produktion wird immer in der Schweiz bleiben. Hier haben wir sehr loyale und fähige Mitarbeiter, die ihr Handwerk beherrschen. Es ist gut, wenn jedes Praliné etwas unterschiedlich aussieht. Wenn einmal eine Nuss etwas schief sitzt, ist das kein Qualitätsmangel, sondern ein Zeichen von Handwerkskunst.

Weltwoche: Sie sprachen von zweistelligem Wachstum.

Läderach: Wir haben mittlerweile Filialen in vierzehn Ländern. Dieses Jahr haben wir in China als fünfzehntem Land einen Online-Shop eröffnet. Es gibt keinen Grund, warum das nicht in ein paar Monaten wieder stark wachsen sollte.

Weltwoche: Wie wählen Sie die Länder aus?

Läderach: Es sind die Herkunftsländer von Touristen, die uns in der Schweiz entdecken, Freude haben, und sagen: «Kommt auch zu uns!» So folgen wir unseren Kunden. Das hat uns bewegt, in Amerika zu investieren, in London, Toronto und Wien ...

Weltwoche: Trotzdem, an der Fifth Avenue haben die wenigsten von Läderach gehört. Was zieht die Leute an?

Läderach: Bereits letztes Jahr haben wir ein Lokal an der Lexington Avenue eröffnet. Wir waren dann positiv überrascht. Die Verkäuferinnen vor Ort haben gesagt: «Herr Läderach, ich glaube es nicht, ein Drittel der Leute, die hineinlaufen, kennen uns schon.» Es gibt

Kunden, die global unterwegs sind und Schweizer Premium-Marken schätzen. Die muss man gar nicht hinter dem Ofen hervorholen.

Weltwoche: Schreibt jede Filiale Gewinn?

Läderach: Vielleicht nicht im ersten Jahr, aber mittelfristig schon. Wir machen keine Flagship-Stores zu reinen Marketingzwecken.

Weltwoche: Mussten Sie Filialen schliessen?

Läderach: Selten. Aber das gehört auch dazu. Wenn es nie passieren würde, hiesse das, dass wir zu wenig mutig waren. Bei den Produktinnovationen ist es genau dasselbe.

Weltwoche: Was ist das Nadelöhr für das weitere Wachstum?

Läderach: Die handwerkliche Produktion, kombiniert mit der Frische-Logistik. Ich stelle mir immer wieder die Frage: Wie schnell können wir wachsen und gleichzeitig sicherstellen, dass unsere Belegschaft aus Spezialistinnen und Spezialisten hier in Glarus mitwächst? Das ist das Nadelöhr. Wir dürfen nicht zu schnell

«In unserer Führung haben wir 60 Prozent Frauen, und zwar ohne spezielle Massnahmen.»

wachsen. Qualität kommt vor Quantität. Wir sind gerne klein, aber fein.

Weltwoche: Wie sehen Ihre Expansionspläne in den USA aus?

Läderach: Kürzlich haben wir in New Jersey eröffnet, in der Mall American Dream Meadowlands. In Washington DC bauen wir gerade einen Standort auf, der im Januar loslegt. Mittelfristig sehe ich Potenzial für etwa 35 Filialen. Aber eines nach dem anderen.

Weltwoche: Wie führen Sie Ihr Unternehmen?

Läderach: Meine wichtigsten Grundsätze sind «Ergänzen statt ersetzen», «Begeistern statt befehlen», «Anpacken statt abwarten» und «Da sein statt Chef sein». Beim Ergänzen geht es darum, zu schauen: Wer macht was gern? Das macht er meistens auch gut. So teilen wir uns die Verantwortung jenseits aller Hierarchien und Jobprofile auf. Auch innerhalb der Familie. Wir lassen den Begabungen freien Lauf. Bei den Produktinnovationen würde ich nie gegen meinen Bruder etwas durchdrücken.

Weltwoche: Da sein statt Chef sein? Begeistern statt befehlen?

Läderach: Die Leute wollen heute keine Chefs mehr, die hierarchisch führen. Sie wollen Motivatoren und Problemlöser. Wenn ich nicht mindestens 50 Prozent der Zeit mit meinen Leuten zusammen bin, mache ich etwas falsch.

Weltwoche: Sie reisen viel.

Läderach: Es ist ein Schoggi-Job im wahrsten Sinne des Wortes: von Stadt zu Stadt reisen und Schokoladengeschäfte besuchen ... Wenn ich in den USA gewesen bin und unsere Produkte gelobt worden sind, dann erzähle ich das nachher

in der Produktion und bei den Kakaobauern. Dann leuchten ihre Augen!

Weltwoche: Welche Firmenprinzipien sind Ihnen wichtig?

Läderach: Wir setzen auf Frische, Handwerk und die Schweiz. «Frische» bedeutet auch, dass wir offen sind für Neues und das, was wir machen, gerne tun. Beim Handwerk geht es um höchste Qualität, auch in den internen Abläufen. Wir wollen jeden Tag besser werden. Wenn wir uns verändern, dann nur nach oben. Und schliesslich ist auch die Schweiz ein handlungsanweisender Wert für das Unternehmen.

Weltwoche: Inwiefern?

Läderach: Respekt, Toleranz, Offenheit und Diversität sind für uns sehr wichtige Werte. Es gibt diese schöne Formulierung aus der Präambel der Bundesverfassung: «Im Bestreben, ihre Vielfalt in Einheit zu leben». Wir beschäftigen rund tausend Personen mit 47 Nationalitäten. Was alle eint, ist die Freude an der Schokolade.

Weltwoche: Die Swiss hat die Läderach-Schokolade Anfang Jahr aus der Business-Class gekippt. Es gab Polemik, weil sich Ihre Familie zu christlichen Werten bekennt. Es wurden Ihnen Homophobie und Frauenfeindlichkeit vorgeworfen.

Läderach: Diese Vorwürfe entbehrten jeder Grundlage. Wir haben nicht das geringste Problem mit homosexuellen oder weiblichen Mitarbeitern. In unserer Führung haben wir 60 Prozent Frauen, und zwar ganz natürlich, ohne spezielle Massnahmen.

Weltwoche: Hat Sie die Vehemenz der Attacke überrascht?

Läderach: Sehr. Es ist traurig, dass unsere Mitarbeiter darunter leiden mussten. So wurde ein Homosexueller, der in einer unserer Filiale arbeitet, angepöbelt – weil wir angeblich ein homophobes Unternehmen seien. Das ist absurd. LGBTQ-Mitarbeitende bei uns haben uns Mut gemacht. Ein schwuler Mitarbeiter in einer Grossstadt hat mir erzählt, dass er durch die Szenebars zieht, um seine Sicht darzulegen.

Weltwoche: Müssen Ihre Mitarbeiter religiös sein?

Läderach: So ein Unsinn. Wir haben keine religiöse Doktrin in der Firma.

Weltwoche: Was haben Sie aus der Episode gelernt?

Läderach: Ich hätte früher klarstellen müssen, dass die Vorwürfe falsch sind. Ich habe meine religiösen Überzeugungen als Privatsache angesehen, über die ich nicht öffentlich sprechen muss. Das war ein Fehler. In den zahlreichen Gesprächen, die ich seither geführt habe, konnte ich mehrheitlich das Missverständnis ausräumen. Auch mit der Swiss. Sie haben uns versichert, dass wir bei der nächsten Ausschreibung wieder mit dabei sein dürfen. Es wäre schön, wenn grundsätzlich mehr Offenheit und Toleranz gegenüber anderen Meinungen überall gelebt würden.

Europas mächtigste Dynastie

Vor 1000 Jahren errichteten die Habsburger ihren Stammsitz im heutigen Aargau. Damit beginnt eine schwierige Liaison mit der Schweiz, die versöhnlich endet.

Peter Keller

Die Spezialität des Hauses heisst «Ritterspiess»: 220 Gramm Rindsfiletwürfel, «am Tisch flambiert», wie der Gastgeber verspricht, serviert mit «Habsburg-Frites» und buntem Gemüse. Das Ganze für 49,50 Franken. Ein fürstlicher Preis – den man sich trotzdem leisten sollte. Denn das Gericht wird kredenzt im «Schlossrestaurant Habsburg», einem der geschichtsträchtigsten Orte der Schweiz.

Auf einer strategischen Anhöhe zwischen Aare und Reuss liegt der Stammsitz eines unscheinbaren Grafengeschlechts, das sich zur mächtigsten Dynastie Europas ausgewachsen wird: die Habsburger. Sie wurden Könige und Kaiser, Feldherren und freundliche Versager, Heiratsgenies und tragische Verwalter eines Vielvölkerstaates, den sie von der Wiener Hofburg aus regierten.

Aufstieg des «kleinen Grafen»

Die Anfänge waren wesentlich bescheidener und zugiger. Davon zeugt der heute noch erhaltene, dustere, mit Bruchsteinen aufgeschichtete Wohnturm mit seinen zwei Meter dicken Mauern. Die Gründung der «Habichtsburg», wie sie anfänglich hiess, um 1020 ist schriftlich überliefert. Bald darauf befanden sich die Burgherren auf der Überholspur der Geschichte – eine tausendjährige Liaison mit der Schweiz begann.

Er war als harmloser Platzhalter gedacht: Am 11. September 1273 entschied sich das Kurfürstenkolleg in Frankfurt am Main überraschend für Rudolf I. von Habsburg als deutschen König. Der grosse Abwesende von Frankfurt, Ottokar II. von Böhmen, der selber Anspruch auf die Krone anmeldete, verspottete Rudolf als «kleinen Grafen» und erkannte seine Wahl nicht an.

Rudolf wurde auf beiden Seiten unterschätzt: von den Gegnern wie von seinen Förderern. Der süddeutsche Graf hatte schon gezeigt, dass er sich durchsetzen konnte. Wie etwa beim Streit um das beträchtliche Erbe der Kyburger, bei dem er seinen Besitz um die

Städte Freiburg, Winterthur, Frauenfeld, Diesenhofen, Teile des Aargaus und die Grafschaft Thurgau erweitern konnte.

Als Rudolf von seiner Königswahl erfuhr, war er gerade dabei, die Stadt Basel zu belagern, mit deren Bischof Heinrich er im Streit lag. Dass ihn der Papst dafür mit dem Kirchenbann belegte, kümmerte ihn wenig. Der Mann hatte einen Plan und den Willen, ihn durchzusetzen – ob als Graf oder auf dem deutschen Thron. Er festigte umgehend die Königsgewalt, straffte die Verwaltung, förderte die Städte, stärkte den Landfrieden – und forderte die während des



Enorme Entschlusskraft: Agnes von Ungarn.

Interregnums verloren gegangenen Königsgüter zurück. Das war klar auf Ottokar gezielt, der nicht nur Rudolfs Wahl ablehnte, sondern auch die Reichslehen Österreich und Steiermark definitiv für sich selber einsacken wollte.

Rudolf ging energisch gegen seinen Kontrahenten vor, der in der Entscheidungsschlacht 1278 unterlag und getötet wurde. Dem Sieger gelang es, die österreichischen Gebiete für seine Söhne zu sichern. Damit verschob sich das Machtzentrum der Habsburger weg aus dem süddeutschen Raum, hin nach Wien. Mit der Wahl Rudolfs I. zum deutschen König waren die Habsburger ganz oben im europäischen Machtzirkel angekommen, und dort blieben sie für die

nächsten 650 Jahre – ausser in ihrem Stammgebiet: Rudolfs Todesjahr 1291 ist die Geburtsstunde der Schweizerischen Eidgenossenschaft.

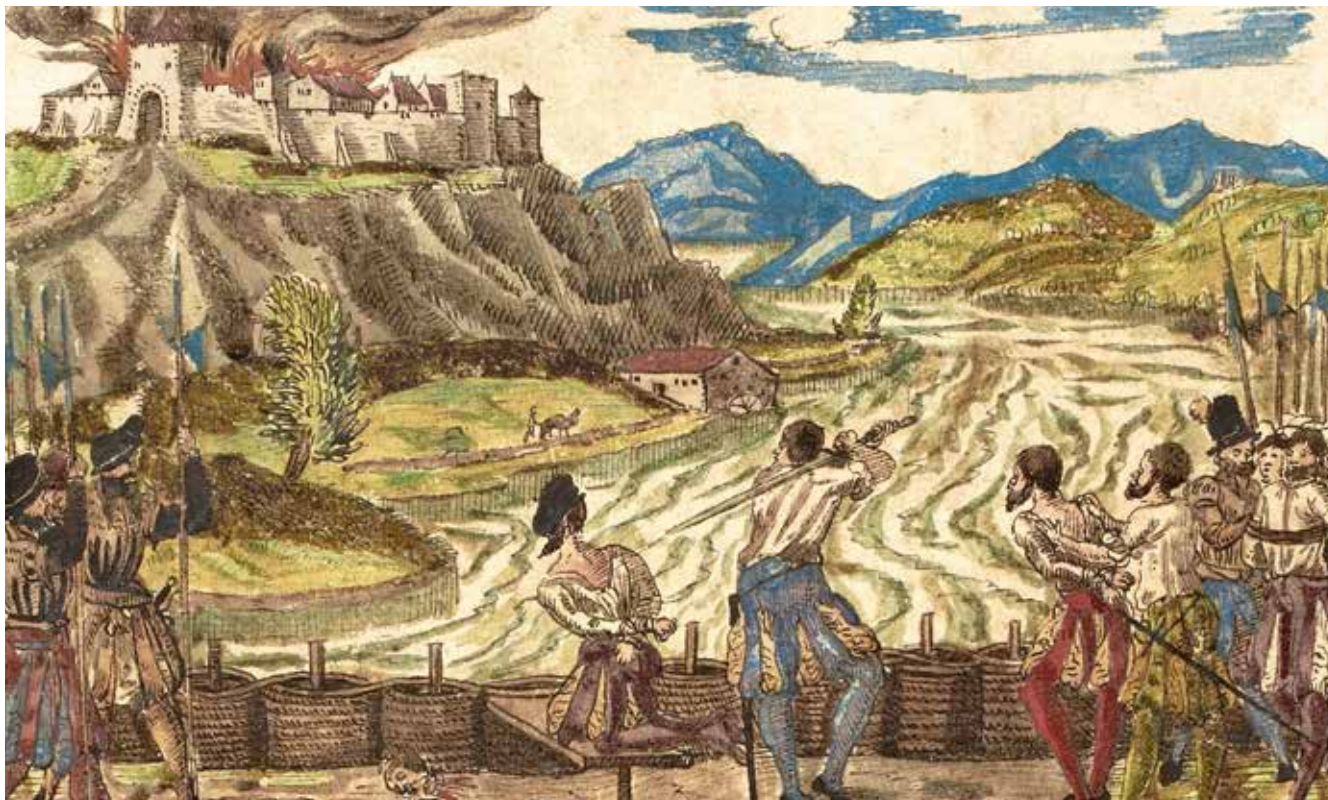
Einflussreichste Frau der Schweiz

Agnes von Ungarn, eher klein von Gestalt, aber von zäher Gesundheit und enormer Entschlusskraft, wurde um 1280 geboren. Ihre hochpolitische Heirat mit König Andreas III. von Ungarn begründete das spannungsvolle Verhältnis zwischen Österreich-Ungarn und zugleich ihre Macht als junge Witwe.

Zwei Faktoren, so der Historiker Pirmin Meier, machten sie lebenslang zu einer mächtigen Frau: erstens ihre Mitgift und Morgengabe bei ihrer politischen Heirat mit König Andreas III. von Ungarn, den sie nichtsdestotrotz geliebt zu haben schien. 1297 sprach Albrecht seiner Tochter 40 000 Mark Silber als Mitgift zu, aus heutiger Sicht eher ein Milliarden- als ein Millionenbetrag. Als Morgengabe für ihre Jungfräulichkeit erhielt sie überdies von ihrem Mann die Stadt Bratislava (heutige Hauptstadt der Slowakei) als Hochzeitsgeschenk.

Mit etwa zwanzig Jahren wurde sie Witwe, blieb kinderlos und deutete ihr Schicksal als lebenslangen Stand, ohne Nonne zu werden. Mit anderen Worten: Sie wurde – dies der zweite Faktor – Sponsorenwitwe, die wohl bedeutendste des Hauses Habsburg. In Marburg begründete sie den Kult um ihre Urgrossmutter, die heilige Elisabeth, dann sponserte sie im ganzen Reich und natürlich auch im heimischen Aargau und Thurgau Klöster und Stifte; am stärksten förderte sie das von ihrer Mutter gestiftete Königsfelden.

Dort führte sie von 1318 bis zu ihrem Tod 1364 ein halbgeistliches Leben, nicht als Äbtissin, sondern als informelle Regentin des vorderen Österreich. Zwar mussten auf politischen Urkunden und Dokumenten die Namen ihrer Brüder, später Neffen und Grossneffen, aufscheinen, aber de facto war Agnes von Ungarn die Königin der Vorderen Lande,



Vergeltung nach dem Königsmord: Darstellung in der Schweizer Chronik von 1576.

Oberschwabens und der Schweiz mit der entsprechenden Autorität.

Zu den Personen, auf die sie viel Einfluss ausübte, gehörten die Habsburger Herzoge Leopold I. (Morgarten) und dessen Witwe, Leopold II., weniger aber Leopold III. (Sempach), auf dessen Vater Albrecht II. sie noch wesentlich einwirkte. Typischerweise fand die Schlacht bei Sempach erst 22 Jahre nach ihrem Tod statt – diese Eskalation entsprach nicht ihrer Politik.

Mit dem Tod der Königin 1364 endete in der Schweiz eine Epoche: Agnes war wohl die letzte Habsburgerin in der Schweiz, die nicht nur eine Macht darstellte, sondern auch über Ansehen und charismatische Autorität verfügte. Dies nicht zuletzt deshalb, weil sie – im Gegensatz zu den meisten Habsburgern – mit Geld umgehen konnte.

Vertreibung zur Grösse

Was zunächst als lokales Bündnis zur Sicherung des Landfriedens und gegen «fremde Richter» begann, wuchs zu einer hartnäckigen Gegnerschaft der Habsburger heran. Ein erstes Scharmützel lieferten sich die Eidgenossen mit Herzog Leopold I. am Morgarten 1315. Die Bauernkrieger aus Schwyz, Uri und Unterwalden besiegten das ritterliche Heer in einem kurzen, aber blutigen Nahkampf. In einem neuen Vertrag – dem Bundesbrief von Brunnen – bekräftigten die drei Talschaften ihr Bündnis und erweiterten dieses um eine gemeinsame Form der «Aussenpolitik».

Die junge Eidgenossenschaft expandierte. 1332 stiess mit Luzern der erste Stadtkanton dazu,

später Zürich, Glarus, Zug, Bern. Das Gebilde frass sich tief in die habsburgischen Interessensgebiete. Bis schliesslich Herzog Leopold III. von Österreich die frechen Schweizer in die Schranken weisen wollte. Er versammelte 1386 bei Brugg seine adeligen Unterstützer und zog gegen Luzern. Oberhalb des Städtchens Sempach trafen sie auf die eidgenössischen Truppen und erlitten eine vernichtende Niederlage. Leopold blieb tot

Die Burgherren befanden sich bald auf der Überholspur der Geschichte.

auf dem Feld liegen. Der enorme Aderlass regionaler Adelliger schwächte Habsburg-Österreich so sehr, dass es seine Herrschaftspositionen südlich des Rheins nicht mehr halten konnte. 1415 eroberten die Eidgenossen den Aargau mit dem Stammsitz der Habsburger, 1460 den Thurgau.

Blieb noch der glanzvollste Gegner: Kaiser Maximilian I., mit Beinamen der «letzte Ritter», der von seiner Familie sagte, sie sei das «edelmste Blut auf Erden». Obwohl die meisten ehemaligen Habsburger Gebiete südlich des Rheins bereits an die Eidgenossenschaft gefallen waren, sorgten übergreifende Besitzverhältnisse und Bündnisse für eine schwelende Konfliktzone. 1499 brach der sogenannte Schwabenkrieg aus.

Maximilian schäumte über die «grogen, bösen, schnöden Bauersleute». Die Eidgenossen wurden als Vernichter des Adels und damit der durch Gott gegebenen Ständeordnung an-

geklagt. All das Zetern nützte nichts. In Dornach kassierten die königlichen Truppen ihre ultimative Schlappe. Damit war das 200-jährige Gezerre um Gebiete der späteren Schweiz beendet. Für die Habsburger waren die Niederlagen eine unschöne Fussnote auf dem Weg zur europäischen Grossmacht. Maximilians Enkel Karl V. sollte über ein Reich mit kolonialen Territorien herrschen, in dem die Sonne sprichwörtlich nie unterging.

Rückkehr nach Muri

Zum Abschied hatten sich ein paar hundert treue Untertanen eingefunden. Unweit von Wien bestieg der letzte österreichische Kaiser, Karl I., mit seiner Familie den Zug, der sie ins Exil führen sollte. Sein trotziges «Auf Wiedersehen!» verhallte zusammen mit dem Vielvölkerstaat, den die Habsburger über Jahrhunderte und bis zum Ende des Ersten Weltkrieges beherrscht hatten.

Nach monatelangen Verhandlungen mit den Schweizer Behörden durfte die Kaiserfamilie am 23. März 1919 ausgerechnet in jenes Land ausreisen, das die Habsburger einst vertrieben hatte. Bis zuletzt bleibt die mächtigste Dynastie Europas mit der Schweiz verwoben. Ein turbulentes Verhältnis, das am Schluss seine ewige Ruhe findet: Die Herzen des letzten österreichischen Kaiserpaares liegen im aargauischen Kloster Muri begraben.

Die Welt der Habsburger: Glanz und Tragik eines europäischen Herrscherhauses. Spiegel-Buchverlag, 304 S.

«Die Erholung könnte schnell erfolgen»

Clemens Fuest ist Präsident des renommierten Ifo-Instituts in München. Er warnt davor, dem Staat zu viele Aufgaben und Schulden aufzuladen und verteidigt die liberale Ökonomie.

Beat Gygi



«Klimaschutz ist zu Recht ein wichtiges Thema»: Ökonom Fuest.

Der 52-jährige Clemens Fuest zählt noch zu den jüngeren, zugleich aber zu den bekanntesten und wirkungsvollsten Ökonomen in Europa. Er ist seit 2016 Präsident des Münchener Ifo Instituts, als Nachfolger von Hans-Werner Sinn, und Ökonomieprofessor an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Er ist im wissenschaftlichen Beirat des deutschen Finanzministeriums, hat mit der Ifo-Konjunkturforschung einen grossen Datenschatz im Rücken und ist mit Publizieren nicht nur in der Wissenschaft, sondern auch fürs breitere Publikum ein Schwerarbeiter. Wie es auch im Gespräch hier zum Ausdruck kommt, vertritt er in der Wirtschaftspolitik die Linie der ordoliberalen Tradition.

Weltwoche: Herr Fuest, die Pandemiepolitik zieht sich in die Länge. Wird die Krise aus wirtschaftlicher Sicht immer schlimmer?

Clemens Fuest: Wie wir schon im Frühjahr gesagt haben, ist es die schwerste Wirtschaftskrise seit dem Zweiten Weltkrieg. Damit vergleichbar ist einzig die Finanzkrise von 2008/2009, die jedoch ganz andere Ursachen hatte und zu einem geringeren Wachstumseinbruch führte als die jetzige. Die Finanzkrise hat sich vor allem in Europa sehr lange hingezogen und zur Staatsschuldenkrise entwickelt. Dieses Mal besteht aber die Aussicht, dass die Erholung wohl etwas schneller erfolgen könnte.

Weltwoche: Ist der Wirtschaftsapparat im Grunde nach wie vor weitgehend intakt ist?

Fuest: Getroffen wurden ja sehr einseitig die Reise- und die Tourismusbranche sowie der soziale Konsum. Wenn innerhalb vernünftiger Frist wieder freier gearbeitet werden kann, wird quasi mechanisch eine Erholung einsetzen, da in vielen Branchen wenig zerstört wurde. Klar, das ist eine Prognose mit Unsicherheit.

Weltwoche: China wirkt im Moment wie ein Motor der Weltwirtschaft. Ist darauf Verlass? Sie haben einmal gesagt, dass irgendwann eine Anpassungskrise zu erwarten sei, weil die Investitionen extrem hoch und zum Teil unsolid seien.

Fuest: China ist im Moment tatsächlich ein stützender Faktor, wenn man die Entwicklung der Exporte aus Europa betrachtet. Die Frage stellt sich aber, wie es weitergeht. Nach meiner Einschätzung hat sich das Problem mit den Überinvestitionen verschärft, weil China auch den gegenwärtigen Aufschwung durch äusserst umfangreiche Investitionen erwirkt hat. Diese sind zu hoch für das erzielte Wachstum. Wir müssen mittelfristig mit einer Anpassungskrise in China rechnen.

Weltwoche: Wer wird bei uns durch die Corona-Krise langfristig besonders viel verlieren?

Fuest: Neben den betroffenen Branchen sind es vor allem Kinder, Jugendliche und junge Erwachsene, die derzeit Schulunterricht verpassen, in der Ausbildung beeinträchtigt sind, keine Praktikumsplätze finden, nicht gut studieren können. Dieser Ausfall betrifft vor allem Kinder aus bildungsferneren Haushalten; das wird langfristig schwerwiegende Folgen haben. Den Unterricht so gut wie möglich aufrechtzuerhalten und später allenfalls zu intensivieren, wäre wichtig.

Weltwoche: Forderungen werden laut, dass die Gewinner der Krise mehr Lasten übernehmen sollten, über höhere Steuern oder eine Art Reichensteuer. Wie sehen Sie das?

Fuest: Durch die normale Einkommensteuer sorgen wir bereits heute dafür, dass die Gewinner etwas abgeben und dass diejenigen auf der Verliererseite, die keine Gewinne oder Einkommen erzielen, unterstützt werden. Unser Steuer- und Sozialsystem ist ja schon eine Ver-

sicherung. Ob man diese weiter ausbauen soll – ich finde nicht, dass wir gerade wegen der Krise das jetzt tun sollten.

Weltwoche: Zählt der Staat auch zu den Gewinnern der Krise?

Fuest: Na ja, beim Staat landen jetzt viele Kosten, und der Staat sind wir alle in gewisser Weise. Sicherlich ist es so, dass in Krisen wie jetzt staatliche Stellen oder auch Politiker – wenn sie es denn gut machen – dastehen als diejenigen, die die Krise auffangen, Probleme lösen. Der Privatsektor oder die Märkte wirken dagegen in Krisen immer fragil, und das kann zum Schluss führen, dass auch in normalen Zeiten möglichst viele staatliche Eingriffe notwendig seien.

Weltwoche: Ist das heikel?

Fuest: Ich sehe Gefahren. Zumindest in Ländern, die finanziell relativ gut aufgestellt sind wie Deutschland, kann das als Signal wirken, dass der Staat quasi vor allen Eventualitäten des Lebens schützt, wie ein Vollkasko-Staat. Das ist problematisch. Wir wissen: Der Staat sind wir am Ende selbst, also müssen wir all diese Dinge letztlich selber finanzieren. Eigenverantwortung ist unerlässlich.

Weltwoche: Ist es den Leuten klar genug bewusst, dass sie eigentlich alles bezahlen?

Fuest: Das ist vielen Menschen überhaupt nicht bewusst – wobei es individuell natürlich rational ist, immer zu fordern, dass man von anderen unterstützt wird. Aber in der öffentlichen Debatte dominiert halt eben doch der Eindruck, der Staat habe quasi unbegrenzte Finanzierungskapazitäten. Das hat derzeit natürlich auch zu tun mit der gesamtwirtschaftlichen Konstellation, denn wenn die Zinsen praktisch null sind, erscheinen die staatlichen Finanzierungsmöglichkeiten tatsächlich fast unbegrenzt.

Weltwoche: Ist es falsch, das so zu sehen? Man zahlt ja dann nichts fürs Geld.

Fuest: Es ist auf jeden Fall falsch, weil die Finanzierungsmöglichkeiten eben nicht unbegrenzt sind. Wir haben ja mit Blick auf die Staatsverschuldung enorme Herausforderungen vor uns, insbesondere den demografischen Wandel, der uns deutlich vor Augen führen wird, dass die Staatsfinanzen nicht unbegrenzt sind. Aber klar, in einer Welt von Nullzinsen und erst noch

«Der Neodirigismus entstand aus Entwicklungen, die wir schon vor der Krise hatten.»

Nullinflation leuchtet es vielen Leuten nicht ein, warum nicht der Staat Obligationen auf den Markt bringen soll, die dann die Notenbanken einfach aufkaufen und so das Geld liefern.

Weltwoche: Wie ist Ihre Beobachtung, nutzt die öffentliche Verwaltung die Krise als Gelegenheit, um ihre Befugnisse und ihre Macht auszudehnen?

Fuest: Ich denke nicht, dass das jetzt ausgenutzt wird, einfach weil die Verwaltung derzeit alle Hände voll zu tun hat, mit der Krise fertigzuwerden. Es sind vielmehr die politischen Interessengruppen, welche die Krise politisch auszuschlachten suchen. Sie fordern vermehrt Dinge, die sie schon immer gefordert haben, und führen als Begründung jetzt die Pandemie an: Forderungen bei Löhnen oder dass im Gesundheitswesen Wirtschaftlichkeitsüberlegungen keine Rolle spielen dürften et cetera. Dazu gehört auch die Behauptung, die Märkte hätten nicht richtig reagiert in der Krise. Das geht bis hin zum Papst, der in seiner letzten Enzyklika die Marktwirtschaft scharf angegriffen und ge-

sagt hat, die Märkte hätten nicht verhindert, dass diese Pandemie um sich greife. Ein merkwürdiger Vorwurf, aber jeder versucht halt, die Krise im eigenen Sinn zu instrumentalisieren.

Weltwoche: Sie haben vor einiger Zeit das Wort «Neodirigismus» ins Gespräch gebracht, um die verstärkte Eingriffslust zu beschreiben. Ist das ein Produkt der Krise?

Fuest: Nein, der Neodirigismus entstand aus Entwicklungen, die wir schon vor der Krise hatten und die sich jetzt natürlich noch verstärkt haben. Meiner Ansicht nach ist das einerseits ein Wohlstandsphänomen. Wenn man sich in einer wirtschaftlich sehr bequemen Situation sieht, wie es vor der Krise vielerorts der Fall war, dann entsteht plötzlich der Eindruck, man könne fast beliebig in Märkte eingreifen, ja müsse sogar, und negative Folgen blieben aus. Typisch sind etwa die Mietpreisbremse und der Mietendeckel in Deutschland. Andererseits gewinnt auch der ganze Komplex von Nachhaltigkeit und Klimaschutz an Bedeutung.

Weltwoche: Klimapolitik als Tummelfeld für Dirigisten?

Fuest: Auf die Klimaerwärmung muss man reagieren, durch Eindämmung wie durch Anpassung, dieses Ziel ist unumstritten. Aber viele sehen den Weg dahin primär in zunehmenden Eingriffen in die Märkte und Firmenentscheide. Gerade eben wurden die EU-Vorgaben zum nachhaltigen Finanzwesen in Deutschland übernommen. Auch die Geldpolitik will jetzt lenkend eingreifen in sektorale Investitionsströme, will unterscheiden nach erwünschten und unerwünschten Anlagen. Das Gegenmodell ist eine marktwirtschaftliche Klimapolitik, die verlangt, dass die Verursacher für negative Auswirkungen wie CO₂-Emissionen einen Preis, eine Abgabe



EIN SIEGESTREFFER FÜR IHRE ERSPARNISSE

Öffnen Sie ein Sparkonto online und erzielen Sie bis zu

2% zusätzliche Zinsen auf Ihren Ersparnissen!

AVANTAGESERVICE.CH



**BMW
MOTORRAD**



SOUL IS ALL THAT MATTERS

DIE NEUE BMW R 18

MAKE LIFE A RIDE

Leben mit Adrenalin

Die ehemalige Extremsportlerin Mirjam Jäger hat sich als Einfrau-Marke neu erfunden. Im April geriet sie ins Zentrum des brutalsten Social-Media-Angriffs des Jahres.

Florian Schwab

Vor kurzem ist die 38-Jährige zum zweiten Mal Mutter geworden. Und als selbständige Geschäftsfrau hat die frühere Profisportlerin auch recht viel zu tun. «Gestern Nacht habe ich bis um drei Uhr Videos geschnitten, da kann ich in Ruhe arbeiten», erklärt sie beim Treffen im Glattpark, einer urbanen Überbauung in Opfikon, wo sie auch wohnt. Eines ihrer Standbeine ist das Social-Media-Marketing: Sie rückt die Produkte verschiedener Unternehmen ins Zentrum ihrer Präsenz auf Plattformen wie Instagram (über 30 000 Follower). Der Internetauftritt über ihr alltägliches Leben wird damit zur Werbefläche für Baby-Ausstattung, Haushaltsartikel oder Versicherungen.

Vor fünf Jahren kannte man Mirjam Jäger noch als höchst erfolgreiche Free-Skierin – eine brachiale Wintersportart, bei der man auf zweiseitig angespitzten Ski akrobatische Künste vollbringt. Wie kam sie überhaupt dazu? Ihre Leidenschaft für den Skisport, sagt Mirjam Jäger, gehe in die früheste Kindheit zurück. «Mit zwei Jahren stand ich das erste Mal auf den Ski.» Sie habe ihre Mutter selbst bei wüstem Wetter auf die Piste getrieben. Später sei das Snowboarden dazugekommen, das sie ab dem Jugendalter professionell betrieb. Nach Beginn des Jus-Studiums in Luzern seien erste Sponsoren-Engagements dazugekommen. «Ich musste mich entscheiden: Profisportlerin oder Jus-Studium?» Sie entschied sich ein Fernstudium in Wirtschaftswissenschaften. Später stand sie zum ersten Mal auf den Freeski. «Es war Liebe auf den ersten Blick – man konnte darauf genauso viel machen wie auf dem Snowboard.»

Anerkennung in Amerika

Der Grossteil von Jägers Profikarriere spielte sich fortan im Mutterland ihrer Sportart ab: in den USA, wo sie dann auch für fünfzehn Jahre lebte. Diese Zeit habe sie sehr genossen. Jeweils im Frühling kehrte sie vom Winterlager in Colorado an ihren Wohnort San Diego zurück. «Ich habe meinen Hund ins Auto gepackt und jedes Mal zwei Nationalparks besucht.» Das sei «wunderbar» gewesen. Aber natürlich «ist



«Aufs Maul sitzen werde ich auch in Zukunft nicht»: Influencerin Jäger.

es etwas schade, dass ich in Amerika mehr Anerkennung bekam als in der Schweiz.»

Vor fünf Jahren beendete sie ihre Sportlerlaufbahn. «Ein radikaler Schnitt, denn ich verlor meine berufliche Identität.» Während viele Gleichaltrige Karriere machen und Familien gegründet haben, «musste ich von vorne anfangen». Mirjam Jäger erfand sich neu als Einfrau-Marke: Sie tritt in vier Sprachen als Moderatorin auf und kümmert sich um Social-Media-Marketing. Letztes Jahr drehte sie für das Olympische Komitee eine Dokumentation über einen Marathon in Nordkorea. «Das war eine sehr spezielle Erfahrung, die Telefone mussten wir in China zurücklassen.» Natürlich sei es kein politischer Dok-Film gewesen, «aber zwischen den Zeilen kann man vieles heraushören».

Ihr Leben als Freiberuflerin mag sie. «Für sich selber arbeitet man am besten.» Aber das Corona-Jahr sei schwierig gewesen. «Am Anfang habe ich noch Witze gemacht darüber, dass man als Selbständiger auch zwei oder drei finanziell schwierige Monate überstehen können muss.» Dass es ein Jahr dauern könnte, habe sie damals nicht

gedacht. Mittlerweile ziehe die Auftragslage zum Glück wieder etwas an.

Vehemenz der Angriffe

Dann, im Juni – Jäger war mit ihrem zweiten Kind hochschwanger – geriet sie in die Fänge der modernen Meinungspolizei in den sozialen Medien. Sie hatte sich auf Instagram darüber aufgeregt, dass trotz des Coronavirus in Zürich verbotenerweise «Black Lives Matter»-Demonstrationen stattfanden. Die Gratiszeitung *20 Minuten* griff ihre Kritik auf, was zu einem Sturm der Entrüstung führte – gegen Jäger. Die Post, eine Kundin, distanzierte sich von ihr. Ikea liess die Zusammenarbeit auslaufen. Jäger wurde in den sozialen Medien massiv angefeindet. «Manche haben mir gewünscht, dass mein Kind totgeboren wird.» Und «viele Firmen, die mit mir zusammenarbeiten, haben Hass-Mails bekommen». Es habe sie erstaunt, wie die Unternehmen eingeknickt seien. «Das war eine neue Erfahrung, zumindest hierzulande.»

Zwar sei sie als ehemalige Sportlerin «einiges an Adrenalin gewohnt», jetzt sei es aber selbst ihr zu viel geworden. Die Vehemenz der Angriffe habe sie getroffen und erstaunt. «Ich wurde als Rassistin bezeichnet und durch den Dreck gezogen.» Es sei den Leuten unbenommen, sie «dumm oder arrogant zu finden» – aber wegen einer Meinungsäusserung ihre berufliche Existenz zu zerstören, «das geht eindeutig zu weit». Sie habe ja auch nicht die Demo-Teilnehmer bei deren Arbeitgebern denunziert und auf deren Entlassung hingearbeitet.

Die Verfasser der schlimmsten Angriffe zeigte Mirjam Jäger über ihren Anwalt Valentin Landmann an. Es kam zu Verurteilungen. Leider liessen sich aber viele Personen nicht ausfindig machen. «Die sozialen Netzwerke geben die Identität nicht heraus.» Dabei sei es doch wichtig, dass die Urheber von Hassbotschaften und Morddrohungen bestraft würden. Ansonsten sei dieses Kapitel für sie jetzt abgeschlossen. «Aufs Maul sitzen werde ich auch in Zukunft nicht, höchstens etwas vorsichtiger werden.»

«Zuvorderst, ganz allein»

Im letzten Jahr hat sich der 22-jährige Berner an die Weltspitze des Radsports katapultiert. Sein Geheimnis? «Ich machte viele Fehler, aber nie zweimal.»

Roman Zeller

Wenn Marc Hirschi klettert, wenn er sich mit halboffenem Veloleibchen die Bergstrassen hochkämpft, sticht es ins Auge: das Kreuz um seinen Hals. Mit seinem Glücksbringer, sagt der 22-jährige Berner, triumphierte er bereits bei der Junioren-Welt- und Europameisterschaft; in diesem Jahr gewann er damit seine erste Tour-de-France-Etappen, den Klassiker Flèche Wallonne sowie WM-Bronze. Hirschi erklärt seinen Erfolg weder mit Gott noch mit Schicksal – aber es habe schon alles seinen Grund im Leben, sagt er im Gespräch.

Weltwoche: Herr Hirschi, Sie hatten ein super Jahr, Gratulation! Was war Ihr Highlight 2020?

Mrc Hirschi: Der Etappensieg an der Tour de France, mein erster Profi-Sieg überhaupt. Also schon auch der Sieg an der Flèche Wallonne. WM-Dritter zu werden, war auch cool, aber ein Sieg ist für mich immer mehr wert.

Weltwoche: Was war matchentscheidend, um es soweit, bis an die Weltspitze zu bringen?

Hirschi: Dass ich schnell aus Fehlern lernte, und dass ich sie nicht wiederholte. Ich machte viele Fehler, aber nie zweimal. Wenn die Ernährung oder das Gefühl im Training nicht stimmten, passte ich mich sofort an.

Weltwoche: Wie bemerkten Sie Ihre Fehler?

Hirschi: Um mich herum waren immer die richtigen Leute, die sehr kritisch waren. Meine Eltern sagten immer, wenn ich etwas mache, dann richtig – überall. Als ich bis dreizehn Fussball spielte, ging ich in jedes Training. In den Veloklub, wo die meisten mit dem Auto hingefahren wurden, ging ich mit dem Velo mit meinem Vater. Er sagte immer: «Man geht sicher nicht mit dem Auto ins Velotraining.»

Weltwoche: Erinnern Sie sich an Ihre allererste Velotour?

Hirschi: Nein, nur an meine erste Rennvelotour. Das war irgendwann im Sommer, am Abend, auf einem Specialized-Velo. Ich war etwa dreizehn. Wir fuhren weit, vielleicht fünfzig, sechzig Kilometer. Ich hatte extrem Spass, weil ich so viel schneller war als mein Vater



«Über Kinder mache ich mir noch keine Gedanken – ich bin ja erst 22»: Radrennfahrer Hirschi.

mit seinem Mountainbike. Mit dem Lenkrad, dem gebogenen Lenker, fühlte ich mich wie ein Profi.

Weltwoche: Hatten Sie damals Vorbilder?

Hirschi: Fabian Cancellara – er wohnte ja auch in Ittigen. Mich faszinierte seine Ästhetik, wie er auf dem Velo sass. Er hatte klare Ziele. Er fuhr praktisch Siege auf Ansage.

Weltwoche: Hätten Sie sich jemals erträumt,

«Ich stehe so um neun Uhr auf, esse etwas und lege mich nochmals hin. Um elf Uhr sitze ich aufs Velo.»

in seine Fussstapfen zu treten? Oder war das komplett illusorisch?

Hirschi: Das war absolut unvorstellbar. Ich fokussierte mich einfach aufs Velofahren. Immer mittwochs trainierte ich im Veloklub. Die meiste Zeit war ich aber mit meinem Vater

unterwegs, wann immer er und ich Zeit hatten. Ich fuhr regionale Mountainbike-Rennen, vielleicht sechs im Jahr, dazu wenige kantonale und nationale. Ich dachte, ich fahre ein bisschen Velo, mehr nicht.

Weltwoche: Wann merkten Sie, dass Sie den Durchbruch schaffen könnten?

Hirschi: Ich wurde stetig besser. Als ich anfing – mit dreizehn, vierzehn Jahren –, war ich schon recht gut. In der U 17, als ich meine erste internationale Rundfahrt gewann, fiel mir auf, dass ich Talent habe. Dann, in der U 19, war ich international richtig gut. Da dachte ich, das könnte klappen.

Weltwoche: Heute sind Sie Veloprofi. Erzählen Sie von Ihrem Alltag.

Hirschi: Ich stehe so um neun Uhr auf, esse etwas und lege mich nochmals hin. Um elf Uhr sitze ich aufs Velo, für fünf, sechs Stunden. Dann, wenn ich zurückkomme, esse und dusche ich. Am Abend erledige ich irgendwelche

Verpflichtungen, bearbeite meine Social-Media-Kanäle und esse Znacht. Dann, so um neun Uhr, gehe ich schlafen, weil das Training recht intensiv ist.

Weltwoche: Wie viele Kilometer spulen Sie pro Tag ab?

Hirschi: Normalerweise 30 pro Stunde, also 150 im Tag. Durchschnittlich.

Weltwoche: Was reizt Sie daran, täglich solche Distanzen zurückzulegen?

Hirschi: Es ist sicher mein Ehrgeiz, besser zu werden. Es macht mir ja nicht jeden Tag eine Riesenfreude, es ist ja immer noch Training. Ich liebe den Wettkampf, die Lebensart, viel rumzukommen, auf der World Tour dabei zu sein. Und ich kann ausschlafen, meinen Tag, die trainingsfreien Stunden selber einteilen. Im Winter sind wir jeweils in Spanien, wo es warm und schön ist. Wenn ich sehe, dass andere Leute acht Stunden im Büro hocken, kann ich mich nicht beklagen.

Weltwoche: Wie ist dieses Gefühl, auf dem Velo durch die Ebenen zu gleiten, so schwerelos, wie Sie das machen?

Hirschi: Gut, meistens fährt es nicht von alleine, etwas läuft immer nicht ganz rund. Mich motiviert, dass ich nicht umsonst auf dem Velo sitze, sondern immer ein Ziel habe.

Weltwoche: Das klingt jetzt unromantisch.

Hirschi: Klar gibt es Touren, die richtig passen. Heute zum Beispiel, beim Sonnenuntergang, oder wenn ich von der kalten in die frische Luft fahre. Das kann extrem befriedigend sein. Aber vielfach ist es hartes Training, das ist halt so.

Weltwoche: Haben Sie eine Lieblingsroute?

Hirschi: Am meisten fahre ich um den Thunersee.

Weltwoche: Einen Lieblingspass?

Hirschi: Wenn ich wählen müsste, dann den Gotthard, von Tremola hinten rauf, wegen des Kopfsteinpflasters.

Weltwoche: Sie mischen als erst 22-Jähriger die Weltspitze auf: Wie ist es, mit den Stars mitzufahren?

Hirschi: Das erste Mal war es extrem speziell, aber man wächst da hinein. Auf einmal fährt man nur noch gegen Profis, bis es einem irgendwann gar nicht mehr auffällt.

Weltwoche: Wie ist es, diese Stars stehenzulassen?

Hirschi: Extrem motivierend! Ich meine, für mich war nur schon das Mitfahren Motivation pur, einem Alejandro Valverde oder Julian Alaphilippe nachzufahren, gab mir Extraenergie. Dabei sein war alles.

Weltwoche: In der 9. Etappe der Tour de France gelang Ihnen eine Flucht über neunzig Kilometer. Alleine. Was passiert da im Kopf, wenn man vorne davonzieht?

Hirschi: Am Anfang, beim Wegsprinten, kommt man in eine Rieseneuphorie. Aber die kann man nicht halten, sicher nicht vier Stun-

den lang. Man realisiert plötzlich, wo man ist: nämlich zuvorderst, ganz allein, und hinten kommen sie einem immer näher. Und dann spürt man den Schmerz, man versucht, die Kraft einzuteilen. Man macht sich aber auch Gedanken, ob es sinnvoll war, was man gerade gemacht hat.

Weltwoche: Ein unglaublicher mentaler Stress.

Hirschi: Ja, genau. Man hört das Team über den Knopf im Ohr, was hinten abgeht, wie sich der Vorsprung verkleinert. Man versucht, keine Fehler zu machen, viel zu essen und zu trinken, eine schöne Aeroposition zu fahren – sich halt darauf zu fokussieren, was man beeinflussen kann. Aber ja, es ist recht stressig. Gerade am Schluss, wenn man nicht weiss, ob es reicht oder nicht. Ich war im Kopf völlig durch.

Weltwoche: Kann man sagen, man strampelt nur noch, ohne gross zu überlegen?

Hirschi: Am Schluss sicher. Das beginnt aber schon früher: Man fragt sich permanent, wie es wohl nach zehn, zwanzig Kilometern aussehen könnte: Kann ich das durchziehen? Was, wenn

«Mein Empfinden ist, dass Doping wirklich der Vergangenheit angehört.»

ich einbreche? Man ist hin- und hergerissen, man fällt ständig von einer Euphoriewelle in eine negative Phase.

Weltwoche: Es heisst, Sie seien technisch herausragend. Was ist das, ein technisch guter Velofahrer?

Hirschi: Es gibt zwei Arten von Technikern: die, die *Trickli* können – aber darin bin ich schlecht. Und dann gibt es die Technik auf dem Rennvelo, das Auge, wo im Feld der Fluss ist, wo man fahren und sich positionieren muss. Die Linienwahl. Oder die Abfahrt, der Anstieg am Berg, da bin ich relativ stark.

Weltwoche: Gibt es den perfekten Velofahrer?

Hirschi: Nein. Und das ist genau das Spannende, es gibt alles: Es gibt grosse Zwei-Meter-Fahrer, die extrem schlank sind – Chris Froome oder Geraint Thomas. Und manchmal, wenn gerade wieder die Kolumbianer vorne sind, hat man das Gefühl, es sind eher kleine, dünne Bergfahrer im Vorteil. Es gibt aber auch Sprinter, die wiegen neunzig Kilo.

Weltwoche: Haben Sie eine Schwäche?

Hirschi: Physisch sicher den Sprint, aber am Berg ist das eine Stärke. Etwas, was ich erreichen will, ist, auf dreiwöchigen Rundfahrten stärker zu werden. Ich will eine höhere Grundausdauer und eine bessere Erholungsresistenz aufbauen.

Weltwoche: Was ist mit Ihrem Potenzial in Zukunft möglich?

Hirschi: Ein Fragezeichen ist, ob ich bei der Tour de France drei Wochen vorne mitfahren kann. Momentan ist es sicher zu früh dafür. Ich würde einbrechen, wenn ich auf das Gesamtklassement fahre. Daher fokussiere ich mich auf Eintagesrennen und Etappen, was mich aber automatisch für die Grand Tours wie den Giro d'Italia, die Tour de France, die Vuelta a España besser macht. Dass ich solche Rennen gewinne, ist möglich, aber ich will nicht reinschiessen und übertreiben.

Weltwoche: Anderes Thema – Doping. Bei der Tour de France fielen Geschwindigkeitsrekorde, Tour-Sieger Tadej Pogacar pulverisierte sogar die Bestzeit beim Aufstieg zum Col de Peyresourde. Wie ist das zu erklären?

Hirschi: Gut, das Material, die Aerodynamik wurden viel besser. In der Ernährungswissenschaft ging viel, die Erholung wurde professionalisiert, das Training auch – das ist ein ganz anderes Level als früher. Gerade junge Fahrer, das merke ich selber, werden früh und von erfahrener Seite betreut, um Fehler zu vermeiden. Das ist ein Riesenunterschied.

Weltwoche: Wie clean ist heute der Radsport?

Hirschi: Ich habe das Gefühl, dass in den letzten Jahren extrem viel ging im Kampf gegen unerlaubte Substanzen. Mein Empfinden ist, dass Doping wirklich der Vergangenheit angehört. Ich selber konnte erfahren, dass man grosse Rennen sauber gewinnen kann. Aber wissen Sie, es ist schwierig, über dieses Doping-Thema zu reden. Ich meine, was soll ich dazu gross sagen?

Weltwoche: Okay, Themawechsel. Wenn Sie den Berg runterbrettern, was passiert, wenn Ihnen in einer Kurve das Hinterrad ausbricht und Sie stürzen?

Hirschi: Man kann gar nicht reagieren, denn das geht so schnell. Bis man irgendetwas realisiert, ist man schon auf dem Boden. Im Rennen spürt man weniger als im Training. Im Training schaue ich mir das Velo an, ob es ganz ist, ich hocke hin, atme durch, und dann tut mir alles weh. Im Rennen, an der Tour de France, spürte ich gar nichts. Ich war voller Adrenalin. Klar, nach ein paar Minuten tat es dann schon ein bisschen weh, aber ich war halt so im Zeug und fuhr einfach weiter.

Weltwoche: Wie sieht Ihre Mutter Ihre halsbrecherischen Abfahrten?

Hirschi: Sie hat sicher nicht so Freude. *(Lacht)* Aber bis jetzt ist mir nichts Grosses passiert, nur ein paar Schürfungen.

Weltwoche: Was wünschen Sie sich für Ihre Zukunft?

Hirschi: Sportlich steht mit Olympia im nächsten Jahr etwas Grosses an. Und privat möchte ich ausziehen, möglichst zeitnah, wenn's geht noch vor der Saison. Eines Tages könnte ich mir eine Familie vorstellen. Aber über Kinder mache ich mir noch keine Gedanken – ich bin ja erst 22.

«Wir sind der Stall, in dem Jesus geboren wurde»

Wie lebt es sich gut in turbulenten Zeiten? Was sollte ein Politiker mit seiner Seele tun?
Der Benediktinermönch und Bestsellerautor Anselm Grün berührt die Menschen weltweit.

Bettina de Cosnac

Vier Kirchtürme durchbrechen wuchtig den flachen Horizont. Auf Bayerns Autobahn weisen sie den Weg zur Abtei. Steht man vor ihr, sind sie verschwunden. Das Leben der hundert Benediktiner in Münsterschwarzach mit Bäcker, Metzger, Verlag und Gärtnerei will umkreist und erobert werden. Neben Gott sind vier «G» ihre Stützpfeiler: Gebet, Gesang, Gemeinschaft – und Anselm Grün. Der 75-jährige Mönch ist Joker und Jackpot. Als Bestsellerautor bringt er der Abtei Ruhm und das nötige Geld. Seine christlich orientierten praktischen Lebenshilfen wurden in 34 Sprachen übersetzt. Wie viele wollte auch ich ihn treffen. Was uns verband: Wir hatten beide über den «Kleinen Prinzen» von Antoine de Saint-Exupéry geschrieben. Und in den Archiven ruht neben seinen Büchern ein Werk meiner Ahnen. Der Pater steht heute der Klosterbibliothek vor. «Er ist ein eifriger Leser – auch seiner eigenen Werke», strahlt Bibliotheksleiterin Beatrice Fröschen. Dann treffe ich einen schmalen, kleinen Mann mit wachem Blick und leichtem Schalk in den braunen Augen. Mit offener Geste lädt er zum Gespräch über Gott, den Menschen und die Corona-Welt.

Weltwoche: Pater Anselm, nomen est omen, warum der Ordensname Anselm?

Anselm Grün: Anselm von Canterbury gefiel mir, weil er eine Theologie vertritt, die aus dem Herzen kommt und nicht so dogmatisch ist.

Weltwoche: Einst wurde vom Mönch eine «Fuss-Pause» genommen, um zu wissen, welchen Weg er gegangen ist. Wie war Ihr Weg?

Grün: Ich bin schon mit neunzehn Jahren ins Kloster eingetreten. Mit zehn, bei der Erstkommunion, kam mir die Idee. Mit der Pubertät schien mir alles auf einmal zu eng. Dann wollte ich Psychologie studieren, bin aber doch ins Kloster gegangen. Zehn Jahre später hatte ich eine ernste Krise. Ich war sehr leistungsorientiert, wollte viel verändern und war in meinen Gefühlen verunsichert. Ich merkte dann, das Klosterleben hält mich lebendig: das Gemeinsame und Einsame, das Drinnen und Draussen. So bin ich geblieben, und ich bin dankbar dafür.

Weltwoche: Laut Benedikt soll der Abt die Mönche so beschäftigen, dass sie «ohne Grund zum Murren» ihre Arbeit tun. Hat ein Abt Sie zum Schreiben eingeteilt?

Grün: Nein, das Schreiben war Hobby. Ich wurde als Cellerar eingeteilt. Der Abt war in Not, der vorgesehene Bruder war ausgetreten. Trotz Wirtschaftsstudium stand Cellerar absolut nicht auf meinem Wunschzettel. Aber da wir 68er verändern wollten, fühlte ich, die Arbeit war dafür wichtig und effektiver als

*«Politiker zu sein,
ist auch eine spirituelle
Aufgabe.»*

alles moralische Gerede. Ich liess mich darauf ein, habe es dann ganz gemacht. Mit Erfolg: Die Abtei steht gesichert da, und das Gemeinschaftsklima ist verändert. Wir gingen anders miteinander um.

Weltwoche: Inwiefern anders?

Grün: Früher konnten die «da oben» beschliessen, dann nicht mehr. Wir sprachen gemeinsam und gaben auch den Mitarbeitern das Gefühl, dass wir gern mit ihnen zusammen sind.

Weltwoche: Ein Cellerar arbeitet «dienend»...

Grün: «Dienend» heisst, Menschen zum Leben zu erwecken. Das gilt auch für die Führung einer Firma.

Weltwoche: Sie sind ein emsiger Schreiber. Wann finden Sie die Zeit im Mönch-, Vortrags- und Verwaltungsrhythmus?

Grün: Ich habe heute mehr Zeit, noch mehr durch die Corona-Krise. Als Cellerar schrieb ich sechs Stunden die Woche. Dienstags von sechs bis acht Uhr und am Sonntagnachmittag. Schreiben war meine Leidenschaft. Ich sagte mir: Ihr könnt mir noch so viel Arbeit aufdrängen – wenn ich schreibe, dann schreibe ich.

Weltwoche: In welches Regal einer Buchhandlung stellen Sie Ihre Werke? Lebenshilfe, Coaching, Psychologie, Esoterik, Religion?

Grün: Spirituelle Lebenshilfe. Es gibt auch Theologiebücher wie die Doktorarbeit über

Karl Rahner und die Erlösung durch das Kreuz oder Christusbilder im 4. Jahrhundert. Ich habe immer so geschrieben, dass die Leute es verstehen. Oft verbinde ich Psychologie und Theologie, aber nicht zu Psychologiebüchern. Ich wehre mich gegen den Vorwurf, «esoterische» Bücher zu schreiben. Esoterik hat manch christliche Themen wie Engel oder Fasten aufgegriffen, die wir in der Spiritualität vernachlässigten. Aber der Fehler der Esoterik ist, dass sie darüber verfügen will. Sie verheisst dem Menschen zu viel, ist oft Flucht, um sich nicht den Realitäten und Banalitäten des Lebens zu stellen.

Weltwoche: Sind Ihre Bücher Diakonie, ein Dienst am Menschen?

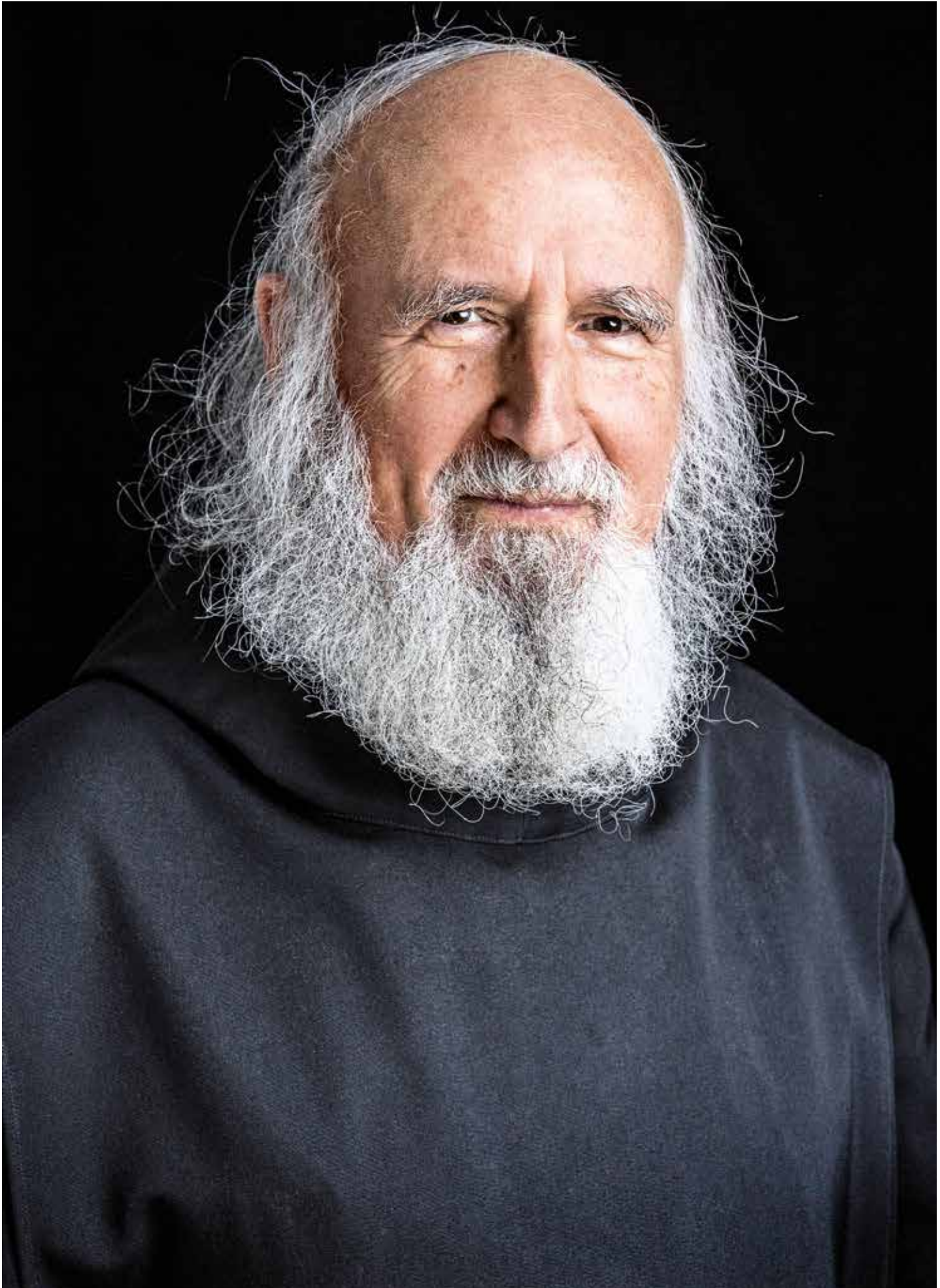
Grün: Unbedingt. Ich versuche, die Menschen vor Augen zu haben und Antworten auf ihre Nöte zu geben. In Seminaren und Einzelgesprächen findet man nicht immer die ausreichende Antwort. Das Bücherschreiben ist ein Nacharbeiten dieser Antworten.

Weltwoche: Finden Sie die Themen nur jenseits der Abtei oder auch in deren Mikrokosmos?

Grün: Zu den Mönchsthemen natürlich auch bei uns. Ich arbeitete lange im Recollectio-Haus mit Mönchen, die in einer Krise waren. Wir führten Teamgespräche, zusammen mit Therapeuten. Die Themen sind ähnlich, egal, ob sie theologisch oder psychologisch herangehen. Es sind oft existenzielle Probleme: Angst, Depression, Sinnfrage...

Weltwoche: Laut Werbung schreiben Sie für Singles, Familien, WGs. Sie aber sind Mönch, also mit Gott und keinem Menschen verheiratet, führen keine Ehe, haben keine Kinder, bangen nicht um Ihren Arbeitsplatz, erleben nicht den harten Konkurrenzkampf und das komplexe, teils chaotische Leben vor den Abtei-Toren. Wie kann ein Mönch aus einem geschützten Inseldasein heraus uns raten?

Grün: Ich rate nicht gerne. Ich versuche eher, die Situation zu beschreiben und meinem Gefühl zu trauen. Sicher, ich kann nur aus einem begrenzten Horizont heraus schreiben. Jedoch ist vieles, was wir in unserer Gemeinschaft erleben, ähnlich wie in einer Partner-



«Kein typischer Vertreter der Amtskirche»: Pater Anselm.

schaft, wobei Mann und Frau manches noch anders erleben.

Weltwoche: Sie pflücken Blumen aus dem reichen Garten der Literatur, Philosophie, Theologie und Medizin. Sie zitieren Schriftsteller wie Hölderlin, Arthur Schnitzler und Psychoanalytiker wie den Schweizer C. G. Jung. Ein bunter Strauss, querbeet gepflückt, kann den Eindruck der Beliebigkeit geben. Oder hat die Vielfalt System?

Grün: Ich lasse mich gerne von Dichtern oder C. G. Jung anregen. Er ist zwar kein Kirchenvater, aber er gab uns rebellierenden 68ern ein Gespür dafür, dass Symbole und Rituale Bedeutung haben und Glauben eine therapeutische Funktion. Und dass es einen Sinn hat, als Mensch zu leben.

Weltwoche: Ihr Buch «Was gutes Leben ist. Orientierung in herausfordernden Zeiten» ist Ihre Antwort auf die Corona-Krise, die uns aus der Bahn geworfen hat. Stellt das 21. Jahrhundert grössere Herausforderungen als früher?

Grün: Herausforderungen gab es immer, zum Beispiel der Dreissigjährige Krieg, eine chaotisch lange Zeit. Oder das 20. Jahrhundert mit zwei Weltkriegen. Wir haben Klimawandel, Umweltschutz, die Globalisierung und das Risiko, dass wir uns dadurch alle mit dem Virus infizieren können. Aber wir können uns auch positiv infizieren, lernen, dass wir nicht für uns leben. Die Grenzen des Individualismus sehen. Für mich ist es ganz wichtig zu wissen: Jeden Morgen, wenn ich aufstehe, trage ich etwas zum Klima in dieser Welt bei. Vom Inneren ins Äussere: Gehe ich hoffnungsvoll, positiv in den Tag oder verbittert, aggressiv? Mit meiner Haltung und Ausstrahlung stecke ich die Menschen an. Das muss uns bewusst werden. Es sind unsere Antworten füreinander.

Weltwoche: Also sind wir noch Macher und nicht nur die Politiker?

Grün: Das sind wir sicher! Häufig erlebe ich, dass «die andern machen sollen». Mein Bruder ist Quantenphysiker. Mit Quanten ist klar, dass unsere Gedanken bis in die Materie hineinwirken.

Weltwoche: Viele Menschen haben seit Pandemie und Shutdown grosse Zukunfts- und Existenzängste. Zu Recht?

Grün: Diese Ängste sind gerechtfertigt. Künstler und Gastronomen fragen sich, wie sie es schaffen können. Niemand kann planen. Neu aufgebrochen ist die Angst vor dem Tod. Aber der Tod – begrenztes Leben – gehört wesentlich zum Menschen. Die Frage ist, wie man damit umgeht.

Weltwoche: Wie geht man mit Angst um?

Grün: Man muss die Angst anschauen, sich nicht hineinsteigern. Manche Menschen hören nur negative Nachrichten, lassen sich lähmen. Die Pandemie ist Realität, aber wir können sie gestalten.

Weltwoche: Wie?

Grün: Wichtig ist, aus der Opferrolle auszu steigen. Die Verschwörungstheoretiker fühlen sich alle in der Opferrolle.

Weltwoche: Haben wir mehr Angst, je weniger wir spirituell sind?

Grün: Ganz sicher. Natürlich gibt es auch ängstliche Christen, die ein strafendes Gottesbild haben. Aber wenn wir unser Leben in Gottes Hand geben, bringt dies auch innere Gelassenheit.

Weltwoche: Also die Gleichung: Vertrauen in Gott und damit in die Zukunft?

Grün: Sicher. Ich muss vertrauen, dass Gott mich annimmt, wie ich bin, mit meinen Nöten. Benedikt sagt, in jedem Menschen ist Gott. Ich darf mich nicht auf die äussere, sichtbare, oft negative Seite beschränken. Ich muss glauben,

«Je mehr Verantwortung man hat, desto grösser die Verantwortung, die eigene Seele in Ordnung zu bringen.»

der Kern ist gut. Zumindest die Sehnsucht haben, gut zu sein. Ganz wichtig ist die Sprache. Der Dichter Paul Celan sagte: «Es gibt keinen Glauben ohne Sprache und keine Sprache ohne Glauben.» Wenn ich alles negativ sehe, abwerte, eine vorwurfsvolle, verurteilende Sprache habe, fehlt der Glaube.

Weltwoche: Sie schreiben darüber, was gutes Leben ist. In wenigen Worten: Was ist es?

Grün: Gutes Leben ist, wenn ich im Einklang mit mir selber bin, mit Seele und Leib. Wenn ich fühle, ich kann zur Harmonisierung in dieser Welt beitragen. Wenn ich in Freiheit lebe – auch frei in Herrschaft meiner Bedürfnisse. Wenn ich frei entscheiden kann, was ich brauche, geniesse, lasse. Dazu gehört ein einfacher, aber kein armseliger Lebensstil. Keine moralisierende Armut, sondern ein massvolles Leben. Und der Glaube, dass mein Leben einen Sinn hat.



Weltwoche: Gehört zum guten Leben per se ein guter Charakter, oder kann dies auch ein schlechter Charakter?

Grün: Das muss man sich näher anschauen. Ein «schlechter» Charakter hat oft Defizite in seinem Leben erfahren, oftmals in der Kindheit. Diese Menschen können nicht jene kopieren, die schon im Frieden mit sich sind. Doch keiner wird durch die Vergangenheit festgelegt. Hildegard von Bingen sagt: «Die Kunst des Menschen besteht darin, aus Wunden Perlen werden zu lassen.»

Weltwoche: Ihr Buch streift auch die Politik. Sie zeigen politisches Fehlverhalten jenseits des Atlantiks und fordern die EU zu mehr Zusammenhalt auf. Wäre die Welt gerettet, wenn westliche Politiker Ihr Buch auf ihrem Nachttisch hätten und darin läsen?

Grün (schmunzelt): Ich bin nicht der, der Politikern gute Ratschläge gibt, obwohl ich schon vor Politikern Vorträge gehalten habe. Aber auch in der Politik ist mir die versöhnende, nicht die spaltende Sprache wichtig. Globalisierung heisst Verantwortung für die ganze Welt. Ich möchte keine Politikerschelte betreiben. Auch sie sind begrenzt und in Situationen, wo sie nicht alles machen können. Aber Politik sollte auch Hoffnung vermitteln und ein Gespür für ein Miteinander.

Weltwoche: Einige Länder scheinen von Grössenwahnsinnigen regiert zu werden...

Grün: Leider. Diese Grössenwahnsinnigen sind machtversessen. Je mehr Verantwortung man hat, desto grösser die Verantwortung, die eigene Seele in Ordnung zu bringen. Wenn wir die eigenen Verletzungen nicht anschauen, werden wir nicht versöhnt, verwandeln nichts, sondern agieren aus. Je mehr einer Minderwertigkeitskomplexe und Narzissmus ausagiert, desto schädlicher wird seine Politik für sein Land und die Welt. Politiker zu sein, ist auch eine spirituelle Aufgabe.

Weltwoche: Papst Franziskus fährt im Gegensatz zu seinem Vorgänger einen liberalen Kurs. Den Konservativen in der Kirche ist er zu fortschrittlich, andere würden noch weitergehen. Wie sehen Sie den Papst?

Grün: Ich finde ihn sehr gut. Natürlich ist auch er begrenzt wie jeder Papst. Doch er versucht, die Kirche ein Stück weiter, offener und menschlicher zu machen. Er stösst auf viel Widerstand – massiv im Vatikan. So kann er nicht alles durchsetzen, was er möchte. Aber er hat vieles in der Kirche bewegt. Ich hoffe, er lebt noch lange und kann seinen Kurs fortsetzen. Seine Angreifer wollen die alte Kirche. Aber die Herrschaftskirche, die von oben herab predigt, ist vorbei. Wir verlieren immer mehr Mitglieder. Wir können die Menschen nicht mehr nur belehren, sondern müssen mit ihnen feiern, so dass sie das Gefühl haben, es tue ihnen gut.

Weltwoche: Die katholische Kirche hat derzeit einen schlechten Stand und Ruf. Dennoch



«Licht in der Dunkelheit»: Benediktinermönch Grün.

bleiben Ihre Werke erfolgreich. Stehen Sie jenseits von Gut und Böse?

Grün (*lacht*): Ich bin als Mönch kein typischer Vertreter der Amtskirche. Ich will nicht ständig die Kirche kritisieren, es sind auch nur Menschen. Aber ich vertrete eine Spiritualität, die eben nicht nur moralisierend ist, nicht bewertet, sondern offen für den Menschen bleibt und auch offen für neue Strukturen. Frauen als Priesterinnen kann ich mir gut vorstellen. Die Theologie des Mannes ist eine Konstruktion, die sich nicht halten lässt. Doch auf solche Themen darf man sich nicht fixieren, sonst ist man nur frustriert. Die Frage ist: Wohin geht

«Ein bisschen hängt es davon ab, ob wir offen für das Glück sind oder pessimistisch daran vorbeigehen.»

die Entwicklung? Und die dauert in der katholischen Kirche länger.

Weltwoche: Hat das Schreiben Sie verändert?

Grün: Ja. Ich fing in der Jugendarbeit mit einem Theologie-Rundbrief an. Eine andere Quelle war die Zen-Meditation, die Arbeit mit Mönchen. Aus dem ersten Artikel, «Reinheit des Herzens», machte ein Verlag eine Kleinschrift. Dann gründeten wir selber einen Verlag, schöpften aus dem frühen Mönchtum. Selbsterkenntnis, ora et labora. Das gefiel und gab mir den Mut weiterzuschreiben. Ich hatte aber keinen Plan, Schriftsteller zu werden.

Weltwoche: Als christlicher Bestsellerautor erhielten Sie 2007 das Bundesverdienstkreuz und nahmen es an. Inwiefern war diese weltliche Ehrung wichtig für Sie?

Grün: Wichtig war sie nicht. Aber ich hatte auch keinen Grund abzulehnen. Es ist immer etwas zufällig, was da initiiert wird. Ich habe es mit Abt Fidelis bekommen als Würdigung unserer Arbeit in der Gesellschaft. Ich weiss noch nicht einmal, wo ich es hingelegt habe. (*lacht*)

Weltwoche: Sie gelten als sehr bescheidener Mensch. Kost und Logis ist im Kloster frei. Besitz darf der Mönch nicht haben. Ein ebenfalls schreibender Benediktiner, Notker Wolf, meint, Sie kämen mit 50 Euro im Monat aus...

Grün: Sogar mit weniger! Die 50 Euro waren früher bei Vorträgen mit Tanken und mal einem Cappuccino. Bei Anfragen, was ich brauche, sagt meine Sekretärin: «Bitte nur einen Cappuccino vorbereiten!» (*lacht*)

Weltwoche: Was machen Sie mit dem Gewinn aus vierzehn Millionen verkauften Büchern?

Grün: Zwanzig Millionen!

Weltwoche: Wirklich schon alle verkauft? Jedenfalls erhöht es den Gewinn...

Grün: Das Geld geht ins Kloster. Ich investiere in die Schule, die wir gerade für dreissig Millionen sanieren.

Weltwoche: Das Kloster kann dankbar sein, einen gewinnbringenden Mönch unter sich zu haben...

Grün: Es besteht jedoch die Gefahr, sich darauf ausruhen zu können.

Weltwoche: Die Menschen kommen von weit her, um Sie kennenzulernen. Zu welchem Menschen würden Sie gerne reisen, um ihn kennenzulernen?

Grün (*überlegt*): Ich würde gerne einmal den Papst treffen. (*Überlegt weiter*) Dem Dalai Lama

bin ich schon begegnet. Also, ich muss jetzt nicht irgendwo hinfahren...

Weltwoche: Für die meisten Menschen gilt 2020 als annus horribilis. Können Sie dem Jahr Positives abgewinnen?

Grün: Durchaus. Man soll das Jahr nehmen, wie es ist. Es war ein schwieriges Jahr. Die Herausforderung ist, wie ich damit umgehe.

Weltwoche: Was ist Anselm Grüns Weihnachtsbotschaft?

Grün: Wir können 2020 viele Weihnachtsformen nicht wie gewohnt feiern. Wir sollten deshalb nicht in der Jammerrolle bleiben, sondern schauen, was Weihnachten ist. Wir sind der Stall, in dem Jesus Christus geboren wurde. Gott wurde auch in mir geboren. Wir sind also nicht allein. Wenn ich mein wahres Selbst entdecke, das einzigartige, unverfälschte Bild, das Gott sich von mir macht, bin ich in mir. Jenseits von Gefühlen, Gedanken. So kann ich anders in die Welt gehen, wissen, dass Hoffnung in der Finsternis ist. Wir sollten die Kerze wieder wahrnehmen als Licht in der Dunkelheit der Menschen.

Weltwoche: An Neujahr verschenken wir Glücksschweinchen und Klee. Wie Goldgräber suchen wir nach dem Barren Glück im Leben. Sie aber wissen, wo das Glück liegt – auch 2021.

Grün: Das Glück liegt in uns. Nicht in äusseren Dingen und im Besitz. Es ist der Einklang mit sich selbst und ein Geschenk. Man muss es wahrnehmen. Wesentlich für Glück ist, mit Dankbarkeit auf das Leben zu schauen. Ein Spruch besagt: «Ich bin nicht dankbar, weil ich glücklich bin, sondern ich bin glücklich, weil ich dankbar bin.»

Weltwoche: Sind Glücksritter begabter für das Glück als andere Menschen?

Grün: Manche haben mehr Glück. Warum, kann man nicht sagen. Ein bisschen hängt es davon ab, ob wir offen für das Glück sind oder pessimistisch daran vorbeigehen.

Weltwoche: Am 14. Januar ist Ihr Geburtstag. Was wünschen Sie sich?

Grün (*überlegt*): Es fällt mir schwer, etwas darauf zu sagen. Ich brauche keine Dinge. (*Überlegt weiter*) Ich wünsche mir und meinen Mitbrüdern, dass ich einfach dankbar auf meinen Tag schauen kann und darauf, dass ich schon 57 Jahre im Kloster sein darf. Ich wünsche mir, dass ich noch viele Jahre hier in der Gemeinschaft verbringen kann.

Anselm Grün: Was gutes Leben ist. Orientierung in herausfordernden Zeiten. Herder. 256 S., Fr. 34.90

Bettina de Cosnac, Dr. Phil., ist Journalistin und Buchautorin. Sie schrieb Coffeetable-Books und zahlreiche Biografien, u.a. über die Dynastie der Grimaldis, Gisèle Freund, Antoine de Saint-Exupéry, Marie Curie und Yehudi Menuhin. 2016 erhielt sie den European Garden Book Award.

Sehr geehrte Weltwoche-Leser!

Für die Platin Club-Leserangebote der Weltwoche haben wir für 2021 exklusive Reiseziele ausgewählt. Einige dieser Angebote waren bereits 2020 geplant. Wegen der Covid-19-Ausnahmesituation haben wir die bereits geplanten Reisen 2020 nunmehr für das Jahr 2021 festgelegt. Damit Sie auch rechtzeitig planen können, stellen wir Ihnen diese Angebote für das folgende Jahr vor. Völlig sorglos können Sie beim Reiseveranstalter Mondial Tours buchen. **Bis zum 28.02.2021** haben Sie die Möglichkeit, **kostenlos und ohne Angabe von Gründen zu stornieren.**

Viel Freude beim Ausschuchen!

MUSIKREISEN	28.01.-31.01.2021 – HAMBURG UND DIE ELBPHILHARMONIE	CHF 1.380
	Kammerorchester Basel im Grossen Saal der Elbphilharmonie mit Mozarts «Cosi fan Tutte»	
	07.02.-09.02.2021 – HAMBURG UND DIE ELBPHILHARMONIE	CHF 1.195
	New Musette Quartett mit dem weltbekannten Jazzmusiker Richard Galliano im Grossen Saal der Elbphilharmonie	
	07.05.-11.05.2021 – DRESDEN UND DIE SEMPEROPER*	CHF 1.570
Kulturelle Glanzpunkte im schönen Elbflorenz. Erleben Sie die Zauberflöte von Wolfgang Amadeus Mozart		
	27.06.-29.06.2021 – HAMBURG UND DIE ELBPHILHARMONIE	CHF 1.295
	Gulbenkian Orchester im Grossen Saal der Elbphilharmonie (für diese Reise ist kein Umbuchungsrabatt vorgesehen)	
	November 2021 – HAMBURG UND DIE ELBPHILHARMONIE	CHF 1.295
Flugreise, 4 Tage – Belcanto Opern-Gala mit Sonya Yoncheva (Sopran) und Orchester		
AUTO & MOTORSPORT	15.04.-18.04.2021 – MOTORMANIA* Lamborghini, Ducati, Pagani, Ferrari und Italien hautnah	CHF 1.530
	16.09.-19.09.2021 – MOTORMANIA* Lamborghini, Ducati, Pagani, Ferrari und Italien hautnah	CHF 1.530
NATURREISEN	29.08.-01.09.2021 – ALP FLIX – DIE SCHATZINSEL DER ARTENVIELFALT	CHF 1.180
	Eigenanreise, 4 Tage – mit dem professionellen Wanderführer Stefan Moser.	
	02.05.-07.05.2021 – HUSUM, HALLIGEN & DIE HALBINSEL EIDERSTEDT	CHF 1.770
	Auf den Spuren von Theodor Storm. Übernachtung im renommierten 4-Sterne-Hotel «Altes Gymnasium»	
	20.-27.06.2021 – AZOREN UND WALBEOBACHTUNG	CHF 2.800
	Naturparadies und Kultur auf den Inseln Terceira und Sao Miguel, Highlight: Bootausflug Delfin- und Walbeobachtung	
	10.12.-15.12.2021 – LAPPLAND	CHF 3.300
Flugreise, 6 Tage im exklusiven Wilderness Hotel Moutka – (Aurora Kabin Zimmer)		
STÄDTEREISEN	29.08.-02.09.2021 – KULTURREGION FLANDERN-VAN EYCK JUBILÄUMSJAHR 2021	CHF 1.780
Flugreise, 5 Tage – Antwerpen, Brügge, Gent und Brüssel		
FERNREISEN	19.09.-02.10.2021 – WOHNMOBILREISE OSTKANADA	CHF 3.500
Flugreise, 14 Tage		
GENUSSREISE	23.10.-27.10.2021 – PIEMONTE, TRÜFFEL UND WEIN*	CHF 1.750
Flugreise oder Eigenanreise, 5 Tage – Trüffel, Wein und Kultur – Italien für alle Sinne		
ZUGREISE	26.09.-01.10.2021 – NOSTALGIEZÜGE SCHWEIZ	ab CHF 1.480
Eigenanreise, 6 Tage – Glacier-Express, Pilatusbahn, Golden Pass Line		

*Die mit Sternchen gebuchten Destinationen können ohne Flug gebucht werden, Ermässigung CHF 250.- pro Person

Hinweis: Wir reisen mit kleinen Gruppen. Die Sicherheitsbestimmungen betreffend Covid-19, wie Sicherheitsabstände etc., werden länderspezifisch von uns beachtet.

Mitglied:



Beratung und Buchung

Mondial Tours MT SA

Via Varenna 29

6600 Locarno

091 752 35 20 / info@mondial-tours.ch

«Wegen Auschwitz in die Politik»

Ich halte es inzwischen für möglich, dass es zwei Heiko Maas gibt.



Zu den seltsamsten Äusserungen, die je von einem Politiker getätigt wurden, gehört das Geständnis von Heiko Maas, er sei «wegen Auschwitz in die Politik» gegangen.

Heiko Maas wurde 1966 im Saarland geboren, der Heimat vieler bedeutender Politiker von Erich Honecker bis Peter Altmaier; er hat 1987 das Abitur gemacht, Rechtswissenschaft an der Universität des Saarlandes studiert und am Landgericht Saarbrücken sowohl das Erste wie das Zweite Staatsexamen bestanden, aber nie als Jurist praktiziert. Seine politische Karriere verlief unspektakulär, folgerichtig von weit unten nach hoch oben. 1989 trat er als junger Student der SPD bei, 1992 wurde er zum Vorsitzenden der saarländischen Jungsozialisten, 1994 zum Abgeordneten im Landtag des Saarlandes gewählt.

Nur zwei Jahre später, 1996, folgte die Ernennung zum Staatssekretär im saarländischen Ministerium für Umwelt, Energie und Verkehr, dessen Führung er 1998 übernahm. Die folgenden Jahre war er, mal mit, mal ohne Amt, in der Landespolitik aktiv, bis er von Sigmar Gabriel, dem damaligen Vorsitzenden der SPD, in die Bundespolitik geholt und Ende 2013 zum Bundesminister für Justiz und Verbraucherschutz innerhalb der grossen Koalition aus CDU und SPD ernannt wurde.

Bei den Wahlen im Herbst 2017 schaffte er es über die saarländische Landesliste in den Bundestag. In der grossen Koalition, die Anfang 2018 gebildet wurde, fiel ihm das Amt des Aussenministers zu, das er bis heute innehat, durchaus erfolgreich, wenn man die Zahl der Auslandsreisen, die er unternommen, und der Konferenzen, an denen er teilgenommen hat,

zum Massstab nimmt. Im Inland bekannt geworden ist Maas vor allem durch seinen Einsatz für ein rechtliches Ungetüm namens Netzwerkdurchsetzungsgesetz, das er initiiert hatte, um Richtern eine Handhabe gegen die Verbreitung von Hass und Hetze im Netz zu geben. Das NetzDG hat freilich nicht die Erwartungen erfüllt, die Maas in Aussicht gestellt hatte. Seit es in Kraft ist, haben Hass und Hetze im Netz nicht ab-, sondern zugenommen, für das Gesetz spricht allenfalls, dass «mehrere autoritäre Staaten sich auf das Netzwerkdurchsetzungsgesetz als Vorbild bei ihrer Einschränkung der Meinungsfreiheit im Internet» beziehen (Wikipedia).

Bevor Heiko Maas in die Aussenpolitik einstieg, war Auschwitz für ihn keine Referenzgrösse. Dass er «wegen Auschwitz in die Politik gegangen» ist, hat er zum ersten Mal in einer Ansprache vor den Mitarbeitern des Auswärtigen Amtes erwähnt, am Tag seiner Amtseinführung, am 14. März 2018. Entweder war es ihm bis dahin nicht aufgefallen, oder einer seiner Referenten hatte ihm diesen Satz in die Rede reingeschrieben.

Wie es auch war, der Satz ist zu seinem Güte- und Markenzeichen geworden. Jedes Mal, wenn ein antisemitischer Vorfall bekannt wird, tritt Maas vor die Kameras und stellt fest, für Antisemitismus gebe es «keinen Platz in unserem Land», was sich so anhört, als würde ein Kneipenwirt versichern, er wäre noch nie einem Alkoholiker begegnet. Man könnte sagen, Maas hält seine schützende Hand über die Juden, obwohl das – wenn überhaupt – Sache des Innenministers wäre.

Inzwischen halte ich es für möglich, dass es zwei Heiko Maas gibt – einen, der «wegen Auschwitz in die Politik» gegangen ist, und einen, der sich keinen Kopf darüber macht, was in seinem unmittelbaren Umfeld passiert.

Der es nicht mitbekommt oder übersieht, dass sich die Initiatoren eines antiisraelischen Manifests bei dem Leiter der Abteilung Kultur und Kommunikation im Auswärtigen Amt, Andreas Görgen, für den «fachlichen Rat» bedanken, den er ihnen zukommen liess; dem es nicht aufstösst, dass der deutsche Vertreter bei den Vereinten Nationen allein im Jahre 2018 in 16 von 21 Fällen antiisraelischen Resolutionen zugestimmt oder sich der Stimme enthalten hat, während sein Boss in Berlin sich darüber «besorgt» zeigt, dass Israel in den Gremien der Vereinten Nationen «in unangemessener Form kritisiert, einseitig behandelt und ausgegrenzt wird». Wie passt das zusammen? Wo hört die Fürsorge auf, und wo fängt die Heuchelei an?

Von keinerlei Selbstzweifel getrübt, nahm Maas den «Preis für Verständigung und Toleranz» entgegen, der ihm vom Jüdischen Museum Berlin letztes Jahr verliehen wurde, ebenso entspannt, wie er den *Gentlemen's Quarterly*-Preis für den «bestangezogenen Mann» des Jahres 2016 angenommen hat.

Ich vermute, es ist Heiko Maas gelungen, sich selbst davon zu überzeugen, dass er «wegen Auschwitz in die Politik gegangen» ist. Mir kommt es so vor, als würde Florian Silbereisen sagen, er habe die Rolle des Kapitäns auf dem «Traumschiff» deswegen übernommen, weil ihn der Untergang der «Titanic» dermassen erschüttert hat.

Wo sind die Kirchen?

Nr. 51 – «Aktivismus um jeden Preis»
Alex Baur zur Corona-Krise

Was mich geradezu krank macht, ist der im Zusammenhang mit den Covid-Todesfällen immer wieder auftauchende Satz: Er oder sie starb «vor der Zeit». Was um Himmelswillen ist das für eine Absurdität? Welche Zeit denn? Welches Datum genau? Heuchlerischer geht es kaum. Und wo sind hier die Kirchen, die sich lautstark für die Konzernverantwortungsinitiative in Szene gesetzt haben, in diesem ihrem Kerngeschäft aber schweigen wie ein Grab? *Barbara Peter, Wil*

Lichtblick

Nr. 51 – «Gefährliche Menschenexperimente»
Stefan Hockertz über Corona-Impfungen

Sollte es zu schlimmen Nebenwirkungen der Impfung kommen, dann würde das Gesundheitssystem komplett zusammenbrechen. Hoffen wir, dass Professor Hockertz sich irrt. Der Lichtblick: Es kommen viele verschiedene Impfungen zur Anwendung. *Esther Moser, Basel*

Nur zu begrüssen

Nr. 51 – «Ich wäre gerne Versuchskaninchen»
Kolumne von Peter Bodenmann

Wie der eben publizierte Preprint einer Cambridge-Studie zeigt, kann Sars-CoV-2-RNA ins menschliche Genom integriert werden. Ob dies bei synthetischer Sars-CoV-2-mRNA (Impfstoff) via Reverse-Transkriptase auch möglich ist, ist ungeklärt. Es ist nur zu begrüssen, wenn sich Peter Bodenmann als über 65-Jähriger impfen lässt und so an der faktisch fehlenden Pha-

se-3-Studie des Impfstoffs teilnimmt. Junge, in der Reproduktionsphase stehende Menschen – deren Risiko, am neuartigen Coronavirus ernsthaft zu erkranken, ohnehin minimal ist – warten wohl besser, bis ein konventioneller Impfstoff zur Verfügung steht, beziehungsweise obige Aspekte und die Sicherheit der RNA-Impfstoffe restlos geklärt sind. *Calista Fischer, Steinmaur*

Nur zu, Herr Bodenmann! Sie können ja dann die *Weltwoche*-Leser*innen mit Ihren Erfahrungen über den neuartigen Impfstoff beglücken – falls Sie nicht von den Nebenwirkungen daran gehindert werden. *Marianne Bühler, Belp*

Falsche Richtung

Nr. 50 – «Im Anti-Terror-Fieber»
Kolumne von Katharina Fontana

Es kämpfen nicht nur junge Linke und (sonstige) Spinner gegen das Anti-Terror-Gesetz! Jeder Schritt in Richtung mehr Überwachung und Kontrolle durch den Staat ist in meinen Augen falsch. *Silvan Stadelmann, Fahrwangen*

In Krisenfällen nötig

Nr. 51 – «Weltwunder Landwirtschaft»
Hommage von Beat Gygi

Endlich weicht jemand von der gängigen Meinung ab, dass die Landwirtschaft nichts anderes mache, als die Umwelt zu verpesten! Linke und Grüne in unserem Parlament vergessen bei ihren Entscheidungen die Ernährungssicherheit. Das diese in Krisenfällen notwendig ist, haben wir erlebt. Denn in der Krise handelt jedes Land für sich allein – Europäische Union hin oder her. Ich hoffe, dass

die beiden extremen Agrarinitiativen (Pestizide und Trinkwasser) an der Urne abgelehnt werden. Die *Weltwoche* macht wieder einmal einen super Job und informiert unabhängig, kritisch und gutgelaunt!

Thomas Alois Hodel, Schötz

Willkürliche Wege

Nr. 51 – «Alain Bersets Powerplay»
Christoph Mörgeli zur Erpressungsaffäre

Die ausserordentliche Lage wegen Covid-19 beflügelt einige Politiker, beim politischen Vorgehen willkürliche Wege einzuschlagen. Hier wurde in einer fahrlässigen, auf Tempo angelegten Art und Weise vorgegangen, die jedem Rechtsstaat widerspricht. In der jetzigen schwierigen Zeit, mit Epidemie und wirtschaftlichem Stillstand, kann sich die Schweiz keine Unrechtmässigkeit leisten und muss sich korrekt jedes Problems annehmen. Die Privataffäre Bersets muss von einer PUK rechtmässig abgeklärt werden, da die Sache sonst nie zur Ruhe kommt.

Guy Jenny, Altstätten

Spezialisten des Humors

Zu den Karikaturen in der *Weltwoche*

In jeder Ausgabe kann ich über die kleinen Bildchen lachen, welche diesen Spezialisten des Humors aus dem Zeichenstift fliessen. Und es ist nie grober oder aggressiver Humor, immer fein, immer lustig. Danke.

Thomas Schmidhauser, Luzern

Leserbriefe: Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.



Flavio Cotti (1939–2020) Fritz Wernli (1921–2020)



Vollblutpolitiker mit Temperament und Leidenschaft: alt Bundesrat Cotti.

Obwohl in vielem ganz anderer Meinung, lud mich Bundesrat Flavio Cotti oft in seine Berner Wohnung zum Nachtessen ein. Nicht aus lauter Freundschaft, sondern um meine Meinung zu erkunden. Und ich erhielt Gelegenheit, meinerseits seine Ansichten kennenzulernen. Cotti und seine charaktvolle Frau zeigten sich als liebenswürdige, charmante Gastgeber. Er blieb mir aber schwer fassbar. Doch war mir klar, dass Cotti innerlich einem EU-Beitritt sehr zugetan war. Den Europäischen Wirtschaftsraum (EWR) beurteilte er dagegen als koloniales, untaugliches Konstrukt. Dies durfte er aber nicht äussern, weil sich der Gesamtbundesrat für einen EWR-Beitritt ausgesprochen hatte.

Noch vor der Abstimmung vom 6. Dezember 1992 beschloss die Landesregierung, ein Beitritts-gesuch an die EU einzureichen. Die Konstellation war interessant, denn aus den grossen drei Parteien war je ein Bundesrat für, einer gegen den EU-Beitritt. Die Romanen Flavio Cotti (CVP), René Felber (SP) und Jean-Pascal Delamuraz (FDP) waren dafür, Kaspar Villiger (FDP) und Arnold Koller (CVP) wollten es beim EWR belassen, während Otto Stich (SP) konsequent eine unabhängige Schweiz ohne EWR- und EU-Beitritt befürwortete. Adolf Ogi, der den damals einzigen SVP-Sitz innehatte, sprach sich für den EU-Beitritt aus.

Das Schweizer Volk war in dieser Frage ähnlich zerrissen. Nach leidenschaftlicher Diskussion

lehnten die Bürgerinnen und Bürger bei fast 80 Prozent Stimmbeteiligung den Beitritt zum EWR knapp ab; eine deutliche Mehrheit der Kantone sagte ebenfalls nein. Die Abstimmung riss tiefe Gräben ins Schweizer Volk, zum Teil sogar durch die Familien. In dieser Stimmung schlug ich den Bundesräten vor, dass jetzt einmal beide Seiten das Thema EU für fünf Jahre in Ruhe lassen sollten. Cotti lehnte entschieden ab: «Im Jahr 2000 werden wir Mitglied der EU sein!»

Anfang 1998 stellte sich Bundespräsident Cotti einem Streitgespräch mit mir im Schweizer Fernsehen und sagte: «Tausend Jahre hat es in Europa keine EU gegeben. Das aber war ein Europa der blutigen Gegensätze. Seit fünfzig Jahren herrscht jetzt Friede, und viele Probleme können nur noch im Verbund mit anderen Ländern gelöst werden.» Ich erwiderte: «Die Schweiz hat seit 150 Jahren dank der Neutralität und der Unabhängigkeit ohne Krieg überlebt. Natürlich ist es für die Regierungsmitglieder, die Politiker und die Militärs interessanter, bei grossen Gebilden dabei zu sein. Das ist die Faszination der Grösse. Mir aber geht es darum, wie wir auf diesem Flecklein Erde in bewährter Weise noch selber bestimmen können, was mit uns passieren soll.»

Am 16. Dezember 2020 ist Flavio Cotti gestorben. Auch wenn er sich beim EU-Beitritt geirrt hat: Mit Flavio Cotti hat die Schweiz einen Vollblutpolitiker mit Temperament und Leidenschaft verloren. *Christoph Blocher*

Als der spätere Biskuitpatron als Fritz II. in der Ahnenfolge der Familie zur Welt kam, war das Pferd noch ein prominentes Arbeitstier im Land. Seit sieben Jahren existierte damals die «Biscuit-Fabrik Gebrüder Wernli», in der Vater Fritz I. mit der ersten teilautomatisierten Biskuitfabrik der Schweiz in Richtung Moderne drängte. Und Fritz II. drängte weiter, machte das Familienunternehmen zum Schweizer Marktführer im Segment Feinbackwaren und weihte 1992 in Trimbach SO die modernste Biskuitfabrik Europas ein.

«Menschen sind wichtiger als Maschinen», pflegte der Patron jedoch immer zu sagen. Und diese lockte er mit seiner wohl schweizerischsten Erfindung: dem «Choco Petit Beurre», der Vermählung von Biskuit und Schokolade – abgeleitet von der Kindheitserinnerung ganzer Generationen: der Schoggi im Brot. Als Fritz Wernli damit im Jahr 1965 auch noch den ersten Werbespot seiner Firma bespielte und als erster seiner Branche ausstrahlen liess, sah das Schweizer Volk am damaligen Schwarzweiss-TV, wie ein Engel den Wernli-Schriftzug in die samtene Schokolade presste. Wernli wird gewissermassen zum Synonym für himmlischen Genuss. Als zudem ein etwas ungelinker Mundart-Werbeslogan geboren wird, ist es um die Schweizer in ihrer Wernli-Liebe geschehen: «Me het de Wernli eifach gernli.»

Zum Hundert-Jahr-Jubiläum seiner Firma 2014 hat Fritz Wernli dann auch noch sein letztes Geheimnis preisgegeben: Der Werbespruch stamme nicht von ihm. Sondern vom Zürcher Werber Heiner Zogg. Vergangene Woche ist Fritz Wernli im 100. Lebensjahr verstorben.

René Lüchinger



«Menschen sind wichtiger als Maschinen»: Unternehmer Wernli.

Pensionskassen-Experimente

Das Departement Sommaruga will die Finanzmärkte zur Nachhaltigkeit erziehen.



Als Anfang November Fallzahlen, zweite Welle und Spitalbetten die Diskussionen beherrschten, hat der Bundesrat die Vorlage «Strategie nachhaltige Entwicklung 2030» in die Vernehmlassung gegeben, die bis am 18. Februar 2021 läuft. Das Vorhaben ist als grüne Welle gedacht und kommt aus dem Bundesamt für Raumentwicklung des Departements Sommaruga. Ziel ist es, die Uno-Agenda 2030 mit ihren Nachhaltigkeitszielen in der Schweiz voranzubringen. Es passt insofern zu Corona, als es eine Art Strahlenkranzprojekt ist, das mit «zukunftsgerichteten Anliegen in sämtliche Politikbereiche des Bundes» dringen soll.

Auf breiter Front soll die Wirtschaft stärker auf Nachhaltigkeit ausgerichtet werden. Besonders viele Angriffspunkte, um dies umzusetzen, sieht man in den Finanzmärkten. Die Schweiz mit ihrer riesigen Finanzbranche sei prädestiniert, international eine Vorreiterrolle zu spielen. Der Bund will «Sustainable Finance» unter anderem durch eine entsprechende Regulierung voranbringen. Vorläufig hat er aber noch keine Hebel in der Hand. Und zudem: Wer sagt, was nachhaltige Finanzen sind?

Im EU-Apparat wurden bereits solche Hebel eingerichtet, und man glaubt auch zu wissen, was nachhaltig ist. Im Sommer stimmte das EU-Parlament der sogenannten Taxonomie-Verordnung zu. Taxonomie dient in der Biologie zum systematischen Einteilen der Pflanzen und Tiere, etwa im Stil eines Bestimmungsschlüssels. So will man nun auch wirtschaftliche Tätigkeiten und Investitionen einteilen: Welche sind wie nachhaltig, welche gar nicht? Oder eingängiger: Welche sind grün (clean), wel-

che braun (fossil, CO₂, Verschmutzung)? Oder kurz: Welche sind gut, welche böse?

Bisher legten Investoren oder Kreditgeber ihr Geld so an, dass sie möglichst gute Renditen erzielten. So ging das Geld mehr oder weniger in Firmen oder an Leute, die begehrte Waren und Leistungen erstellen und deshalb gut verdienen. Künftig soll nun aber die bereits zu Beginn 600-seitige Taxonomie-Bibel angeben, welche Projekte gut sind. Die Botschaft an Investoren: Der offizielle Punktecatalog ist wichtiger als wirtschaftliche Analyse.

Ähnliches möchte auch Sommarugas Departement erreichen, vorerst schleichend. Im Vernehmlassungsbericht steht: «Zudem ist im totalrevidierten CO₂-Gesetz verankert, dass die Finanzflüsse klimaverträglich ausgerichtet werden müssen. Dafür misst der Bund regelmässig Fortschritte mithilfe von freiwilligen Klimaverträglichkeitstests für die Finanzportfolios von Schweizer Pensionskassen, Versicherungen, Banken und Vermögensverwaltungen.» Das ist Starkstrom: Es wird also mit Pensionskassen experimentiert, wie der Staat beim Investieren dreinreden und Gut-/Böse-Benotungsspiele durchziehen kann – mit dem Geld und auf Kosten der normalen Leute und noch ohne Gesetzesgrundlage.

Orell Füssli, 501

Soeben lief im Schweizer Fernsehen der Film «Zwingli» und in den Buchläden das Weihnachtsgeschäft. Wo ist der Zusammenhang? Dahinter steht das älteste Unternehmen der Schweiz, Orell Füssli, dessen Geschichte vor 501 Jahren begann, als Christoph Froschauer

in Zürich das Druckereigeschäft aufnahm. Als Leistungsansporn gab es für die Belegschaft Fleisch zum Essen, was die Fastenregeln der katholischen Kirche verletzte. Es kam zum Konflikt, Zwingli war an Froschauers Seite, und im Kräfternennen entschloss sich Zürich zur Reformation.

Das Druckgeschäft zieht sich bis heute durch die Firmengeschichte, in der es mehrere Namen- und Handwechsel gab. Berühmt wurde man etwa mit Bibelausgaben, der NZZ oder Banknoten. Der Buchhandel wurde in ein Gemeinschaftsunternehmen mit Thalia ausgelagert. Der Kern von Orell Füssli gilt heute dem Druck mit hohen Sicherheitsansprüchen von Dokumenten, Banknoten – das ganze Sortiment der Nationalbank – und der entsprechenden Technik. Mit einem Jahresumsatz von etwas über 200 Millionen Franken ist das uralte Unternehmen nicht gross; bildlich kann man es so ausdrücken: Es ist ein langer, dünner, aber zäher Faden.

Perfekte Ordnung auf Blick-TV

Schaut man sich Videobeiträge auf Blick-TV an, ist das Grundbild so, dass sich zwei Personen am Stehpult abwechseln mit Moderieren, dabei steht die Frau vom Zuschauer aus gesehen links, der Mann rechts. Das macht einen so normalen Eindruck, dass man gar nicht darüber nachdenkt, wenn man die Sendung konsumiert. Aber die Produzenten haben das sicher so gewählt, weil das besser ankommt als andere Anordnungen. Was mag das Geheimnis sein? Aha! Aus Moderatorensicht ist der Mann links, die Frau rechts – genau wie im Auto, deshalb kommt einem das so normal vor.

LITERATUR UND KUNST

Die Bibel ist nicht
ein Buch – sie entstand
während 800 Jahren.
Peter Ruch, Seite 92

Herausgegeben von Daniel Weber



Tanzen, bis uns schwindlig wird.

Henri Matisse, Der Tanz, 1909 – Es ist, als ob wir stillstünden, als ob die Zeit sich nur noch im Kreis drehte, festgezurret in einer mühseligen Gegenwart. Mit unseren Händen halten wir uns nicht mehr, die Erinnerung an das selbstverständliche Glück vergangener Tage rinnt uns durch die Finger und lässt uns dumpf trauern in den tiefen Sümpfen des Lebensfrusts.

Wann haben wir das letzte Mal getanzt und uns berührt? Haben einen Kreis gebildet, in dessen Mitte das Glück den Takt schlug, und darum herum tanzten wir, bis uns schwindlig wurde und wir voller Leichtigkeit an den Rand des Himmels stiessen? Vor hundert Tagen, vor tausend Jahren?

Henri Matisse (1869–1954) lag nach einer Blinddarmoperation ein Jahr lang im Bett. Als er in das Bett gelegt wurde, war er Rechtsanwalt, als er es verlassen konnte, war er Maler. Er malte in Farben voller Euphorie die Lebenslust, obwohl er selbst ein lustloses Leben führte, eines in einem inneren Lockdown, wenn man so will, voll monchischer Strenge und Disziplin. Matisse suchte sein Glück dort, wo die meisten Menschen das Unglück verorteten, in der Entsagung der Verlockungen des Lebens. Er konnte die Ausgelassenheit eines Seins nur fühlen vielleicht und malen wie kein anderer, womöglich gerade deshalb, weil es ihm unmöglich war, sich ihr hinzugeben. Vielleicht deshalb

berühren sich zwei Hände beim Tanz nicht. Es ist seine Hand, die nicht nach dem Leben greifen kann.

Irgendwann werden wir aus der Starre unserer Tage befreit werden und wieder tanzen, trotz allem; trotz der neuen Armut, die kommen, und trotz der Malaise, die die Wirtschaft befallen wird. Werden unsere Leben wieder in den Händen halten, glücklich ob der Rückeroberung des Vergnügens, wir werden die Last der jüngsten Vergangenheit im Tanz abschütteln, uns im Kreis bewegen und trotzdem das Gefühl haben, vorwärtszukommen, gleichzeitig dem Vergangenen und Zukünftigen entgegen.

Michael Bahnerth

Mörderische Impulse

Die französisch-marokkanische Autorin Leila Slimani ist eine Kultfigur. Ihre Bücher und Essays leben vom Tabubruch.

Pia Reinacher

Leila Slimani: *Le pays des autres. La guerre, la guerre, la guerre.* Gallimard. 368 S., Fr. 34.90

Die französische Gegenwartsliteratur hat drei Primadonnen: Yasmina Reza, Amélie Nothomb und Slimani. So unterschiedlich sie als Schriftstellerinnen sind, etwas haben sie gemeinsam: Sie beherrschen den öffentlichen Auftritt als kultische Selbstinszenierung. Alle drei sehen auf unterschiedliche Art umwerfend aus, sie kalkulieren ihr Image und verkörpern das angesagte Wunschbild in Bezug auf Figur, Kleider und Make-up. Sie wissen exakt, was sie ihrem Publikum bieten müssen, um zum Traumbild, zur literarischen Identifikationsvorlage und damit zum Idol der weiblichen Selbstbestimmung zu avancieren.

Am originellsten kommt diesem Anspruch Amélie Nothomb entgegen. Ihr Auftritt ist ebenso entwaffnend wie quecksilbrig, auch wenn ihre Kostümierung – schwarze Schminke und Kleider, hohe, phallokratische Hüte mit wippenden Federn – bis ins winzigste Detail geplant ist. Yasmina Reza, eine Frau mit messerscharfem Verstand, liebt die Attitüde der lasziven Verführerin, wie um ihren Scharfsinn zu kaschieren. Die französisch-marokkanische Schriftstellerin Leila Slimani dagegen ist ganz einfach schön und unterstreicht dies mit Outfits, die sich mit ihrer politischen Forderung decken, die sie zusammen mit hundert französischen Frauen aus Kultur und Medien im Rahmen der «me too»-Debatte stellte: das Recht, einen Minirock, tiefe Ausschnitte, High Heels und fingerdick Schminke zu tragen, ohne dabei dumm angemacht zu werden.

Kulturministerin? – «Keine Lust.»

Es gibt inzwischen unzählige Interviews mit Slimani, Youtube ist voll von ihren Auftritten. Modehäuser wie Chanel und Dior kleiden sie ein, sie war im Gespräch mit Netflix und ist in rasantem Tempo auf allen Kontinenten unterwegs, um Gespräche über Feminismus, Kolonialismus und Literatur zu absolvieren. Kein Wunder, dass französische Politiker, die

um den Wert des Werbeeffects weiblicher Kultfiguren für das eigene Image wissen, Autorinnen für ihre Zwecke einspannen. Yasmina Reza begleitete damals die Wahlkampagne von Nicolas Sarkozy. Leila Slimani wurde von Emmanuel Macron nach seinem Amtsantritt 2017 der Posten der Kulturministerin angeboten, den sie zurückwies, weil sie «keine Lust» hatte. Ihr ist die persönliche Freiheit wichtig, und am Schreiben liebt sie nichts mehr, als unabhängig die eigene Meinung zu vertreten.

Trotzdem wurde sie ein Jahr später in die Internationale Organisation der Frankophonie berufen, eine Organisation von 84 französisch-

Eine eloquente, selbstsichere, geistesgegenwärtige Frau, die auf der Höhe ihrer Gesprächspartner ist.

sprachigen Ländern, welche die französische Sprache fördert. Daneben will der französische Staatspräsident mit ihrer Hilfe die Gleichstellung von Mann und Frau im Maghreb sowie ein besseres Verhältnis zwischen Marokko und Frankreich fördern. Leila Slimani, die sich parteipolitisch nicht engagiert, unterstützte ihn im Wahlkampf gegen den rechten Front national. Und sie gehörte Macrons Delegation an, die Marokkos König Mohammed VI. und dessen Familie einen Freundschaftsbesuch abstattete. Zu diesem Bild einer einflussreichen Frau, die auf allen Bühnen zu Hause ist, passt

auch, dass sie von der französischen Ausgabe der *Vanity Fair* auf den zweiten Platz der fünfzig einflussreichsten Franzosen gewählt wurde.

Brutale, berechnende Frauen

Wer Leila Slimani bei ihren Disputen beobachtet, sieht eine eloquente, selbstsichere, geistesgegenwärtige Frau, die in jedem Moment auf der Höhe ihrer Gesprächspartner ist. Die 1981 in Rabat geborene Schriftstellerin, Tochter einer französischen Ärztin aus dem Elsass und eines marokkanischen Bankers und Wirtschaftsministers, der später wegen Unterschlagung zu vier Monaten Gefängnis verurteilt und erst nach seinem Tod rehabilitiert wurde, verfügt schwerelos über den Code und die rhetorische Schulung der französischen Oberschicht. Sie studierte Medien und Politik an der Pariser Eliteuniversität Sciences Po, lebt heute in Paris und ist mit einem französischen Banker verheiratet, mit dem sie zwei Kinder hat.

Leila Slimani, die erst seit ihrem Welterfolg «All das zu verlieren» (*Dans le jardin de l'ogre*) 2014 so richtig im Geschäft ist, ist als Autorin inzwischen ein Star. Ihr Roman erzählt die Geschichte der Nymphomane Adèle, die ein Doppelleben führt und ihren Mann, einen braven Arzt, mit allen Raffinessen betrügt und hereinlegt. Die sexsüchtige Journalistin steht auf Gewalt mit Zufallsbekanntschaften, legt aber Wert darauf, durch das Milieu ihres Gatten gesellschaftlich nobilitiert und finanziell abgesichert zu sein. Auf den Einfall sei sie gekommen durch die Geschichte um Strauss-Kahn, sagt Leila Slimani, sie wollte zeigen, dass auch Frauen brutal, berechnend und falsch sein könnten, um zu ihrem Ziel zu kommen.

Slimani liebt in ihren Büchern und ihren Essays Themen der Grenzüberschreitung, sie interessiert sich für den Tabubruch, sie ist fasziniert von den dunklen, triebhaften, unkontrollierten Seiten des Menschen. Vor allem in ihren Essays zeigt sie tatsächlich bilderstürmerische Ansätze. Im Band «Sex und Lügen – Gespräche mit Frauen aus der islamischen Welt» (*Sexe et mensonges – La vie sexuelle au Maroc*) von 2017 versammelt sie Erfahrungs-





Idol der weiblichen Selbstbestimmung: Autorin Slimani.

berichte von Frauen aller Schichten aus Marokko, deren freie Entfaltung der Sexualität nicht möglich war und die in einer Welt von Scham, Lügen, Leid, Angst und Doppelmoral leben. Das Buch «Warum so viel Hass?» (Le diable est dans les détails), sechs Kolumnen zu ihren Kindheits-erfahrungen in Marokko, zum Fundamentalismus oder auch zu ihrer Kritik an Houellebecq, vermittelt interessante Einblicke, etwa zu ihrer eigenen Doppelidentität als Französin und Marokkanerin, zum Fundamentalismus und Islamismus in Frankreich oder zur Toleranz in Zeiten des zunehmenden Rassismus.

So aufklärerisch die Essays sind, so platt wirkt Slimani auf dem literarischen Feld. Der Bestseller «All das zu verlieren» ist eine monotone Schilderung sexueller oder besser: pornografischer Szenen sowie der Dummheit des gutbürgerlichen Gatten. Man ist bald gelangweilt vom Voraussehbaren und wünscht dem Dummkopf, dass sein Verstand etwas früher einsetze und er die eigenen Eheverhältnisse durchschaue.

Effektiv gemalte Kulissen

Grenzüberschreitende sexuelle Schilderungen in der Literatur haben durch den kalku-

lierten Tabubruch immer einen Erkenntniswert, aber nur, wenn sie die Ambivalenz der Figuren sprachlich meistern, die Sexualität als einen unberechenbaren Faktor der *Conditio humana* abzubilden vermögen und das zwiespältige, getriebene, unerklärliche Innere der Figuren aufdecken können. Das gelingt Leila Slimani nicht. Ihre Figuren sind ohne Tiefenschärfe, die Milieuschilderung der französischen Elite, die zwischen Geld- und Machtgier, Drogen, Alkohol und Sex taumelt, wirkt wie eine effektiv gemalte Kulisse.

Auch ihr zweiter Weltbestseller, «Dann schlaf auch du» (*Chanson douce*), für den sie 2016 mit dem Prix Goncourt ausgezeichnet wurde, erzählt beinahe sensationsgierig die Geschichte

Leila Slimani bleibt eine Ikone für den unerschrockenen Kampf für die Sache der Frau.

der Nanny eines gesellschaftlich arrivierten Paares, die ihre Arbeitgeber zuerst abhängig macht, dann hintergeht, betrügt und ihre beiden Kinder ermordet – aus Klassenhass. Das Verbrechen erfolgt auf den ersten Seiten, die Anamnese des mörderischen Impulses zieht sich dann über den ganzen Roman, ohne dass die Motive der Zerrissenheit der Frau oder ihre Pathologie einsichtig gemacht werden könnten. Allein aus der Tatsache, dass sie am Rand der Gesellschaft und der Armut steht, lässt sich der plötzliche Durchbruch mörderischer Impulse nicht erklären. Leila Slimani entwirft kein differenziertes Psychogramm, vielmehr beschleicht einen der Eindruck, dass hier eine effektvolle, aber auch etwas triviale Bewirtschaftung eines verstörenden Verbrechens vorliegt, mit dem Ziel der Leserstimulierung.

Ihr neuestes Buch, «Le pays des autres – La guerre, la guerre, la guerre» (2020), erscheint im Frühjahr 2021 auf Deutsch. Es ist der erste Teil einer Trilogie, einer Recherche zur eigenen Biografie. Slimani ist von der Geschichte ihrer Familie inspiriert, auch von ihrer Grossmutter im Elsass, die sich im Zweiten Weltkrieg in einen marokkanischen Soldaten verliebt. Wieder geht es um Feminismus, um das, was Frauen im Krieg angetan wird, aber auch um das krisenhafte Verhältnis zwischen Kolonialisierten und den Kolonialisten. Marokko erhielt erst im März 1956 seine Freiheit.

Welche Fragezeichen man auch immer zum literarischen Werk setzen muss: Leila Slimani bleibt eine Ikone für den unerschrockenen Kampf für die Sache der Frau, für die Gerechtigkeit und Gewaltlosigkeit zwischen den Geschlechtern und für ein besseres Verständnis zwischen Frankreich und seinem einstigen Protektorat. Das ist ihre wahre Leistung.

Propheten als Gesellschaftskritiker

Achthundert Jahre umspannt die Entstehung der Heiligen Schrift.
Nicht alles darin entspricht den christlichen Glaubensüberzeugungen.

Peter Ruch

John Barton: Die Geschichte der Bibel.
Von den Ursprüngen bis in die Gegenwart.
Aus dem Englischen von Jens Hagedstedt und
Karin Schuler. Klett-Cotta. 720 S., Fr. 53.90

John Barton, emeritierter Professor für die Interpretation der Heiligen Schrift an der Oxford University, legt eine lebendige, spannende und fachlich meisterhafte Übersicht über die Geschichte der Bibel vor. Sie reicht von der Entstehung der Texte über die Überlieferung bis zur Wirkungsgeschichte. Bald wird deutlich, dass die gut 1200 Seiten einer modernen Bibelausgabe zwar zwischen zwei Deckel passen, aber alles andere als *ein* Buch sind. Die Entstehung der einzelnen Teile umspannt rund acht Jahrhunderte, ohne die vorausgehende mündliche Überlieferung. Einige Abschnitte des Alten Testaments reichen mindestens bis in die Zeit des griechischen Dichters Homer zurück.

Bibelerzählungen sind aus Fiktion und historischer Realität gewoben. Die Geschichte Israels lässt sich teilweise rekonstruieren: Die Vorfahren der Israeliten wanderten in Palästina ein, ungefähr gleichzeitig mit den Philistern.

Die Übersetzungen müssen nicht nur religiöse, sondern auch literarische Ansprüche erfüllen.

Manche Ereignisse bestätigen auch externe Berichte. Dank den Muraschu-Tafeln (Irak) wissen wir, dass die jüdische Gemeinde im babylonischen Exil Geschäfte trieb und eine Bank gründete. Die Kenntnis des Hebräischen ging nie völlig verloren. Eine Minderheit pflegte das sogenannte Mischna-Hebräisch, das die Grundlage für das Iwrit des modernen Israel bildete.

In der langen Entstehungszeit des Alten Testaments haben sich verschiedene Stile herausgebildet. Es gibt Erzählungen im Saga-Stil mit einer unverhohlenen Schilderung dessen, was die Menschen taten. Andere Stücke enthalten schwerfällige Wiederholungen und Formeln. Oft sind verschiedene Stile miteinander verflochten. Die Gesetzessammlungen zeigen enge



Quelle von Wahrheit und Inspiration: Evangelist Markus (1657 von Emmanuel Tzanes).

Verbindungen zu ähnlichen Schriftstücken des Vorderen Orients. Die Prophetenbücher las das orthodoxe Judentum traditionell als Kommentar zur Tora und spielte die Prophezeiungen herunter.

Die Christen hingegen waren begeisterte Anhänger von Weissagungen. Die Evangelien zitieren Formeln wie Matthäus 1,22 f.: «Dies alles ist geschehen, damit in Erfüllung gehe, was der Herr durch den Propheten gesagt hat...» Wahrscheinlich verfassten die Propheten keine Bücher, sondern kurze, einprägsame Aussprüche. Ihre Botschaft war ursprünglich Gesellschaftskritik und wurde dann durch Heilsorakel ergänzt. Das Buch Jesaja ist dasjenige mit der längsten Überarbeitungszeit. Teile davon gehen auf den Propheten im 8. Jahrhundert vor Christus zurück. Doch die Weissagungen von Deuterocesaja (Kapitel 40 bis 55) sind nur durch das Exil (ab 580 v. Chr.) verständlich. Deuterocesaja skizziert einen Aufbruch in einer düsteren Zeit.

Das Buch Hiob und das Buch der Sprüche zählen zu den wichtigsten Verssammlungen. Den Klassiker bilden jedoch die 150 Psalmen, eine bunte Mischung aus Gedichten, in denen die Gebete überwiegen. Die Autorschaft und die Abfassungszeit sind meist unklar, ausser bei konkreten Angaben wie etwa im Psalm 137, wo das Exil vorausgesetzt wird. Es sind weitgehend menschliche Gedanken an Gott und an Mitmenschen. Im Alten Testament geht es weniger um Sünde und Erlösung, sondern darum, wie man im Auf und Ab der Geschichte ein gläubiges Leben führen kann.

In christlichen Bibelausgaben erscheinen das Alte und das Neue Testament als zweiteilige Heilige Schrift. Das wird der Materialvielfalt nicht gerecht. Die Christen glauben, die Erlösung sei nicht bloss nahe, sondern in Jesus Christus erfüllt. Das Neue Testament ist in Griechisch, der Verkehrssprache des Römischen Reiches, geschrieben und hellenistisch geprägt. Das Markusevangelium zeigt sprachliche Schwächen, während das Lukasevangelium stilistische Eleganz hinlegt. Die Worte Jesu, soweit tatsächlich auf ihn zurückgehend, stammen aus den zwanziger und dreissiger Jahren des 1. Jahrhunderts. Die späteren Evangelien sind keine Protokolle, sondern literarisch gestaltete Glaubenszeugnisse.

Mit der Bibelkritik leben

Die Bergpredigt dürfte Matthäus zusammengefügt haben. Die Evangelien von Matthäus und Lukas stützen sich in vielen Passagen auf das Markusevangelium, hatten aber auch andere Quellen und sollten vermutlich das Markusevangelium ersetzen. Diese drei Evangelien heissen wegen der Ähnlichkeiten Synoptiker. Die Paulusbriefe entstanden in den vierziger bis sechziger Jahren des 1. Jahrhunderts. Paulus war ein strenggläubiger Jude, der fliessend Griechisch sprach. Nach ihm müssen zum christlichen Glauben bekehrte Heiden das jüdische

Gesetz nicht einhalten. Seine Theologie ist jüdisch, beansprucht aber Israels Segnungen und Verheissungen auch für heidnische Christusgläubige. Johannes löste sich völlig von den Synoptikern. Sein Evangelium wird durch die meisterhafte Schlichtheit, den bescheidenen Wortschatz, den einfachen Satzbau und die Bedeutungstiefe zusammengehalten.

Die Bibelverbreitung stieg im späten Mittelalter an und erhielt durch den Buchdruck einen

Weder im Judentum noch im Christentum sind alle biblischen Schriften gleich wichtig.

enormen Schub. Die Reformatoren konnten somit an ein hohes Interesse an der Bibel anknüpfen. Wache Geister wie Petrus Waldes, John Wyclif und Jan Hus hatten lange vor Luther und Zwingli an Bibelübersetzungen gearbeitet – und teilweise mit dem Leben dafür bezahlt. Der Durchbruch geschah durch Übersetzungen der Urtexte.

Es folgten Ausgaben in vielen Landessprachen. Bis heute lassen sich drei Typen unterscheiden: Überarbeitungen älterer Versionen, insbesondere der Lutherbibel und der King-James-Bibel; völlig neue Übersetzungen; trendige Modernisierungen auf Kosten der Genauigkeit. Erwähnenswert ist das Werk von Martin Buber und Franz Rosenzweig, die die hebräischen Wortstämme im Deutschen beibehielten. Die Übersetzungen müssen nicht nur religiöse, sondern auch literarische Ansprüche erfüllen.

Als bedeutender Analytiker darf im 17. Jahrhundert Baruch de Spinoza gelten. Er unterschied zwischen der Erzählung und ihrem Sinn und legte den Grundstein für die Skepsis der Aufklärung. Das aufkommende naturwissenschaftliche Denken zeigte den Lesern, dass die Bibel Mythen und Legenden voller Wahrheiten und Einsichten enthält, nicht aber wissenschaftliche Informationen und Historie. Es dauerte bis ins 20. Jahrhundert, dass die Kirchen gelernt hatten, mit der Bibelkritik zu leben. Auch das Judentum schloss mit dem Rationalismus seinen Frieden.

Weder im Judentum noch im Christentum sind alle biblischen Schriften gleich wichtig. Der Umgang mit dem Neuen Testament war von Anfang an anders, weil seine Stücke nicht als Rollen, sondern als Kodizes, also gebundene Blätter, gestaltet waren. Dadurch war jede Textstelle rasch zu finden. Aus den anfänglichen Notizheften wurden im 2. Jahrhundert heilige Texte, die man kunstvoll schrieb. Um 250 n. Chr. waren die Bibel und ihre Einheit gefestigt. Bei den Handschriften ist die Dokumentenlage recht gut. Originale sind nicht erhalten, sondern Abschriften von Abschriften von Abschriften. Die gedruckten Ausgaben versuchen, die beste Variante zu wählen. Im Judentum galt die Lenin-

grader Handschrift (auch unter dem Namen St. Petersburger Handschrift bekannt) als einzige Grundlage. Als im Jahr 1947 in Qumran am Toten Meer Schriften aus der Zeit von 250 v. Chr. bis 115 n. Chr. gefunden wurden, erhielt die Bibelforschung einen neuen Schub. Die Qumran-Texte sind allerdings der Leningrader Handschrift sehr ähnlich.

Obwohl sich die Kirchen auf die Bibel berufen, sind prominente Stücke des christlichen Bekenntnisses wie die Dreifaltigkeit Gottes dort nur schwach vertreten. Das gilt auch für jüdische Bräuche, etwa die Trennung von Milch- und Fleischspeisen. Seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil sind auch die Katholiken aufgefordert, die Bibel zu studieren. In den USA hat die Bibel eine starke Symbolkraft, selbst für nichtreligiöse Menschen. Den biblizistischen Freikirchen dient sie als Quelle von Wahrheit und Inspiration.

Keine Schriftreligionen

Für Barton sind weder die Glaubensüberzeugungen noch die Ethik restlos mit der Bibel in Einklang zu bringen: «Sobald wir den Fundamentalismus beiseitlassen, stellen wir fest, dass die Glaubensüberzeugungen und -praktiken von Christen und Juden sich nicht mit der Heiligen Schrift decken, auf die sie sich berufen. Ganz allgemein ist die Bibel das Werk von Juden und Christen: ein notwendiger, aber natürlich nicht hinreichender Grund für ein «heiliges Buch». In den Details ihrer Glaubenspraxis jedoch sind diese Religionen eigentlich keine Schriftreligionen. Allein aufgrund der Bibel hätte niemand die christliche Kirche oder das Judentum, wie wir sie heute kennen, voraussetzen können.»



Später Ruhm

Wie der grosse Denker Gershom Scholem zur geistigen Vaterfigur der deutschen Nachkriegsgeneration wurde.

Alfred Bodenheimer

Noam Zadoff: Von Berlin nach Jerusalem und zurück. Gershom Scholem zwischen Israel und Deutschland. Aus dem Hebräischen von Dafna Mach. Vandenhoeck & Ruprecht. 416 S., Fr. 79.90

Es mag paradox klingen: Just zu jenem Zeitpunkt, als Gershom Scholems Autobiografie mit dem eingängigen Titel «Von Berlin nach Jerusalem» erschien, gelangte der Begründer der Kabbala-Forschung in seiner einstigen Heimat Berlin, ja in Deutschland überhaupt, als öffentliche Person zum Höhepunkt seines weit über seinen Tod hinaus währenden Ansehens. Das war im Jahr 1977, Scholem befand sich in seinem achtzigsten Lebensjahr und war emeritierter Professor an der Hebräischen Universität Jerusalem. An dieser hatte er seit ihrer Gründung 1925 gelehrt, er hatte ihre judaistische Abteilung aufgebaut und geleitet und war mit praktisch allen höchsten akademischen Ämtern und Auszeichnungen, die der Staat Israel zu vergeben hatte, bedacht worden.

In der Autobiografie schien sein Lebensweg in eine Richtung zu zeigen: die eines jungen Mannes aus gutbürgerlich-assimiliertem jüdischen Hause, der sich der Lebenswelt seiner Eltern entfremdet. Inspiriert durch Martin Buber und durch ostjüdische Gelehrte und Literaten, die in seiner Jugendzeit zuhauf in Berlin lebten, wendet er sich dem Zionismus zu. Schliesslich, nachdem er sich als Pazifist dem Kriegsdienst entzogen, längere Zeit mit Walter Benjamin in der Schweiz verbracht und danach in München sein Studium abgeschlossen hat, realisiert er 1923 seinen Traum, nach Palästina überzusiedeln, und findet dort über eine Stelle als Bibliothekar in die Dozententätigkeit.

Vorträge vor Überlebenden

Noam Zadoffs Buch «Von Berlin nach Jerusalem und zurück» setzt da ein, wo Scholems Autobiografie endet. Es zeichnet einen Mann, der bei allen äusserlichen Erfolgen, bei aller Dominanz und zuweilen auch Arroganz des Auftretens tiefe Erfahrungen der Zerrissenheit und des Scheiterns durchlief. An diesen Krisen, und auch

an den Versuchen, über sie hinwegzukommen, hatte, wie Zadoff zeigt, seine prägende Herkunft als deutscher Jude bedeutenden Anteil.

Das gilt bereits für Scholems früh einsetzende politische Desillusionierung in Palästina. Sein Ziel war, gemäss der Idee des Kulturzionismus, die Errichtung eines geistigen Zentrums für das Judentum im Land Israel gewesen. Es galt, der geistigen Auszehrung des Judentums, wie er sie in Europa wahrnahm, entgegenzuwirken. Wie andere mitteleuropäische Intellek-

1946 kommt Scholem in Zürich mit den Kreisen um Carl Gustav Jung in Kontakt.

tuelle war er vom Nationalismus Europas abgeschreckt worden und hoffte, im Einklang mit der ansässigen arabischen Bevölkerung eine gemeinsame Existenz aufbauen zu können.

Dass die Arbeit an der Realisierung dieses Wunsches über Diskussionen innerhalb des eigenen Kreises hinaus je gedieh, scheint allerdings unwahrscheinlich. Obwohl belegt ist, dass Scholem sich Lehrmittel der arabischen Sprache zulegte, ist nicht bekannt, dass er in dieser Sprache je nennenswerte Kenntnisse erwarb oder wichtigere Kontakte pflegte. Als 1929 blutige Konflikte zwischen Arabern und Juden ausbrachen und sich auf beiden Seiten die nationalistischen Tendenzen verfestigten, zog sich Scholem dauerhaft aus allen politischen Diskursen zurück. Ohnehin rückte kurz danach die Bedrängnis der Juden in Deutschland in den Vordergrund. Für Scholem bedeutete dies in den dreissiger Jahren vorab, dass er Texte und Bücher publizierte, die der jüdischen Gemeinschaft in Deutschland jüdisches Wissen und damit geistige Widerstandskraft in ihrer schweren Lage vermitteln sollten.

Über Charakter und Ausmass der systematischen Vernichtung der europäischen Juden wurde man sich in Palästina erst gegen Jahresende 1942 bewusst. Das rief, wie Zadoff beschreibt, auch in Scholem einen Schock und Gefühle des Versagens vor der Aufgabe der Er-

neuerung des Judentums hervor. Die Angst, das ganze Projekt des Zionismus könnte, sowohl geistig wie politisch, scheitern, verstärkte sich bei Scholem nach dem Krieg eher noch. Als Emissär seiner Universität besuchte er 1946 Deutschland, um wertvolle Teile der Hunderttausenden herrenlos gewordener jüdischen Bücher aus provisorischen Magazinen für die Jerusalemer Bibliothek als Überrest des geistigen Erbes der Ermordeten zu retten.

Dabei hielt er auch Vorträge in jenen Lagern, wo Tausende von jüdischen Displaced Persons lebten, die der Hölle entronnen waren und für die es keine klare Destination für die Zukunft gab. Die Demoralisierung, Ziellosigkeit und Verwahrlosung der Überlebenden raubte ihm die Hoffnung, dass sie das Reservoir für den Aufbau einer neuen Gesellschaft in Palästina bilden könnten. Nach seiner Rückkehr, physisch und psychisch erschöpft, fiel er in eine Depression.

Und dann, mit gut fünfzig Jahren, beginnt Scholem seine Karriere im deutschsprachigen Raum. Sie führt über die Schweiz. Auslöser ist ein Zwischenaufenthalt 1946 in Zürich, wo er mit den Kreisen um Carl Gustav Jung in Kontakt kommt, darauf folgt die Einladung zu einer der berühmten Eranos-Tagungen auf dem Monte Verità bei Ascona. Scholem nimmt 1949 erstmals teil, und dann jährlich bis 1979. Sie machen ihn mit einem illustren Kreis europäischer Gelehrter bekannt. In einem kleinen Schweizer Verlag erscheinen wieder Schriften von ihm in deutscher Sprache, später folgen Abstecher nach Frankfurt zu Theodor W. Adorno, der Suhrkamp Verlag erwirbt die Rechte für seine





Erfahrung der Zerrissenheit und des Scheiterns: Religionshistoriker Scholem.

Bücher, Scholem erhält in Deutschland Preise – und schliesslich kehrt er triumphal nach Berlin zurück, als Fellow des Wissenschaftskollegs. Seine Geburtsstadt wird die letzte Wirkungsstätte seines Lebens, bevor er während eines Zwischenaufenthalts in Jerusalem nach kurzer Krankheit im Februar 1982 stirbt.

Die Wiederannäherung an Europa und Deutschland trug Scholem späten Ruhm ein und eine zeitgeschichtliche Bedeutung, die er als – teilweise bewunderter, teilweise angefeindeter – israelischer Hochschullehrer nie erlangt hätte. Doch dieser Weg hatte seinen Preis, etwa das unvermeidliche Zusammentreffen mit Leuten, deren Vergangenheit belastet war. Bei C. G. Jung behalf sich Scholem mit dessen Aussage, seine Sympathie für den Nationalsozialismus sei «ein Ausrutscher» gewesen.

Zwischen Einbettung und Fremdheit

Gegenüber dem rumänischen Religionswissenschaftler Mircea Eliade erkaltete die in Ascona geknüpfte Freundschaft, als Scholem von dessen virulent antisemitischer Vergangenheit hörte – was Eliade bestritt, aber nie klar zu widerlegen vermochte. Die vielleicht schwierigste Situation war aber der Händedruck mit dem Germanisten Hans Egon Holthusen, einem einstigen aktiven Nazi, der Scholem 1974 den Grossen Literaturpreis der Bayerischen Akademie der schönen Künste überreichte.

Noam Zadoff, der an der Universität Innsbruck Israelstudien lehrt, geht ein Risiko ein: Er versucht sich über weite Strecken als Psychologe, der zu verstehen versucht, was Scholem antrieb und was ihn zuweilen hemmte, aber auch, warum es gerade für die junge Generation in der Bundesrepublik der siebziger Jahre so wichtig war, diesem jüdischen Ge-

Ein Werk über die Hoffnungen, Errungenschaften und Enttäuschungen des Zionismus.

lehrten aus dem fernen, fremden Israel zu begegnen, der ein Berlinerisch aus einer anderen Zeit sprach. In einzelnen Punkten mag das verstiegen wirken – etwa bezüglich des Aufbietens einer Theorie der Nostalgie, mit der Scholems Interesse an den Aufenthalten in Ascona erklärt wird. Doch meistens sind Zadoffs Überlegungen nachvollziehbar und erhellend.

Und mehr als dies. Gerade indem das Buch Scholem in seinem Zwiespalt zwischen Einbettung und Fremdheit zu schildern versucht, weist es über die Person Scholems hinaus. Fast beiläufig wird es damit auch ein Werk über die Hoffnungen, Errungenschaften und Enttäuschungen des Zionismus, über die Suche moderner Religionsforschung nach Standpunkten zwischen Empirie und Metaphysik

und nicht zuletzt über die Sehnsucht der deutschen Nachkriegsgeneration nach glaubwürdigen geistigen Vaterfiguren. Dass Scholem einst nicht als Flüchtling, sondern lange vor Hitler aus freien Stücken Deutschland verlassen hatte und dass er ein Gewährsmann für das Gedenken an den damals (auch dank ihm) wiederentdeckten Walter Benjamin war, trug massgeblich dazu bei, dass man sich ihm unbefangener und lieber näherte als anderen jüdischen Persönlichkeiten seines Alters.

Was Benjamin betrifft, so verdankte Scholem der DDR die Möglichkeit zu einer seiner wichtigsten Publikationen. Aus Ostberlin nämlich wurden ihm zum achtzigsten Geburtstag 1977 die Kopien seiner eigenen Briefe geschenkt, die er zwischen 1933 und 1940 an den Freund geschrieben hatte, so dass er zwei Jahre vor seinem Tod den gesamten Briefwechsel herausgeben konnte. Literarisch gesehen, war die Veröffentlichung dieser Korrespondenz zwischen einem ausgewanderten und einem vertriebenen, in den Suizid getriebenen Berliner Juden so etwas wie das letzte Geschenk Scholems an Deutschland. Es gäbe kein besseres Symbol für seine lebenslang durch alle Zeitläufte hin komplizierte, aber nie aufkündbare Beziehung zu seinem Herkunftsland.

Alfred Bodenheimer ist Professor für jüdische Literatur- und Religionsgeschichte an der Universität Basel.

Fluch und Segen

Astrid Lindgrens «Pippi Langstrumpf» und Tove Janssons «Mumins» werden 75 Jahre alt. Die beiden skandinavischen Kinderbücher sind so populär, aber auch verändert wie nie.

Anton Beck

Astrid Lindgren: Pippi Langstrumpf. Oetinger. 208 S., Fr. 13.90

Tove Jansson: Die Mumins. Mumins lange Reise. Arena. 64 S., Fr. 14.90

In Skandinavien, vor allem in Stockholm und Helsinki, sind sie überall zu sehen, auf Tassen und Jutebeuteln, auf Frotteetüchern und Servietten. Die Mumins, pummeelige, schwer zuzuordnende Wesen mit einem Hauch von Nilpferd, sind so etwas wie «popkulturelle» Schutzpatrone der nordischen Länder. Ins Leben gerufen hat sie die finnische Schriftstellerin Tove Jansson vor 75 Jahren. Durch verschiedene Abenteuer begleitet sie das Leben der Muminfamilie, von der Suche nach einem Zuhause im Debüt «Mumins lange Reise» bis hin zur Niederschrift der Memoiren von Muminpapa in «Muminvaters wildbewegte Jugend».

Immer wieder suchte und fand seitdem die Literaturwissenschaft tiefgründige Themen in Janssons Erzählungen und Romanen, von der Traumabewältigung der Kriegsjahre bis hin zur Krise des Patriarchats. So viel Ernst erwecken ihre Figuren aber gar nicht. Sie hätten auch einem kreativen Marketingbüro entspringen können, dessen Auftrag es war, irgendein Produkt mit etwas Niedlichkeit anzureichern.

Bewundernswerte Freiheit

2020 wurde auch eine andere bekannte Skandinavierin 75 Jahre alt: Pippi Langstrumpf. Kein gutes Jahr für ein Jubiläum, und gerade der überdrehten Pippi wäre es wohl, anders als den gemütlichen Mumins, schwergefallen, sich tagelang in Quarantäne zu begeben. Ohnehin eint die beiden Figuren von Jansson und Lindgren auf den ersten Blick ausser dem Alter nicht sonderlich viel. Und doch haben es beide geschafft, nach wie vor beliebt und aktuell zu sein. Etwas Tiefgehendes muss ihnen also doch anhaften,

sonst wären sie längst in Vergessenheit geraten. Tatsächlich bewegen sich ihre Geschichten in einem zeitlosen Spannungsfeld: jenem zwischen Individuum und Familie.

Bei nahezu allen Lindgren-Geschichten, von «Ronja Räubertochter» bis hin zu «Karlsson vom Dach», am allerstärksten aber natürlich in «Pippi Langstrumpf», ist die Familie negativ konnotiert, mehr Fluch als Segen. Wichtig ist die Loslösung davon, das Sichabsondern, das Erkennen des eigenen Ichs. Ronja Räubertochter schleicht sich aus dem streng geführten



Erkennen des eigenen Ichs: Pippi Langstrumpf.

Haushalt in den Wald, in «Karlsson vom Dach» versucht das Kind Lillebror der Monotonie einer Nachkriegsidylle zu entkommen und findet die Loslösung in seinem Freund Karlsson, der nur Blödsinn im Kopf hat. Und Pippi wohnt alleine und braucht gar nicht erst irgendwelche Eltern. Sie hat ihre Freiheit, für welche sie die anderen bewundern.

Bei den Mumins hingegen tritt gerade das Gegenteil zutage, sie sind immer zusammen unterwegs, die Gemeinschaft ist wichtig, das

Alleinsein immer Ausdruck von Einsamkeit. Janssons Figuren sind auch kaum voneinander zu unterscheiden, Muminvater und Muminmutter, Muminsohn oder Mumintochter sehen alle gleich aus: niedlich und ohne genderspezifische Erkennungsmerkmale. Der Individualismus fehlt, was zählt, ist das Kollektiv.

Direkt auf die Biografie der beiden Autorinnen lässt sich dieser Unterschied nicht ummünzen. Weder Lindgren noch Jansson wuchsen in einer familiären Idylle auf. Während Janssons Vater in Finnland war, lebte sie mit ihrer Mutter in Stockholm, schlug sich als Illustratorin durch. Der Erfolg der Mumin-Bücher stellte sich erst ab dem dritten Band ein. Lindgren entfloh dem ländlichen Vimmerby nach Stockholm, schwanger und nicht verheiratet – damals ein Skandal. Sie gab das Kind in eine Pflegefamilie.

Karikaturen ihrer selbst

Die letzten Jahrzehnte, so scheint es, haben Pippi Langstrumpf und die Mumins ihrer eigentlichen Geschichte entrissen und sie zu Werbefiguren degradiert. Auch die neusten Adaptationen, etwa eine animierte Serie der Mumins, thematisieren die Verbindung von Einzelem und Klan immer schwächer, dabei ist der Kampf um das Konstrukt der Familie so aktuell wie seit Jahrzehnten nicht mehr: «Die Kleinfamilie führt zu Gewalt», schrieb der Schriftsteller Lukas Bärfuss.

Auf Netflix boomen Serien wie «Die Patchworkfamilie», und in der akademischen Welt, von der Psychologie bis zur Geschichtswissenschaft, wird die Familie als nicht länger zeitgemäss hinterfragt. Kinderbücher, die auf ihr basieren und sich mit ihr befassen, hätten keinen Erfolg. Die Mumins und Pippi Langstrumpf haben also überlebt, aber zum Preis, dass nicht mehr viel von ihnen übriggeblieben ist. Nach 75 Jahren sind die Figuren Karikaturen ihrer selbst. Und lächeln am Flughafen von einem Pappbecher.

Konstruktion eines Feindbilds

Das neue Buch von J. K. Rowling ist ein Kindermärchen, allerdings eines von aktueller politischer Brisanz.

Thomas Bodmer

J.K. Rowling: Der Ickabog.
Aus dem Englischen von Friedrich Pflüger.
Carlsen. 352 S., Fr. 29.90

Nach dem gigantischen Erfolg von «Harry Potter» schrieb J.K. Rowling fünf Jahre lang keine Bücher, sondern widmete sich ihren Kindern. Natürlich erzählte sie ihnen auch Geschichten, zum Beispiel die vom Ickabog. An dieser hatte sie zwischen den Harry-Potter-Büchern immer mal wieder herumgewerkelt, es war die Lieblingsgeschichte ihrer Tochter Mackenzie, doch zu deren Enttäuschung blieb sie unvollendet.

Als Rowling sich dazu entschied, ihr erstes Erwachsenenbuch, «The Casual Vacancy», zu schreiben, kamen die Notizen und Entwürfe zum «Ickabog» auf den Dachboden. Dort blieben sie mehr als zehn Jahre lang. Dann brach die Covid-19-Pandemie aus, Millionen Kinder sassen zu Hause fest, und Rowling beschloss, die Geschichte zu vollenden, gratis online zu stellen und Kinder aufzufordern, sie zu illustrieren. Seit dem 10. November liegt sie als Buch vor mit Zeichnungen der Gewinnerinnen und Gewinner des Illustrationswettbewerbs. Die Einkünfte aus dem Buch fließen Rowlings Volant-Stiftung zu, die damit von Covid-19 besonders schwer betroffenen Bevölkerungsgruppen helfen will.

Macht des Spindoktors

«Der Ickabog» richtet sich an kleinere Kinder als die Harry-Potter-Bücher, es ist ein Märchen, doch ein hochpolitisches. Es spielt im Lande Cornucopia, das von einem König regiert wird, der sich primär für sein Aussehen interessiert. Das ist zunächst nicht weiter schlimm, da das Land sich selbst zu regieren scheint: Die Bevölkerung ist tüchtig, alles gedeiht prächtig, ausser ganz im Norden des Landes, wo nur geschmacklose Pilze und dünnes Gras wachsen, von dem sich ein paar rüdigte Schafe ernähren.

In dieser Gegend ist die Legende vom Ickabog entstanden, einem Ungeheuer, von dem es heisst, es wohne in den Sümpfen, sei riesengross, fresse Schafe und Kinder. Je nachdem, wer



Hinreissendes Lehrstück:
Autorin Rowling.

davon erzählt, ist das Monstrum eher schlangen- oder drachenartig, zischt es, brüllt es oder bewegt sich lautlos durch den Nebel. Das reicht, um dem fünfjährigen Bert Beamish Alpträume zu bescheren; dessen Lebensweg folgen wir im Buch zehn Jahre lang, ebenso wie dem seiner gleichaltrigen Freundin Daisy Dovetail.

Weil deren kranke Mutter drei Tage und drei Nächte lang ein neues Prunkgewand für den König schneidert, stirbt sie vor Erschöpfung, was von des Königs Einflüsterern Spittleworth und Flapoon als äusserst illoyal bezeichnet wird, da es dem Ruf des Königs schadet. Um diesen aufzupolieren, schlägt Spittleworth eine Strafexpedition gegen den Ickabog vor. In deren Verlauf flüchtet der König vor einem Fels, den er im Nebel für das Untier hält, und erschiesset Flapoon aus Versehen Major Beamish, Berts Vater. Das darf auf keinen Fall publikwerden, also wird Beamish zum Opfer des Ickabogs erklärt und erhält ein Staatsbegräbnis.

Spittleworth bewirtschaftet das Feindbild Ickabog. Es wird eine Ickabog-Schutzbrigade gegründet, die durch Steuererhöhungen fi-

nanziert wird, deren Ertrag in die Taschen von Spittleworth und Flapoon strömt, während es mit dem Land bergabgeht. Grossartig ist die Szene, in der Spittleworth dem König einredet, dieser sei vor dem Ickabog nicht geflüchtet, sondern habe ihm vielmehr tollkühn sein kostbares Schwert in den Hals gerammt. Der König weiss zwar, dass er feige war, aber die Version seines Spindoktors gefällt ihm entschieden besser, also übernimmt er sie. Hervorragend ist auch, wie Rowling die Figuren ihren Sprechstil wechseln lässt, je nachdem, was sie damit bezwecken. So verfällt der verweichlichte König vor seinen Soldaten in einen kumpelhaft-martialischen Ton.

Blödsinnige Vorwürfe

Davon ist in der bei Carlsen erschienenen deutschen Übersetzung von Friedrich Pflüger leider nichts zu spüren. Ein Problem sind auch die sprechenden Namen. Wo Rowling subtil ist, ist Pflüger plump: Aus Bert Beamish wird Wim Wonnegleich, aus dem verräterischen Kammerdiener Cankerby ein Eiterbeul. Diese Übersetzung wird den literarischen Qualitäten von Rowling nicht gerecht. Dabei ist das Geniale an dieser Autorin ja, dass ihre Geschichte für kleine Kinder funktioniert, aber eben auch allerhand Finessen birgt, die nur Erwachsene verstehen. Wer das Buch also im Original lesen kann, sollte dies unbedingt tun.

Bleibt noch die Frage, ob Rowling mit «The Ickabog» darauf reagiert hat, dass man ihr im vergangenen Sommer vorwarf, «transphob» zu sein, was völliger Blödsinn war: Als Feministin wollte sie einfach, dass vor lauter Diskussionen darüber, ob es Geschlechter gebe oder diese nur ein gesellschaftliches Konstrukt seien, die reale Diskriminierung von Frauen und deren reale Bedrohung durch Gewalttäter nicht als Hirn-gespinnste eskamotiert würden. Transmenschen kommen in «The Ickabog» nicht vor (wenn auch das Geschlecht des Ungeheuers nicht klar ist), und seine Entstehung reicht ja wie beschrieben weit zurück. Doch das Buch ist ein hinreissendes Lehrstück darüber, wie man Feindbilder aufbauen kann, um von echten Problemen abzulenken.

Grossartig verrückt

Seit einem Jahr ist Paavo Järvi Chefdirigent des Zürcher Tonhalle-Orchesters. Er hat eine kühne Vision.

Christian Berzins

Paavo Järvi/Tonhalle-Orchester Zürich:
Tschaikowsky, Sinfonie Nr. 5 u.a.,
Alpha Classics 2020.

Über Paavo Järvis Vorgänger beim Tonhalle-Orchester gab es kein einziges Gerücht – weder ein gutes noch ein schlechtes. Über Järvi, seit Herbst 2019 Chefdirigent des Orchesters, kursieren hingegen zahlreiche schlechte. Dass er aussieht wie Wladimir Putin, macht die Sache nicht besser. Ausgerechnet er, der Este, dessen Heimat von 1944 bis 1991 von den Russen besetzt war.

Bei jedem Gespräch seit 2017 habe ich mich mit Järvi darüber unterhalten. Er wusste, dass der Kritiker mit dem lettischen Nachnamen das tun würde, sprach vorsichtig – und doch sehr klar. Aber der 57-jährige Järvi redete nicht böse gegen Russland, sondern blumig für Estland: «Es gilt, die estnische Souveränität und die estnische Kultur zu bewahren, aber «bewahren» bedeutet nicht nur, gegen etwas zu sein, sondern auch, etwas zu etablieren. 1991 war hier alles zerstört: die schmucken Holzhäuser, die breiten Strassen und sogar die Mentalität der Menschen. Das war das Resultat des Sowjetsystems. Deswegen wollte ich hier etwas Neues schaffen.» Als Estland von den Sowjets befreit war, beantragte Järvi den estnischen Pass; die Steuerresidenz blieb Palm Beach, Florida.

Immer entschlossen

Mit Paavo Järvi zu sprechen, heisst auch, zu pokern. Beim vorletzten Treffen hatte er mit geradezu spitzbübischer Freude auf meine Frage gewartet. «Warum spielen Sie Messiaen ein zum Amtsantritt in Zürich?» Genüsslich cool sagte er: «Weil ich Fan von Olivier Messiaen bin. Ich habe keine ungemein tiefgründige philosophische Erklärung dafür, aber diese Musik ist einfach toll, wird viel zu selten aufgeführt.» Und er fuhr fort: «Was passiert, wenn ein Dirigent zu einem Deutschschweizer Orchester kommt? Er spielt die Sinfonien von Mahler, Bruckner oder Brahms ein. Ich wollte es anders machen, das Zürcher Publikum über-

raschen.» Dass sich Messiaen nicht einfach verkauft, ist ihm auch egal: «Die künstlerischen Aspekte sollten nicht vom Marketing gelenkt werden. Wir Künstler machen etwas, dann soll es jemand verkaufen. Das ist mein Weg.»

Die Tonhalle-Marketingabteilung liebt den Esten noch mehr, als es Intendantin Ilona Schmiel tut. Wo und wann immer der Dirigent in ein Mikrofon oder eine Kamera sprechen soll, ist er parat. Das erstaunt, denn im Vergleich zu einem Simon Rattle sei Järvi ein zurückhaltender, ja konservativer Mensch, sagen seine Freunde. Järvi brauche ein Team, eine starke Kommunikationsabteilung. Er sei nicht derjenige, der mit grossen Innovationen komme, Orchester-Projekte mit einem DJ wie einst in Frankfurt hin oder her. Er spricht – offiziell – auch kein Deutsch, obwohl er jahrelang mit deutschen Orchestern gearbeitet hat.

Wenn die Zürcher und Zürcherinnen ihren Chefdirigenten verstehen wollen, müssen sie aber zuerst akzeptieren, dass er verrückt ist. Grossartig verrückt! Um es zu merken, muss man im Sommer nach Pärnu reisen. Im hübs-

chen Kaff mit Bäderhotels, farbigen Holzhäusern und drei hässlichen Einkaufszentren machte er aus einem unbedeutenden sowjetischen Festival ein einzigartiges estnisches.

Järvi steht während acht Festivaltagen fünf Abende auf dem Podium. Daneben leitet er stundenlange Dirigenten-Workshops, ist bereit für einen Nacht-Talk auf dem Podium. Fundament des Festivals ist sein Orchester, das innerhalb von zehn Jahren zu einem Top-Klangkörper reifte. Der Durchlauf zur Weltspitze ist umso erstaunlicher, als diese Gemeinschaft bloss zehn Tage in Pärnu und auf einer dem Festival folgenden Tournee existiert.

Das Modell kennen wir aus Luzern. Dort hat man um Claudio Abbado herum im Jahr 2003 das Lucerne Festival Orchestra geschaffen. Die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* behauptete im Sommer 2020 keck, dass Järvis Orchester das Niveau habe, wie es das Luzerner unter der Leitung Abbados einmal hatte. Hatte... Im Unterschied zu Abbados Orchestergründung hat Järvi nicht einfach den Ort mit den besten Bedingungen (und Top-Gagen) dafür ausgewählt, sondern das Gegenteil. Der Enthusiasmus und die Liebe zur Musik machen alles wett.

Die Frage, warum diese Musiker von weit her kommen und im Festspielorchester mit-tun, beantworten alle gleich: «Wegen Paavo!» Järvi weiss, wie gut seine Musiker sind: «Die Mittel sind viel kleiner als unsere Ambitionen. Aber haben Sie gehört, wie das Orchester klingt? Besser als viele mit grossen Namen.» In seinen Worten steckt kein Stolz, sondern estnische Nüchternheit. Dieser Mann wirkt immer entschlossen. Als einst beim Open-Air-Gastspiel im lettischen Jurmala jemand zu früh applaudierte, wehrte er sich verärgert dagegen, gab aber am Schluss jovial das Zeichen zum Applaus.

Da hatte Järvi am sechsten Festivaltag im Sommer 2020 Mendelssohns 1. Sinfonie so stürmisch belebt, dass sie klang wie vier «Italienische» zusammen. Und schon stand er entspannt auf dem Balkon des Konzertsals, um mit dem Kulturminister zu plaudern. Keine fünfzehn Minuten später tauchte er im T-Shirt beim Empfang an der Bar auf und schmunzelte



„Ich glaube, man nennt es 'Moderne Kunst'...“



«Es geht nicht nur ums Spielen, sondern auch ums Präsentieren»: Dirigent Järvi.

ob des Lobs, das von allen Seiten auf ihn niederprasselte. Wer um 1.30 Uhr nach Hause ging, gehörte zu den Ersten. Ob man getanzt habe, wurden wir am nächsten Morgen gefragt. Und nicht mal ins Meer schwimmen sei man gegangen?! Wir verkniffen uns die Gegenfrage: «Und um 10 Uhr zur Probe?», denn wir hatten schnell gelernt, dass in Pärnu eine Frage tabu ist: «Wann schläft ihr?». Grinsend meint Järvi: «Wir schaffen uns hier unsere eigenen Regeln. Das ist eine Sache für Fanatiker und Enthusiasten, hier ist keiner, um Geld zu machen.»

Furiöse Aufführungen

Jemand mit einem solchen Geist hat dem Tonhalle-Orchester Zürich bisher gefehlt. Gefragt, ob denn die Zürcher dereinst unter den Top Ten der Welt figurieren könnten, sagte mir Järvi beim ersten langen Gespräch im Sommer 2017 trocken: «Das werden sie – gar keine Frage. Wir haben eine Vision. Wir müssen gross denken – und langfristig. Aber es geht nicht nur ums Spielen, sondern auch ums Präsentieren.»

Die ersten Begegnungen mit dem Tonhalle-Orchester waren für beide Seiten elektrisierend. Der Este sagte dazu: «Es ging nicht darum, ob dieses recht oder jenes falsch sei – das ist wichtig, aber nicht alles: Diese Musiker wollten zum Kern. Man muss in der Musik eine innere Welt finden. Das war cool! Wir konnten Musik machen, ohne Akademismus. Das Fundament ist sehr stark. Ich will an einer Tradition bauen. Das Wichtigste ist, dass wir uns im Musikalischen verstehen. Wenn das klappt, wird alles andere klappen, wenn nicht, wird alle PR nichts nützen.» Der ehrgeizige Järvi weiss, dass in Zürich viel zu erreichen ist. Sosehr er die Tonhalle Maag liebt, so sehr sehnt er sich nach der Wiedereröffnung der alten, renovierten Tonhalle.

Järvi ist jener Dirigent, der nicht nur die Zeit mit Vorgänger Lionel Bringuier (Jahrgang 1986) in wenigen Monaten vergessen machte, sondern auch die verklärten Jahre mit David Zinman (Jahrgang 1936) überflügeln wird. Järvis Schwärmen über das Tonhalle-Orchester ist keine Schmeichelei. Er weiss: Zürich kann auch ihm zu einem weiteren Karriereschub verhelfen.

Im Tonhalle-Orchester war nach den ersten Konzerten ein enormer Enthusiasmus zu spüren. Järvi wie Musiker waren bereit für Grosses, viele furiose Aufführungen haben es gezeigt: Schon 2017 auf China-Tournee triumphierte man mit Mahlers 5. Sinfonie. Doch der Enthusiasmus hat nicht nachgelassen, sondern zugenommen. Wie gelöst und zielgerichtet erklang doch beim letzten Zürcher Konzert vor dem erneuten Kultur-Lockdown am 22. Oktober 2020 Mozarts 39. Sinfonie!

Corona machte viele Pläne zunichte. Die Aufnahmen der Tschaikowsky-Sinfonien wurden unterbrochen, statt einer Box ist bisher nur eine einzige CD erschienen. Aber die ist grossartig.

Wer lesen will, muss schreiben

Isländer sind begnadete Buchautoren. Die langen Winternächte allein reichen als Erklärung nicht aus. Aber etwas haben die Isländer gelernt: Gute Geschichten beginnen mit einem Mord.

Joachim B. Schmidt

Island. 1241. Snorri Sturluson versteckte sich im Keller. Gissur Thorvaldsson hatte sich mit einem Heer, bestehend aus sieben Bauern und Kämpen, Zutritt zu Snorris kleiner Festung in Reykholt verschafft. Nun stieg er mit vier bewaffneten Männern in den Keller hinab. Snorri Sturluson sass in der Falle. Einer der Männer, nennen wir ihn den Ersten, sollte ihn erschlagen, zögerte aber, und Snorri flehte: «Eigi skal höggva!» – nicht zuschlagen!

Snorri Sturluson war ein wohlhabender Dichter, ein Anführer; er hatte das oberste Amt, Gesetzessprecher des Althings, zweimal innegehabt. Er war Skalde und Geschichtsschreiber, stand in den Diensten des norwegischen Königs Hákon Hákonarson, der nun aber Gissur Thorvaldsson den Auftrag erteilt hatte, Snorri zu beseitigen. Es war eine wirre Zeit.

Der Erste zögerte also, brummte: «Mach du!» und schaute verstohlen den Zweiten an.

«Eigi skal höggva!», wiederholte Snorri.

Aber der Zweite schwang die Axt und streckte den Dichter nieder, ein Dritter gesellte sich dazu, und zusammen hieben sie auf Snorri ein, bis er tot war. Etwa so steht es in der Sturlunga saga geschrieben.

Rekordverdächtige Autoredichte

2020. Seit vierzehn Jahren lebe ich nun inmitten glücklicherweise gesitteter Isländer. Von Snorri Sturlusons Schicksal erfuhr ich in der Ausbildung zum Reiseleiter. Ich spitzte die Ohren, schliesslich bin auch ich Schriftsteller, möchte aber nicht erschlagen werden. Zeitgenössische isländische Schriftsteller sind nicht weniger ertragreich als Snorri. Zurzeit sind auf den Büchertischen der Schweizer Buchhandlungen «60 Kilo Sonnenschein» von Hallgrímur Helgason und «CoDex 1962» von Sjón zu finden. Für viele ist «Die Eismalerin» von Kristín Marja Baldursdóttir ein Begriff. Die Krimiautoren Yrsa Sigurðardóttir, Arnaldur Indriðason und Ragnar Jónasson haben auf der Spiegel-Bestsellerliste Stammplätze. Zusammen haben sie über zwanzig Millionen Bücher verkauft, obwohl fast niemand ihre Namen richtig aussprechen kann.

2019 wurden ungefähr vierzig isländische Titel übersetzt. Die Isländer sind eine schaffenswütige, erfolgreiche Buchnation. Ihre Autoredichte ist rekordverdächtig. Fast nirgendwo sonst auf der Welt werden jährlich so viele Titel pro Einwohner veröffentlicht; fast fünf Titel pro tausend Einwohner. In der Schweiz liegt dieser Wert bei knapp zwei. Um dem Ursprung der Schaffenskraft der Isländer auf den Grund zu gehen, hilft ein Blick in die Vergangenheit, in den dunklen Keller Snorri Sturlusons. Denn da liegt einer der grössten Dichter Islands in einer Pfütze Blut.

Isländisch, schärfer als jedes Schwert

Snorri Sturlusons literarisches Erbe ist wegweisend. Dank der «Snorra-Edda», einem Handbuch für Skalden, wissen wir heute so einiges über nordische Mythologie, die Götter, Thors Hammer, Odins Pferd, die Götterdämmerung. Neil Gaiman stützt sich in seinem herrlich amüsanten Werk «Nordische Mythen und Sagen» ganz auf die «Snorra-Edda». Snorris Vermächtnis findet sich selbst in der Popkultur: Die Marvel-Studios wären ohne den Skalden um ein paar Filme und Superhelden ärmer. Snorri Sturluson wird mindestens eine

Die Isländer fanden zurück zu ihrer Sprache und verhinderten, dass sich das Dänische etablierte.

Isländersaga zugeschrieben: die «Egils saga». All diese mittelalterlichen Manuskripte, die vor rund 800 Jahren im flackernden Licht der Fischöllampen mit Ochsenblut und Beerensaft auf Kalbsleder geschrieben worden waren, gehören heute zum Unesco-Weltkulturerbe. Sie sind ein Fenster in die Vergangenheit. In den Weinlandsagas etwa werden die Landnahme Nordamerikas und die Begegnungen zwischen Wikingern und Indianern beschrieben. Es ist nicht ausgeschlossen, dass Christoph Kolumbus persönlich diese Wegbeschriebe zu lesen bekam, 500 Jahre nachdem Leif Eriksson den nordamerikanischen Kontinent betreten hatte.

Zwischenzeitlich blieb dieser Bücherschatz den Isländern aber verwehrt. Sie verspielten ihre Unabhängigkeit in den Wirren vor 1262, und mit der Reformation im Jahr 1550 ging auch der Besitz der Kirche an die Kolonialmacht über: Dänemark. Um diese Zeit herum war das Klima zunehmend kälter geworden, die Gletscher wuchsen, die einst flächendeckenden Wälder waren längst abgeholzt und verfeuert worden. Die Besiedlung Grönlands wurde aufgegeben, Island lag plötzlich abseits der Handelsroute; eine wettergeplagte, einsame Insel am wilden Nordmeer. Die Saga-Manuskripte wurden in Det Kongelige Bibliotek nach Kopenhagen verschifft, wo ein Teil davon beim Stadtbrand von 1728 in Flammen aufging. Jetzt blieb den Isländern nur noch die Bibel.

Im 19. Jahrhundert gaben ein paar kecke Isländer, die in Kopenhagen studierten, eine Zeitschrift heraus, worin sie die Landnahme Islands, die Wikinger, den isländischen Freistaat, die Sagas und die isländische Sprache zelebrierten und romantisierten. Damit rüttelten sie das Selbstbewusstsein ihrer gebeutelten Landsleute wach. Die Isländer wurden aufmüppig, fanden zurück zu ihrer Sprache und verhinderten, dass sich das Dänische etablierte. Isländisch wurde so die schärfste Waffe im Kampf um Unabhängigkeit. Schliesslich gab Dänemark die Kolonie auf und schickte die Saga-Manuskripte zurück.

Aus dem Boden der isländischen Sprache und der Tradition des Geschichtenerzählens sprossen Autoren wie Jón Sveinsson («Nonni und Manni»), Gunnar Gunnarsson («Advent im Hochgebirge») oder der Nobelpreisträger Halldór Laxness («Sein eigener Herr») hervor; wichtige Vorbilder für kommende Generationen. Heute sind all diese Bücher, von den Isländersagas bis zur Neuinterpretation der «Sturlunga saga» von Einar Kárason, Schulstoff. Das Medium Buch wird als wichtiges Kulturgut gewertet, erfolgreiche Autoren erhalten fast automatisch staatliche Stipendien. Die vergleichsweise kleinen Verlage stützen sich auf Subventionen ab. Das Buch ist in Island ein Luxusgut, mit entsprechendem Preisetikett,



Lesen als Nationalsport: Autor Schmidt in Island.

11 Prozent Mehrwertsteuer inklusive. Eine Neuerscheinung kostet bis zu 6999 Kronen, rund fünfzig Franken. Davon lassen sich die Konsumenten nicht abschrecken. Das Buch als Weihnachtsgeschenk hat eine stolze Tradition und verursacht alle Jahre wieder eine «Jólabókafló» – eine Weihnachtsbücherflut. Lesen ist ein Nationalsport. Die Kinder haben in den ersten Schuljahren immer dieselben Hausaufgaben: Lesen, Lesen, Lesen. Beim Elternsprechtag geht es in erster Linie darum, wie viele Worte pro Minute die Sprösslinge lesen können. Indes geht mit jeder neuen Pisa-Studie ein Aufschrei durch die Bevölkerung, denn die Kids scheinen nicht wirklich zu verstehen, was sie lesen.

Luxusartikel Buch

Aber das ist ein anderes Thema. Isländisch ist nämlich eine verflüchtete komplexe Sprache. Abgesehen von der komplizierten Grammatik – selbst Namen werden bis zur Unkenntlichkeit dekliniert (die Sängerin Björk wird im Genitiv

zum Holzfäller Bjarkar) –, dem antiken Alphabet und den ellenlangen Wortkompositionen, wird die Sprache bewusst vor Fremdwörtern geschützt, etwas, das man im deutschsprachigen Raum aufgegeben hat. Anglizismen verbreiten sich da wie ein Virus, obwohl sich für Begriffe wie «homeoffice», «social distancing», «contact tracing» und «lockdown» bestimmt deutsche Übersetzungen finden lassen würden. Etwa «Heimbüro», «soziale Distanzierung», oder «Kontaktrückverfolgung». Für den etwas komplexeren Begriff «Lockdown» haben die Isländer, die Anglizismen so vehement bekämpfen wie einst die dänischen Einflüsse, eine pragmatische Lösung gefunden: «að loka öllu» – alles zumachen.

Das sind alles handfeste Argumente. Aber vielleicht liegt das Erfolgsrezept dieser Buchnation in ihrer Pragmatik. Aus finanziellen Gründen werden in Island nur wenige ausländische Titel übersetzt. Die enge Auswahl beschränkt sich auf Weltbestseller, alte Klassiker und Nobelpreisträger. Sucht man etwa

nach Schweizer Namen in den zwei Buchhandlungen Reykjavíks, findet man ausser Max Frisch und Joël Dicker niemanden. Wollen Isländer Bücher lesen, müssen sie sie selber schreiben. Dieser Schreibzwang fördert Talent zu Tage. Kritiker, Zyniker und Spötter gibt es in der Szene kaum: Isländer finden sich selber ganz toll. An Selbstvertrauen fehlt es ihnen nicht. Die in diesem Text genannten Autoren sind Berühmtheiten, sie zieren die Titelseiten, sind regelmässige Gäste in Talkshows, und wenn sie von ihrem Erfolg im Ausland erzählen, glänzen die Augen aller.

Isländer sind stolz auf sich. Schade dabei ist nur, dass sie sich keine Silbe für einen Schweizer Autor interessieren, der in gewissem Sinne unten im dunklen Keller hockt, klammheimlich Islandromane schreibt und sehnlichst darauf wartet, bemerkt zu werden.

Joachim B. Schmidt ist ein Schweizer Schriftsteller. Er lebt und arbeitet in Island. Im Herbst ist sein vierter Islandroman, «Kalmann», erschienen (Diogenes).

Das grösste Ding der Welt

Dolly Parton, Country-Ikone und wohlhabendste Musikerin unserer Zeit, feiert ihren 75. Geburtstag.

Thomas Wördehoff

Dolly Parton: A Holly Dolly Christmas.
Rykodisk 10284497

Stephen Colbert ist kein Mann vornehmer Zurückhaltung. Er kann gut austeilen, denn sonst hätte er niemals David Lettermans Nachfolge als Gastgeber der «Late Show» angetreten. Doch für einmal wurde auch der harte Hund unter Amerikas Talk-Dompteuren von seinen Gefühlen überwältigt. Der Superprofi hatte den Faden verloren.

Die Auslöserin der ungewöhnlichen Formschwäche sass nicht einmal bei ihm im Studio. Dolly Parton war wegen Coronagefahr nur live zugeschaltet und tat das, was sie immer tut – sie redete, lachte und sang ohne Punkt, Komma und Fermate. Irgendwann stimmte die zierliche Dame mit brüchiger Stimme «Bury Me Beneath the Willow» an, einen uralten Folksong über eine Braut, die kurz vor der Hochzeit versetzt wird und sich im Laufe der Strophen umbringen wird.

Da war es um den Mann geschehen, er griff gerührt zum Taschentuch und musste sich schnäuzen. Und zugleich lachen, denn in die Ergriffenheit mischte sich wohl auch Fassungslosigkeit über das wundersame, aber höchst charismatische Fräulein. Und damit geriet der sonst so schlagfertige Witzbold genau in jene Bredouille, in die man kommt, wenn man sich näher mit Dolly Parton beschäftigt.

Unerbittliche Inbrunst

Schon das Äussere könnte manch einen Madonna- oder Taylor-Swift-Anhänger in die Flucht schlagen – selbst die Fans ihrer exzentrischen Patentochter Miley Cyrus sind vermutlich von Dollys schrillen Gepränge nur schwer zu überzeugen. Tatsächlich ähnelt die grell blondierte Seniorin mit den knallroten Lippen und den aufgesetzten Megabrüsten (die sie «Shock and Awe» taufte) einer Glitzertanne aus Botox, Strass und Kunsthaar. Die aufwendige Montur verwandelt sie dabei nicht etwa in eine grelle Comic-Majestät, sie ähnelt eher einer übertrieben kostümierten Reklamefigur.

Schaut man hinter die Fassade der nur 1 Meter 52 grossen Lady, taucht ein flirrendes Vexierbild aus krassen Gegensätzlichkeiten auf, das zwischen Kitsch und Kalkül, flachem Trallala und berührender Musikalität, träumerischem Poesiealbum und feministischen Grundsätzen in den wildesten Farben schillert. Hört man sich durch Partons Songbook (über 3000 Lieder hat sie verfasst), sollte man sich viel Zeit reservieren. Ein ganzes Dolly-Parton-Werk am Stück zu hören, kann erst mal schwerfallen. Gewiss, sie ist eine ausdrucksstarke Sängerin, aber die unerbittliche Inbrunst und die eindringliche Country-Kehligkeit ihres Timbres sind gewöhnungsbedürftig. Gerade bei den eher be-

In Nashville gab sie zunächst das All-American-Girl vom Lande: blond, blöd und bieder.

langlosen Stücken (die gibt es auch, etwa auf ihrer neuen Weihnachts-CD – viel Prominenz und Lametta; nett, aber ziemlich aufgesetzt).

Mit achtzehn Jahren war ihr bereits sonnenklar, dass sie den grossen Erfolg haben würde. Man schrieb das Jahr 1964, als sie ihre Habseligkeiten packte und sich von ihrem Elternhaus in den Bergen Tennessees auf den Weg nach Nashville machte mit dem unverrückbaren Ziel, irgendwann mit Singen ganz oben zu landen. «Ich glaube, dass ich es eines Tages schaffen werde, wenn ich es lange genug und mit aller Kraft versuche», versprach der quirlige Teenager unter Tränen in einer ersten Depesche aus Nashville der weinenden Mutter daheim in den Bergen. Und schon ist man mittendrin in einem unentwirrbaren Dickicht aus Märchen und Sarkasmus, Philanthropie und Geschäftssinn.

Tatsächlich hätten die Gebrüder Grimm ihre Freude an Dollys Kindheitserzählungen gehabt. Im östlichen Tennessee, dort, wo die Countrymusik einst entstand, wurde sie als viertes Kind von zwölf Geschwistern in einer abbruchreifen Holzhütte geboren. Der Vater war ein armer Pächter «auf hartem Boden, der knauserig ist, wenn es darum geht, viel von der

Ernte abzugeben», schreibt sie in ihren sehr unterhaltsamen Memoiren. Damals lernte sie bald, dass auffällig geschminkte Damen, die etwas aus sich machten, von den Herren wie rohe Eier behandelt wurden.

Tatsächlich gab sie in Nashville zunächst das All-American-Girl vom Lande: blond, blöd und bieder – und entsprach damit wohl auch den Erwartungen des klassischen Hillbilly-Publikums. Wie zur Bestätigung sollte Dolly später singen: «I'm just a backwoods Barbie in a push-up bra and heels / I might look artificial, but where it counts I'm real.» Doch das aufreizende Bekenntnis war irreführend.

Hakenschlager gelang und gelingt es Dolly Parton in ihrer über fünfzigjährigen Karriere immer wieder, ihre Klientel mit missverständlichen Etiketten zu verschaukeln. Auf einer ihrer ersten Singles, «Just Because I'm a Woman», bot die damals 24-Jährige ihrer wachsenden Hinterwäldlergefolgschaft harten emanzipatorischen Tobak: «My mistakes are no worse than yours / Just because I'm a woman», sang sie mit treuherzigem Augenaufschlag. Diejenigen, die damals dem zartem Aufbegehren Dollys hätten applaudieren können, waren zu dieser Zeit (1968) Steppenwolfs männlich brodelnder «Born to Be Wild»-Hymne verfallen.

Nelson Mandelas Lieblingslied

Irgendwann dämmerte es auch Dolly Parton, dass der weinerlich anmutende Twang des Country-Sounds kommerziell seine Grenzen hatte und dem Schlachtruf «Blondes have more fun» (den sie 1967 in ihrer spöttisch grundierten Debüt-Single «Dumb Blonde» feierte und der von Rod Stewart zehn Jahre später erfolgreich abgekupfert werden sollte) abträglich war. Sie verliess den Country-Schwerenöter Porter Wagoner, der ihre Karriere als väterlicher Partner gefördert hatte, und begab sich auf eine grössere Umlaufbahn: In einer Nacht des Jahres 1973 schrieb sie jene zwei Lieder, die das Fundament ihres Weltruhms bilden sollten.

«Jolene» gehört zum Genre jener schlichtgebauten Songs, die sich auf der Stelle in die



Hakenschlagendes Multitalent: Musikerin und Unternehmerin Parton.

Gehörgänge einnisten und dort nicht altern, sondern für alle Zeiten in Erinnerung bleiben. Ihr Geheimnis besteht in der aufrichtigen und suggestiven Erzählung. Die tiefgedemütigte Heldin des Songs bittet ihre Rivalin Jolene, ihr nicht den Mann zu nehmen, der nachts immer wieder den Namen der Geliebten ruft. Ohne Ausschmückung schildert die Frau ihre Seelenqual («I cannot compete with you, Jolene») – ein Meisterwerk der Gradlinigkeit, ein Song über die zerstörerische Angst vor dem Nichts. Es war Nelson Mandelas Lieblingslied.

Spende für Corona-Impfstoff

Der zweite Song dieser produktiven Nacht, «I Will Always Love You», war als eine Art Übung gedacht. «Jede Sängerin wünscht sich eine Nummer, in der man die Facetten ihres Ausdrucks zeigen kann. Man fängt leise an, öffnet sich, wird grösser und gibt schliesslich

In einer Nacht schrieb sie jene zwei Lieder, die das Fundament ihres Weltruhms bilden sollten.

alles, was möglich ist.» Der emotional geradezu zerberstende Track war zugleich Partons aufwühlender musikalischer Abschied von ihrem Mentor Porter Wagoner, den sie sehr bald überflügelte. Dass der Song zwanzig Jahre nach dem Erscheinen 1992 durch Whitney Houstons atemberaubende Interpretation schliesslich zu einem der grössten Welterfolge der Popgeschichte wurde, hat Seltenheitswert.

Dolly Rebecca Parton ist die wohlhabendste Musikerin der Geschichte, neunmal wurde sie mit einem Grammy ausgezeichnet und 2006 mit der Kennedy-Medaille geehrt. Sie engagiert sich für die LGBT-Bewegung, hat ein Buchprogramm für Kinder aufgelegt, bei dem bisher über 150 Millionen Bücher gratis an Kinder im Vorschulalter verteilt wurden. Dem Vanderbilt Institute for Infection, Immunology and Inflammation in Tennessee hat sie eine Million Dollar für die Erforschung eines Corona-Impfstoffs gespendet. Sie arbeitet als Schauspielerin (ihr neues Werk «Christmas on the Square» für Netflix ist allerdings ein uninspiriertes Fließband-Musical), schreibt Bücher und besitzt den Vergnügungspark «Dollywood».

Mitte der siebziger Jahre, als der Rummel um sie gerade gezündet hatte, mutmasste Merle Haggard, einer der Säulenheiligen der Countrymusik, Dolly könnte im toxischen Gemisch aus Promotion, Ehrgeiz und Erfolg verbrennen. «Dadurch wird sie vielleicht nie das werden, was sie hätte sein können. Sie hätte das grösste Ding der Welt sein können. Wenn sie einfach Dolly geblieben wäre.»

So kann man sich täuschen. Am 19. Januar feiert Dolly Parton, wer immer sie auch ist, ihren 75. Geburtstag.

LEBEN HEUTE



WUNDERBARE WELT

MvHs grosses Kino

Mark van Huissingling

Heute aus aktuellem Anlass eine grosse Frage: Braucht die Welt Weihnachtslieder? Unter uns: MvHs wunderbare Welt braucht keine, meine ich. Das ist aber nicht das Ende der Geschichte, falls man Familie hat und in dieser das Unterhaupt ist. Was ich sagen will, Bambi mag *Christmas songs*, also weniger hiesiges Liedgut wie «Stille Nacht» oder «O Tannenbaum» (das dann doch nicht), sondern mehr Werke wie «Driving Home for Christmas» von Chris Rea oder, ihr Favorit, «Happy Xmas» von John Lennon und Yoko Ono. Es hätte also schlimmer kommen können, einverstanden – «Last Christmas» von Wham! oder Band Aids «Do They Know It's Christmas?» (Popstars von Phil Collins bis Sting).

Über Geschmack soll man nicht streiten (jedenfalls nicht mit der Ehefrau). Drum wohl dem, der eine Kolumne hat: «Feliz Navidad», vom puerto-ricanischen Sänger José Feliciano nach eigenen Angaben in fünf Minuten komponiert und, idealerweise, in der 3-Minuten-11-Sekunden-Version vorgetragen, ist o.k., finde ich. Oder (lieber nicht «und») «Fairytale of New York» von The Pogues.

Wenn wir's davon haben: In letzterem Lied findet eine dramaturgische Wende statt, die aufgeräumte Stimmung kippt, Sängerin Kirsty MacColl und Sänger Shane MacGovan geraten sich plötzlich in die Haare; wie's so gehen kann bei Paaren, besonders wenn es sich um irische Alkoholiker handelt, nehme ich an. «You cheap lousy faggot» heisst es dann beziehungsweise hiess es. Die für *cancel culture*, Absage- oder Löschkultur, zuständigen Leute der British Broadcasting Corporation (BBC) haben «faggot» (Homosexueller, Substantiv) ersetzt, nach 33 Jahren (der Song ist von 1987), durch «haggard» (ausgezehrt, Adjektiv). Mal sehen, wie lange man noch Weih-

nachtslieder verbreiten darf – solche könnten ja grundsätzlich Personen oder Organisationen diskriminieren oder beleidigen, die dieses Fest nicht feiern... Vielleicht braucht die Welt doch *Christmas songs*, damit sie wunderbar bleibt.

«Papa, was waren Klubs?», fragt mein Sohn, bald vierjährig, vielleicht später mal, wenn das so weitergeht», stand in dieser Spalte neulich. Und «Papa, was waren Kinos?» will er dann möglicherweise auch gleich wissen. Kurz bevor diese erneut schliessen mussten, voraussichtlich bis 22. Januar 2021 (Stand *Weltwoche*-Redaktionsschluss), war ich im Riffraff an der Pressevorführung von «Billie», dem neuen Dokumentarfilm über die amerikanische Jazzsängerin Billie Holiday.

Dafür wurde «aufwändig restauriertes Archivmaterial mit bisher ungehörten Tonbandaufnahmen verknüpft» (Eigenreklame). Man sieht «Lady Day» erstmals in bewegten Farbbildern und hört, neben ihrer Stimme/Musik, die allein schon den Kinobesuch wert sind, Kollegen Sätze sagen wie: «Sie war eigentlich kein Flittchen, sie lebte bloss gerne ausschweifend» («She wasn't a slut she just liked to live fast»). Kurz vor ihrem Tod gefragt, weshalb Jazzsängerinnen oft nicht alt würden, antwortete die 1959 mit 44 traurig, allein, kinder- und mittellos (Kontostand: 70 Cents), dafür mit Polizisten am Krankenbett, die sie wegen Drogenbesitzes verhaften sollten, an Leberzirrhose Verstorbene: «Weil wir hundert Tage an einem Tag leben.» Mit anderen Worten, der Film ist sehens- sowie hörensenswert.

Über Geschmack soll man nicht streiten (jedenfalls nicht mit der Ehefrau).

Womit wir bei einem weiteren Seuchenzeitvertrieb Ihres Kolumnisten angelangt wären: Biopics, oder Verfilmungen des Lebens von Personen. «Deep Web – Der Untergang der Silk Road» handelt vom Online-Schwarzmarkt, auf dem neben verbotenen Drogen angeblich auch Waffen und Morde angeboten wurden, respektive dem vermutlichen Betreiber, einem Amerikaner mit Namen Ross Ulbricht, der 31 war, als er 2015 zu einer zweifachen lebenslangen Haftstrafe plus vierzig Jahren ohne Möglichkeit einer vorzeitigen Haftentlassung verurteilt

wurde. Steckte hinter «Dread Pirate Roberts», dem Website-Administrator, wirklich Ulbricht, der hilfsbereite Gebrauchte-Bücher-Online-Händler? Oder war dieser das Bauernopfer, als das er sich selbst beschrieb? Man weiss es nicht genau.

Etwas älter schon, interessant immer noch: «Ecstasy Bandits – Dirty Pictures» (2010), die Lebensgeschichte von Alexander Shulgin, dem 2014 verstorbenen Entwickler zahlreicher synthetischer Halluzinogene, darunter MDMA, ausserdem einer der grössten Wissenschaftler des 20. Jahrhunderts (moviepilot.de). Beide Filme sind auf Youtube in deutscher Fassung gratis und, so viel ich weiss, legal abrufbar. Ich wünsche meinen Lesenden sowie allen anderen schöne Weihnachten, Pardon: Festtage.



UNTEN DURCH

Leute ohne Gesichter

Linus Reichlin

Mein Freund Bruno und ich standen in der Schlange vor der Supermarktkasse. Vor uns wartete eine Mutter mit einem etwa sechs Monate alten Baby, das mich lange ausdruckslos anschaute. Um es aus seiner frühkindlichen Depression herauszuholen, lächelte ich es an. Doch ich vergass, dass mein Lächeln wegen der Schutzmaske ja so wenig zu sehen war wie der Hintern einer Blondine in einer Tropfsteinhöhle. Also hob ich die Maske kurz an, doch in diesem Moment stiess Bruno mir seinen Ellbogen in die Rippen. «Bist du verrückt», flüsterte er, «damit verängstigt du das Baby nur. Es ist sich den Anblick eines unverdeckten Gesichts im Supermarkt nicht gewöhnt.» – «Ich will es doch nur aufheitern», flüsterte ich, «es hat einen so starren Gesichtsausdruck.» – «Das ist Imitation», flüsterte Bruno, «ein ganz normales Sozialverhalten. Wenn das Baby uns anschaut, sieht es

zwei Augen und darunter eine leere, völlig ausdruckslose, weisse Fläche. Es denkt, dass es sozial von Vorteil ist, wenn es auch so ein Gesicht macht. Und da es keine Maske besitzt, versucht es, eine versteinerte Miene aufzusetzen.»

Ich winkte dem Baby zu, das war ja wohl noch erlaubt! Ich stellte mir vor, wie es in 25 Jahren bei einem Kunstwettbewerb den 3. Preis gewann mit einem Gemälde, das eine S-Bahn zeigte, in der lauter Leute ohne Gesichter sassen. Den 2. Preis gewann ein gleichaltriger Künstler, der aus Lindenholz kopfgrosse Kugeln schnitzte, an denen zwei Kuhaugen steckten. Den 1. Preis gewann natürlich wieder mal eine junge Frau, die aus FFP2-Masken einen zehn Meter hohen Teddybären gebaut hatte. Falls sie einen Mäzen fand, konnte sie nächstes Mal in ihrem Atelier dieselbe Skulptur aus FFP3-Masken herstellen. «Wenn diese Babygeneration erwachsen ist», flüsterte ich Bruno zu, «haben die möglicherweise ganz merkwürdige sexuelle Vorlieben. Zum Beispiel stehen sie vielleicht auf Ganzkörperanzüge, die aus den Gummibändern von Schutzmasken geflochten sind. Oder sie finden es erregend, wenn sich ihr Partner im Bett eine Schutzmaske vom Gesicht reisst und ihnen ins Gesicht hustet.» – «Mach dir keine Sorgen», flüsterte Bruno, «die landen alle in der medizinischen Forschung. Sie werden ihr Leben der Vernichtung der Viren widmen. Sie werden sie unter dem Elektronenmikroskop zerstückeln und dabei leise kichern.»

Ich winkte dem Baby nochmals zu, aber es blieb völlig apathisch. Vielleicht wurde es falsch ernährt? Die Mutter legte jedenfalls recht bedenkliche Nahrungsmittel aufs Förderband. «Schau dir das an», flüsterte ich Bruno zu, «sie gibt ihm Putenbrust. Und Essiggurken. Das ist doch keine artgerechte Nahrung für einen so kleinen Primaten!» – «Sie nimmt sicher auch selber mal Nahrung zu sich», flüsterte Bruno. Die Mutter war jetzt mit Zahlen dran, und während sie ihre EC-Karte einsteckte, sagte die Kassiererin, die ohne Maske hinter einer dicken Plexiglasscheibe sass, zu dem Baby: «Na, dudul Kleines Prinzchen!» Augenblicklich begann das Baby zu schreien. «Hallo Sie», sagte Bruno zur Kassiererin, «könnten Sie bitte Ihre Maske aufsetzen? Sie sehen doch, dass Sie dem Kind Angst machen.» Die Kassiererin behauptete, sie dürfe hinter der Plexiglasscheibe ohne Maske sitzen. «Erklären Sie das mal diesem armen Kind», sagte Bruno, «das hat es doch schon schwer genug, auch ohne Ihr Gesicht sehen zu müs-

sen!» – «Mein Kind hat es nicht schwer», sagte die Mutter, und jetzt hörte das Baby einen Moment lang auf zu schreien. Aber dann fiel sein Blick wieder auf das nackte Gesicht der Kassiererin, und es wurde erneut von Entsetzen gepackt. «Ich frage mich», sagte Bruno hinterher auf dem Parkplatz, «ob der Bundesrat ein Konzept für die Desensibilisierung dieser Babys hat, wenn die Maskenpflicht eines Tages aufgehoben wird. Das muss doch schrittweise geschehen, wie beim Schlafmittelentzug, sonst kriegen die einen Schock, wenn die plötzlich lauter unbedeckte Gesichter sehen!» Ausschleichen nennt man das. «Ich wollte ja damit anfangen», sagte ich, «aber wer hat es verhindert?»



FAST VERLIEBT

Die Kunst des Lebens über dem Abgrund

Claudia Schumacher

Wir überleben gerade ein verrücktes Jahr, das vielen von uns besonders zu schaffen gemacht hat. Solange der letzte Tag nicht gezählt ist, hat 2020 weiterhin Luft nach unten – aber kann uns das davon abhalten, ein Fest zu feiern?

In «Fragmente einer Sprache der Liebe» schreibt der französische Philosoph Roland Barthes: «Das Fest ist für den Liebenden, den Träumer ein Jubel, kein Zerspringen; ich genieße das Festessen, die Unterhaltung, die Zärtlichkeit, die sichere Verheissung von Lust: <eine Kunst des Lebens über dem Abgrund.>»

Eine Kunst des Lebens über dem Abgrund: Barthes zitiert hier seinen Kollegen Jean-Louis Bouttes, der kaum bekannt ist. Dieser Bouttes hat aber damals, in den Siebzigern, damit die vielleicht beste Definition für das geliefert, was Feste im Jahr 2020 bedeuten. Etwas Abgründiges hatte dieses Jahr für die meisten von uns. Selbst unter den Privilegierten bangten viele um ihren Arbeitsplatz oder um ihre

Gesundheit. Die «Kunst des Lebens über dem Abgrund» ist auch eine gute Definition für Weihnachten: Ein armes Pärchen bekommt sein Flüchtlingskind im Stall.

Schon lange hatten wir nicht mehr so wenig Einfluss auf unsere Zukunft wie in dieser verwirrenden Pandemie. Die Gegenwart ist die einzige Zeitzone, die wir gestalten können. Das gibt ihr aber auch eine neue Bedeutung. Falls Sie mit Kindern zu Hause sind, kennen Sie vielleicht den Spruch von Meister Oogway aus dem Trickfilm «Kung Fu Panda»: «Das Gestern ist Geschichte, das Morgen nur Gerüchte, doch das Heute ist die Gegenwart. Und die zu erleben, ist ein Geschenk.» Die Wahrheit dieser Worte wird im Englischen noch deutlicher, wo «present» sowohl «Gegenwart» als auch «Geschenk» bedeutet.

Präsenz ist die wichtigste Zutat für ein gelungenes Fest. Leider ist es mit dem Gegenwärtigsein 2020 besonders schwierig. Familienmitglieder stecken teils in verschiedenen Ländern fest. Wir können weniger Besuche machen als üblich. Das Jahr hat uns vereinzelt und auf uns selbst zurückgeworfen.

Umso wichtiger ist es, Wege zu finden, um sich selbst zu verschenken. Indem man telefoniert und einander zuhört oder entfernten Freunden ganz altmodisch Briefe schickt. Indem man Einkäufe für den älteren Nachbarn tätigt oder an Menschen in Not spendet. Indem man einfach mal allen danke sagt, die das eigene, gereizte Shutdown-Ich ertragen haben, von der Partnerin bis zum Arbeitskollegen.

Präsent sein und nichts hinterherhetzen: Das ist an diesem Jahresende auch das grösste Geschenk, das man sich selbst machen kann.

Ich wünsche Ihnen und Ihren Liebsten von Herzen frohe Weihnachten.



«Nun machen Sie schon, Weber! Denken Sie an unsere schwierige Auftragslage...»

Ein bisschen *lost in Tanger*

Die Hoffnung, über den Dingen schweben zu können.



Kleine Wunderwelt: marokkanische Stadt Tanger.

Die Nacht im Hotel «La Tangerina» am Rande der Medina Tangers war schlaflos und irgendwann ein freier Fall in den Abgrund meiner selbst. Als Linderung so fern schien wie der Sonnenaufgang, stand ich auf, hüllte mich in meinen Morgenmantel und lief hoch zur Dachterrasse in der Hoffnung, über den Dingen schweben zu können. Tanger lag da in einem verschleierte[n] Licht und wie sprachlos, auf der anderen Seite rauschte ein dunkles Meer, und über mir schwebte ein Sternenhimmel.

Die Zeit stand still, und ich fühlte mich umklammert von einer ewigen Gegenwart, die den Weg versperrte zu all dem Vergangenen und all dem Zukünftigen, und erst als am Rand der Welt ein Licht erschien, als der Muezzin zum ersten Mal rief, die ersten Stimmen in den Tag drängten, ein Auto hupte und ein Esel schrie, öffneten sich ein wenig die Türen meines inneren Gefängnisses, und ich schloss die Augen und döste dem Tag davon.

Nächstbestes Glück

Als der grosse Irrsinn in der kleinen Wunderwelt Tangers Fahrt aufnahm und anfang, wie jeden Tag sich um sich selbst zu drehen, wachte ich auf, ging zurück in mein Zimmer und von da aus in den Tag, lief durch die engen Gassen der Medina hin zum Petit Socco, diesem kiffergeschwängerten Sammelbecken der Libertinage, das in den Tagen Tangers als internationale Zone, von 1923 bis 1956, die Oase

der Karawane jener war, denen das Sündige besser gefiel als das Anständige, eine letzte Zuflucht für sinnsuchende Reiche, geniale Verlierer, Drogensüchtige, Homosexuelle, Mädchen- und Knabenhändler, Schmuggler, Spione, Prostituierte, Faulenzer, Literaten und all die andern Flaneure der Nebengassen des Lebens, die sich am Leben betrinken wollten.

Ich setzte mich an einen Tisch des «Café Tingis» und bestellte einen schwarzen Kaffee im Glas. Es dauerte ein wenig, der Kellner wollte zuerst seinen Joint zu Ende rauchen, aber ich hatte Zeit und schaute mir Tanger an, das an mir vorbeizog wie mein Leben in diesen Tagen. Ich war nach Tanger gekommen, weil ich mich sehnte nach einer Verzauberung des Seins, es war kompliziert, ich suchte mich, fand mich aber, so hatte ich das Gefühl, nie wirklich, immer nur ein wenig und ansatzweise, und ich wusste nicht, ob das einfach die natürlichen Grenzen des Menschseins waren oder mein persönliches Problem.

Vermutlich wollte ich finden, was ich nicht oder nur in meiner Einbildung war und was ich gewesen wäre, nicht nur ein kleiner Reiseliterat, sondern ein grosser Schriftsteller. Deshalb Tanger; Burroughs, Kerouac, Ginsberg, Bowles, Capote. Aber mit meinem Hang und meinem Drang, jedes Blümchen an meinem Wegesrand zum Paradiesgarten zu verklären und mich darin erst mal auszuruhen, kam ich auf meinem Weg nicht vorwärts und oft auch von ihm ab.

Wer ein Buch schreiben will, muss der Welt für eine gewisse Zeit entsagen. Da führt kein Weg daran vorbei. Muss ihren Verlockungen widerstehen, sich hinsetzen, alleine mit einer ganzen, brüchigen Welt im Kopf, die auf Papier anfangen soll, sich zu drehen. Muss eine Atmosphäre schaffen, Wolken, Regen, Blitz und Donner, eine Welt voller Menschen, die immer das nächstbeste Glück für das Grösste halten und im Unglück stranden.

Woran erkennt man sie?

Tanger sollte mich übersättigen, mir Worte schenken und jene Einsamkeit, die sich nicht einsam anfühlt. So landete ich an diesem Tag auf dem Petit Socco und dachte lange darüber nach, dass ich lange gedacht hatte, man müsse jede Blume an seinem Wegesrand pflücken. Aber inzwischen war ich mir nicht mehr so sicher; kurz innehalten, es betrachten genügte womöglich, und dann weiterlaufen und bei jeder neuen Blume überlegen, ob sie es wert ist, den Weg zu unterbrechen, mit ihr Zeit zu verbringen, sich von ihrer Farbe und ihrem Duft betören zu lassen.

Aber wie viele Blumen warten auf einen, und welche sind jene, an denen man nicht vorbeilaufen sollte, woran erkennt man sie? Ich bezahlte meinen Kaffee, verliess den Paradiesgarten des Petit Socco, ging in mein Hotelzimmer, nahm Papier und Bleistift und fing an zu schreiben; ein Buch, ein neues, ein weiteres, das auf seinem Weg all den Verlockungen nicht widerstehen würde.

Durch die Luft

Lejla Sadikaj, 13, turnt leidenschaftlich gern. In Magglingen will sie ihren olympischen Traum wahr werden lassen.

Ich freue mich sehr, im nächsten Jahr nach Magglingen zu gehen. Das Nationalkader war mein Traum, seit ich mit sieben ins Regionale Leistungszentrum Ostschweiz in Wil kam. Für mich ist es eine Ehre, mit den besten Schweizer Turnerinnen und Trainern zu trainieren. Nach Magglingen zu kommen, kostete mich Arbeit und Disziplin. Jeden Tag stehe ich um halb sechs Uhr auf und gehe dann bis um halb zehn in die Schule. Anschliessend trainiere ich bis um zwölf. Eine halbe Stunde später sitze ich bereits wieder im Klassenzimmer, bis um vier Uhr, wenn das Nachmittagstraining beginnt. Um sieben holt mich meine Mutter ab.

Am Samstag habe ich nur Morgentraining, keine Schule. Ich besuche die erste Sek, in der Sportschule, die drei Minuten von der Turnhalle in Wil entfernt ist. Es wäre cool, wenn ich nach der Turnkarriere Hausärztin werden könnte. Auf die Ernährung schaue ich schon heute selber, das interessiert mich. Süsses gönne ich mir nur am Sonntag, sonst sind es gesunde Salate, die ich mir mache, dazu Reis, Gemüse und Früchte. Poulet oder Fisch sind die einzigen Fleischarten, die ich esse.

Spagat im Kindergarten

Aufgewachsen bin ich in Frauenfeld. Meine Familie kommt aus dem Kosovo. Mein Papi, habe ich kürzlich erfahren, turnte früher genau wie ich und meine Schwester heute – sie ist fünfjährig. Mein zwölfjähriger Bruder spielt Fussball. Wir sind eine sehr sportliche Familie. Mein erster Spagat, ich erinnere mich, geschah zufällig, wegen der Strumpfhosen, die ich anhatte, und des rutschigen Bodens. Im Kindergarten rutschte ich aus und landete mit gespreizten Beinen auf dem Boden. Die Kindergärtnerin sagte mir dann, ich solle doch in die «Turnfabrik», so heisst der Verein. Ich meldete mich noch am selben Tag an.

Damals war ich sechs, und die Trainer nahmen mich gleich nach dem ersten von drei Probetagen auf. Mein Hobby wurde intensiver, als ich mit sieben im Ostschweizer Leistungszentrum landete. Hier trainiere ich 28 Stunden pro Woche. Nach dem Aufwärmen machen wir Krafttraining und dehnen, bevor wir an die Geräte dürfen. Dann studieren wir Übungen mit stabilen Elementen ein oder perfektionieren sie.

Im Krafttraining stärken wir unsere Beine, Arme, Oberkörper – täglich anders. Das kann so aussehen: dreimal sechs Meter Tauklettern,

zweimal fünfzehn Liegestütze und gleich viele Klimmzüge, Handstand und Beinheben. Das schaffe ich locker. Bis jetzt hatte ich nur gute Trainer. Und natürlich sind sie streng. Sonst würde ich ja keine Fortschritte machen.

Die Kraft ist ihre Stärke

Mein Lieblingsgerät – eigentlich habe ich alle gerne – ist der Stufenbarren. Durch die Luft zu fliegen und dabei Elemente einzubauen, ist ein Gefühl, das ich nicht beschreiben kann. Turnen



Explosivität: Sportlerin Sadikaj.

ist für mich Eleganz und Explosivität. Verstellen muss ich mich nicht, auch bei den Posen nicht. Meine Stärke ist die Power – vielleicht nicht gerade so wie Simone Biles oder Giulia Steingruber, aber ich probiere, so zu sein wie meine Vorbilder.

Wenn ich in die Halle komme, habe ich meine Ziele fest vor Augen. Ich weiss, weshalb ich hier bin. Ich will mich mit den besten Mädchen der Schweiz und der ganzen Welt messen. Ich will an die Junioren-WM. 2024 will ich mich mit dem Schweizer Frauen-A-Team für die Olympischen Spiele in Paris qualifizieren. Dass mir nebenbei nicht viel Zeit bleibt, ist klar. Wenn, dann unternehme ich etwas mit meiner Familie. Meine Freundinnen, alles Sportlerinnen, sehe ich in der Schule, sonst nicht. So passt das für mich, ich konzentriere mich auf meinen Sport. Kunstturnen ist ein Teil meines Lebens.

Aufgezeichnet von Roman Zeller



THIEL

Freiheitssuche

Mediatorin: Heute versuchen wir mal, eine einheitliche Position in Bezug auf die Freiheit zu finden, die wir dann gemeinsam kollegial gegen aussen vertreten können.

Sommaruga: Freiheit ist, wenn alle freiwillig tun, was wir sagen, ohne dass wir sie dazu zwingen müssen.

Mediatorin: Danke, Simonetta. Möchte sonst noch jemand etwas sagen?

Parmelin: Ich möchte von meinem kollegialen Recht Gebrauch machen, meine persönliche Meinung nicht sagen zu müssen.

Mediatorin: Danke, Guy. Wer hat sich sonst noch Gedanken über die Freiheit gemacht?

Keller-Sutter: Freiheit ist für mich etwas zutiefst Religiöses. Jesus sagt: «Du sollst auch deine Feinde lieben.» Das heisst, wenn ich auch von meinen Feinden geliebt werde, bin ich frei. Deshalb versuche ich, auch meinen Feinden zu gefallen.

Mediatorin: Danke, Karin. Vielleicht kennt noch jemand ein Zitat zur Freiheit?

Berset: Die Freiheit des Volks hört dort auf, wo die Freiheit der Regierung anfängt.

Mediatorin: Und wo fängt die Freiheit der Regierung an?

Berset: Ich habe viele Ideen für die Freiheit.

Mediatorin: Und wie sehen deine Ideen für das Volk aus?

Amherd: In seinen Ideen kommt das Volk selten vor.

Mediatorin: Aber wir reden hier doch über die Freiheit des ganzen Volkes.

Berset: Die Rolle des Volks für die Freiheit wird überschätzt.

Sommaruga: Die Regierung ist nicht frei, solange das Volk herrscht.

Cassis: Frei sind wir erst, wenn die EU uns genau das vorschreibt, was wir gewollt haben.

Maurer: Freiheit herrscht dann, wenn ich in Pension gehen kann, weil endlich Freiheit herrscht.

Andreas Thiel

Über das Sandwich

Verve by Sven, Grand Resort Bad Ragaz, Bernhard-Simonstrasse, 7310 Bad Ragaz; Tel. 081 303 30 35; Ruhetage Montag bis Donnerstag. 14 Gault-Millau-Punkte

Im Lied «Betrachtige über nes Sandwich» beschäftigt sich der Troubadour Mani Matter mit der Dialektik eines banalen Sandwiches aus Brot, Butter, Fleisch. Darüber hinaus ist beispielsweise auch die Betrachtung eines Club-sandwiches ziemlich aussagekräftig. In Hotels auf der ganzen Welt informiert es den Gast schnell darüber, welche Qualitätsvorstellungen im Haus herrschen.

Als ich letzte Woche im «Grand Resort Bad Ragaz» ein Clubsandwich bestellte, war schon nach dem ersten Bissen klar, dass hier, beginnend bei der kulinarischen Leistung, hohe Massstäbe angelegt werden. Die Auszeichnung



«Hotel des Jahres» konnte demnach kein Zufall sein.

Das Sandwich basierte auf einem goldbraun gerösteten Kernentoast, bestrichen mit einer Avocado-creme und einem fruchtig-würzigen Tomaten-Chutney. Knuspriger Speck fand sich ebenso darin wie zarte Pouletbrust, ein Bio-Spiegelei, marinierte Gurken und frischer Salat. Die Zutaten und die Zubereitung waren auf einfache Art perfekt. Ein gutes Clubsandwich erfordert keine kulinarische Raketen-

wissenschaft. Die Verantwortlichen, Sven Wassmer («Memories», 18 Punkte, 2 Sterne) und sein Küchenchef im Tagesrestaurant «Verve by Sven», Sebastian Titz, haben bloss beschlossen, auch vermeintlich einfache Gerichte wie dieses mit einer gewissen Sorgfalt zuzubereiten.

Weil ich hungrig war, bestellte ich auch noch knackiges Gemüse mit Dill-Dip, frittiertes Ribelmais-Poulet mit Buttermilch und Tannenmayonnaise, goldbraune Dauphine-Kartoffeln mit etwas schwarzem Trüffel und ganz zum Schluss ein wunderbares Dessert aus Milcheis, Spekulator-Crumble, Bratapfel und Meringue. Deshalb kann ich mit Sicherheit sagen, dass das Prinzip Sorgfalt hier durchs Band angewandt wird, was für Haus und Küche gleichermassen spricht.

David Schnapp ist Autor beim «GaultMillau-Channel».

WEIN/PETER RÜEDI

«Can spring be far behind?»

Stefan Gysel/Nadine Saxer:
Aagne Riesling×Silvaner 2019. 12%.
Aagne Hallau. Fr. 15.–

In Raymond Chandlers grossem Roman «The Long Goodbye» fällt in einem Gespräch zwischen dem Protagonisten Philip Marlowe und dem versoffenen Schriftsteller Roger Wade ein bemerkenswerter Satz. «Ein Schriftsteller», heisst es da, «ist dann am Ende, wenn er bei sich selbst abzuschreiben beginnt.» Wie wahr. Da aber ein Kolumnist kein Schriftsteller, sondern ein Journalist ist, sei hier ein Selbstzitat erlaubt. Vor bald einem Jahrzehnt schrieb ich an dieser Stelle über den vorzüglichen Riesling×Silvaner von Michael Broger in Weinfeldern, die früh reifende, ertragreiche Kreuzung, nach ihrem Züchter auch «Müller-Thurgau» genannt, sei eine ebenso erfolgreiche wie verachtete Sorte, die «dem deutschen Weinbau Unheil gebracht habe» («Oxford Weinlexikon»).

Ihr Dilemma: «Je bessere Bedingungen sie hat, umso banalere Weine ergibt sie. Auf zu fetten Böden an zu sonnigen Hängen zu



reif geerntet, entwickelt sie ein Bouquet wie Rasierwasser. In den richtigen Händen und unter mageren Konditionen aber kann daraus ein wunderbar eleganter, frischer, knackiger Wein werden.»

Nicht anders als Broger lässt uns das der Winzer Stefan Gysel erleben, der zusammen mit Gattin Nadine Saxer in Hallau das Weingut Aagne (Dialekt für «Eigener») betreibt und seit Jahren mit erstklassigem Pinot noir Furore macht. Allein, der Schaffhauser Klettgau ist nicht nur «Blauburgunderland» (ein etwas kurz gegriffenes Marketing-Label), wie die Gysels in ihren Rebbergen in Gächlingen, Oberhallau, Hallau und Wilchingen mit nicht weniger als neun anderen Sorten beweisen. Darunter an erster Stelle mit einem gerade-

zu strahlenden Riesling×Silvaner, einem eben deshalb grossen Müller-Thurgau, weil er sich nicht ausladend am Gaumen verbreitet. Vielmehr beschert er mit sprühender Finesse, frischer Frucht (Pflirsich, Melone, Aprikose), mit knackiger Säure (kein biologischer Säureabbau!) und belebenden mineralischen Pointen ein geradezu mozartisch beschwingtes Trinkerlebnis – ideal zu Fisch, Raclette oder Fondue; zu Fats Waller, Tommy Flanagan oder Eddie Condon. Oder einfach so, als Erinnerung an Percy Shelleys in düsteren Corona-Zeiten wie nie tröstliche Verszeile «If winter comes, can spring be far behind?».

So gesehen ein Wein wie eine Verheissung, andersrum aber auch einer, der sich selbst genug ist, als eine Aufforderung zum Hier und Jetzt. Ergreife den Tag. Und ergreife die paar Flaschen, die's davon noch gibt. Denn leider wurde dieser Aagne am letzten Grand Prix du Vin Suisse als bester Riesling×Silvaner ausgezeichnet. Leider deshalb, weil zu befürchten ist, dass er im Hallauer Familienbetrieb bald ausverkauft sein wird.

Nur keine Aufregung

Der neue Opel Insignia bietet mit Selbstverständlichkeit alles, was ein gutes Fahrzeug braucht.



Ein Opel zu fahren, katapultiert einen sozusagen sofort in die Mitte der Gesellschaft. Der deutsche Hersteller Opel, der mittlerweile zum französischen Konzern Groupe PSA gehört, hat eine gut passende Nische gefunden, in der es ausreichend Platz hat für Autos, die unangenehm sinnvoll sind und die man schon zu einem vernünftigen Preis kaufen kann.

Als ich kürzlich im neuen Opel Insignia Grand Sport Platz nahm, kam schnell ein heimatisches Gefühl auf. Hier ist vielleicht einzuschreiben, dass mir der Insignia in seiner sportlichsten und besten Ausführung als GSi-Modell mit zuschaltbarem Allradantrieb, Neungang-Automatik und einer Leistung von 230 PS zur Verfügung stand. In diesem Modell ist zu sehen, was Opel mit dem Insignia alles möglich machen kann, aber es gibt von diesem Auto auch Ausführungen, die bescheidener ausfallen: zum Beispiel die Variante mit 122-PS-Dieselmotor für 36 600 Franken.

Klingt wenig spektakulär, ist es aber

Allerdings halte ich es für einen tauglichen Grundsatz, im Leben immer das Beste in der jeweiligen Situation erreichen zu wollen. Und wenn es auch nur darum gehen mag, den bestmöglichen Opel Insignia fahren zu können, kommt man auf das Modell GSi. Schon an den sportlichen Performance-Ledersitzen, die einen umfassen wie ein sattsitzender Lederhandschuh, lässt sich erkennen, dass hier ein hohes Qualitätsniveau angestrebt wird.

Das gute Gefühl, in einem solide gemachten Fahrzeug zu sitzen, setzt sich fort bei der Er-

fassung der technischen Möglichkeiten, die mein Testfahrzeug bietet: Die Frontscheinwerfer beispielsweise verfügen über das sogenannte adaptive Intellilux-LED-Pixel-Licht. Startet man den Motor, spielen die Scheinwerfer eine Art Lichtorgelsequenz ab, was eine hübsche Spielerei mit sehr praktischem Nutzen ist: Der Insignia kann bei Nachtfahrten die Strasse sehr präzise auch nur teilweise ausleuchten, was möglicherweise sehr viel weniger spektakulär klingt, als es tatsächlich ist, wenn man es selber erfährt.

Vernunftgeleitet

Mit 230 PS ist der GSi sehr gut unterwegs, ausreichend Kraft ist mit minimaler turbobedingter Verzögerung vorhanden, und er bietet ausreichend Überholsicherheit. Gleichzeitig ist das ein gutes Mass in der Mitte des Leistungsspektrums. Wie alles an diesem Auto ist auch dieser Faktor vernunftgeleitete Sinnhaftigkeit, wie die nützlichen Assistenzsysteme Head-up-Display, Abstandsradar oder automatischer Parkassistent. Der Insignia ist, so gesehen, eine gute Möglichkeit, es sich gutgehen zu lassen, ohne es dabei übertreiben zu müssen.

Opel Insignia GSi Grand Sport

Motor/Antrieb: 4-Zylinder-Turbomotor/Allradantrieb/9-Gang-Automatik; Hubraum: 1998 ccm; Leistung: 230 PS/169 kW; max. Drehmoment: 350 Nm bei 1500–4000 U/min; Beschleunigung 0–100 km/h: 7,4 sec; Höchstgeschwindigkeit: 237 km/h; Verbrauch: 8,0–9,3/100 km (WLTP); Preis: 63 560.–



OBJEKT DER WOCHE

Das Ziel ist nicht die Mitte

WM-Dartscheibe Unicorn Eclipse Pro
Für Fr. 49.30 im Handel

Im Gegensatz zum Davoser Spengler-Cup findet in London über die Feiertage ein wichtiges Sportereignis trotz Covid-19 statt: die Dart-Weltmeisterschaft. Es liegt in der Natur der Sache, dass man vor allem im Vereinigten Königreich angetan ist von diesem Pub-Spiel. Die meisten Teilnehmer – und Sieger – kommen aus England, Wales oder Schottland, wobei in letzter Zeit trotz Brexit ernstzunehmende Konkurrenz vom Kontinent und aus dem Fernen Osten heranwuchs: Der Niederländer Michael Van Greven ist mittlerweile der zweitbeste Dartspieler überhaupt, und an den letzten beiden Titelkämpfen traf bei den Frauen die aus Tokio stammende Mikuru Suzuki mit der Entspanntheit einer japanischen Bogenschützin die Zielscheibe besser als jede andere.

Das *dartboard* ist ein faszinierendes Ding. Die Form geht auf das Wagenrad zurück, das man früher zum Zielschiessen mit Pfeil und Bogen verwendete. Vor allem aber ob der rätselhaft verteilten Zahlen auf der aus Sisal-Naturfasern hergestellten Scheibe hebt man immer wieder die Augenbrauen. Die 20 zum Beispiel befindet sich zwischen der 5 und der 1. Dies soll vom Schützen mehr Genauigkeit erfordern und so Zufallstreffer minimieren.

Die höchste Punktzahl erzielt man übrigens nicht, wenn man in die rote Mitte trifft, sondern ins kleine rote 20er-Feld im inneren schmalen Ring, dem sogenannten *triple*. Dort verdreifacht sich die Punktzahl.

Benjamin Bögli

Gegen die helvetische Selbstverzweigung

Loredana ist grösser als die Schweiz. Aufgewachsen in der einstigen Einbürgerungshölle Emmenbrücke, katapultierte sich die Kosovarin ohne Schweizer Bürgerrecht aus dem Nichts zur meistgestreamten Rapperin in Deutschland. Das ist aussergewöhnlich. Das ist beispiellos in der Schweiz, in dem das landläufige Qualitätsurteil für einen Talentexport aus Gründen der Selbstverzweigung darin besteht, dass der betreffende Star «auf dem Boden geblieben» ist. Big Business lässt sich nur erreichen, wenn man nicht auf andere schießt, sondern sich auf das eigene Erfolgsrezept besinnt. Dieses ist bei Loredana ein akzentfreies Prahldeutsch ohne Helvetismen, gespickt mit für den deutschen Gangster-Rap markttauglichen Schlüsselwörtern wie «Ordnungsamt», vertont in cremig-mechanischem Autotune. Im jüngst von SRF Virus veröffentlichten Interview hört man die Grossverdienerin und Katholikin in Luzerner Dialekt mit dem burschikosen Charme einer Bandenanführerin plaudern. Das Fazit: Sie juckt nichts, ausser arme Kinder.



Meistgestreamte Rapperin in Deutschland: Loredana Zefi aus Emmenbrücke.

David Schärer ist Werber und Mitgründer der Agentur Rod Kommunikation.

FRAGEN SIE DR. M./DER EXPERTE FÜR ALLE LEBENSLAGEN

Ich habe wieder mal «Doktor Schiwago» gesehen. Da gibt es eine Szene, bei der Lara mit dem Verführer Komarowski Schluss machen möchte, dieser sie aber mehr oder weniger mit Gewalt zu Sex zwingt. Schliesslich gibt sie nach und geniesst es irgendwie. Am Schluss sagt er zu ihr: «Bilde dir ja nicht ein, es sei eine Vergewaltigung, das würde mir und dir schmeicheln.» Diesen Satz verstehe ich nicht. Und schliesslich schiesst sie später voller Wut auf ihn. Für eine Antwort bin ich Ihnen sehr dankbar. K. B., Seelisberg

Ich verstehe das auch nicht recht, aber er findet vielleicht, eine Vergewaltigung



sei eine schmeichelhafte Leistung, und glaubt, das gelte eigentlich auch für sie. Oder ist es ein hinterhältiger Trick, damit die Vergewaltigung nicht herauskommen soll? Er weiss, für ihn wäre dies schlimm, und nun suggeriert er, dass das auch für sie gelten würde, und

will sie so zum Schweigen bringen. Darum glaubt er sich seiner Sache sicher. Aber wie er später entdeckt, brachte sie diese Vergewaltigung so zur Wut, dass sie sogar auf ihn, den Vergewaltiger, geschossen hat. «Es ist nichts so fein gesponnen – es kommt doch an den Tag.»

Mailen Sie uns Ihre Fragen zu allen Lebenslagen an drm@weltwoche.ch
Oder schreiben Sie an
Redaktion Weltwoche,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich
Die Fragen werden anonym publiziert.
Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Benoît Gouez

Jeder kennt den «Impérial» von Moët & Chandon. Wer macht ihn eigentlich?

Ein Gespräch mit dem Kellermeister über Kundenwünsche, Klimawandel und Champagner.

Wollte man die Welt des Schaumweins mit der klassischen Musik vergleichen, dann wäre Benoît Gouez in etwa mit dem Star-dirigenten und Komponisten Pierre Boulez vergleichbar. Der Franzose ist als *Chef de Cave* des Champagnerhauses Moët & Chandon unter anderem dafür zuständig, den ikonografischen Moët & Chandon Impérial jedes Jahr aufs Neue perfekt aus den drei Rebsorten Chardonnay, Meunier und Pinot noir zu erschaffen – ganz gleich, welche Prüfungen ihm die Launen der Natur auferlegen.

Der Impérial geht namensmässig auf Kaiser Napoleon zurück, der zu den ersten und treuesten Kunden der *maison* gehörte. Und ein Hauch von Napoleon schwingt auch mit, wenn man Benoît Gouez gegenüber sitzt im Château de Saran, malerisch eingebettet in die Weinberge der Champagne: Gouez brennt vor Begeisterung für sein Metier; jedes Wort fällt in Stein gemeisselt.

«Mit Inhalt füllen»

Wenn der Wein – vermutlich zum tausendsten Mal – durch seinen Gaumen perlt, dann entsteht eine neue Welt, an der Gouez seinen Zuhörer gerne teilhaben lässt. «Unser Impérial vereint auf sich alle Geschmäcker, die man mit Champagner assoziiert: etwas Fruchtigkeit, ein wenig Säure, eine diskrete Süsse.» Es sei die grösste und prototypische Verkörperung der Weinart. «Wir wollen das Wort Champagner mit Inhalt füllen und es so umfassend wie möglich interpretieren.» Das Markenzeichen ist die konstante geschmackliche Qualität.

Und um diese zu erreichen, muss Gouez mit seinem Team aus drei Traubensorten, diversen Jahrgängen und hunderten Reblagen jedes Mal neu das grosse Kunstwerk zusammenfügen. «Die Idee dahinter ist, selbst in mittelmässigen Jahren den Kunden ein gleichbleibendes Geschmacks-erlebnis zu bieten.»

Trotz dieses Ansinnens gilt Gouez auch als Modernisierer bei Moët & Chandon. Er hat

in den letzten Jahren die sogenannte Dosage etwas zurückgefahren, also die jedem Champagner beigefügte Likör-Komponente aus alten Weinen und Rohrzucker. «Ich will weiter in diese Richtung gehen, aber die Gefahr dabei ist, dass das Geschmacksprofil ins Aggressive kippt oder zu viel Spannung entsteht.» Er sagt es und nimmt einen prüfenden Schluck. In der haus-eigenen Forschungsabteilung tüfelt Gouez an



«Modernisierer des Moët»: Chef de Cave Gouez.

der Lösung des Problems. «Ich bin noch nicht ganz dort, wo ich sein möchte.» Ein anderes Feld, in dem Gouez grosse Spuren hinterlassen hat, ist der Rosé-Champagner. Es ist Moët & Chandon gelungen, den Trend hin zu diesem sozusagen zu erzeugen und zu verstärken.

Die momentane Welt des Schaumweins sei äusserst spannend. «In den verschiedenen Märkten beobachten wir teilweise unterschied-

liche Trends, das ist faszinierend.» Man müsse als *maison* aber aufpassen, nicht die Kunden aus den Augen zu verlieren. «Viele Weinkritiker oder Sommeliers möchten den Markt gerne in eine sehr eng definierte Richtung lenken, die vielleicht wenig mit den Bedürfnissen der Konsumenten zu tun hat.»

In besonders guten Jahren obliegt dem *Chef de Cave* der Entscheid, ob neben den traditionellen Hauslinien Impérial und Rosé Impérial ein Jahrgangschampagner herausgebracht wird. Das ist in letzter Zeit immer öfter der Fall: «In drei der letzten fünf Jahre konnten wir eine Jahrgangs-Cuvée zelebrieren – das gab es noch nie.» Dafür verantwortlich war das warme Wetter, das namentlich dem Chardonnay sehr geschmeichelt hat. In die Zukunft blickt Gouez aber trotzdem mit etwas Sorge. «Wir wissen nicht, was der Klimawandel bringt.»

Neue Wege

Damit man auch in fünfzig Jahren noch Champagner trinken kann, hat Moët & Chandon als bei weitem grösstes Champagnerhaus die Führung übernommen und erforscht neue Wege im Weinanbau. Es geht beispielsweise darum, Traubensorten zu identifizieren, die auf ein wärmeres und trockeneres Klima weniger empfindlich sind, und um eine allgemein ökologische Anbauweise. «Das ist nicht nur ein Thema für unsere *maison*, sondern für die ganze Region», sagt Gouez. Darum tausche man sich intensiv im Comité interprofessionnel du

Vin de Champagne aus und stelle die Erkenntnisse auch den Weinbauern zur Verfügung. «Grosse Akteure wie wir können viel Geld in langfristige Lösungen investieren.» Wenn er dereinst auf seine berufliche Laufbahn zurückblicke, dann wolle er sagen können: «Ich habe einen Beitrag geleistet, um Moët und die Champagne ins 21. Jahrhundert zu führen.»

Florian Schwab

Rebellin im Establishment

Die südafrikanische Kuratorin Koyo Kouoh hat ursprünglich in der Schweiz eine Banklehre gemacht. Sie liebt die politische Provokation und ist damit überaus erfolgreich.

Rolf Hürzeler

Für sie ist Kunst so existenziell wie gute Luft zum Atmen oder gepflegtes Essen: «Wenn Kunst gegen Schulen ausgespielt wird, dann kommt es mir so vor, als habe die öffentliche Hand ein Interesse daran, Hierarchien aufzubauen.» Denn ein Staat oder eine Regierung sei etwas «Ganzheitliches»: «Sie müssen alles gleichzeitig leisten.» Wer das sagt, fordert zur Debatte heraus, wie dies die Museumsdirektorin und Kuratorin Koyo Kouoh in einem Gespräch getan hat. Das Bundesamt für Kultur (BAK) veröffentlichte es zur Verleihung des Meret-Oppenheim-Preises, den sie dieses Jahr erhalten hat.

«Schön ist, was berührt»

Kouoh versteht die Kunst politisch, und sie liebt die Provokation. Gleichzeitig ist sie empfindsam und sagt so wunderbare Sätze wie: «Schön ist, was berührt, was bewegt, was verändert.» Schönheit für sich sei «grotesk». Obendrein hat die Frau die Marktmechanismen der Kunstszene verinnerlicht. Sie weiss, dass sich afrikanische Kunst nur dann international durchsetzen kann, wenn sie sich der anthropologischen und ethnografischen Etiketts entledigt, ohne dabei zu verwestlichen – ein ziemlich hoher Anspruch. Doch der kapitalistische Kunstbetrieb ist Koyo Kouoh suspekt, auch wenn sie sich darin mit Verve behauptet. Sie scheint mit solchen Widersprüchen gut zu leben, erhält jedenfalls Applaus dafür. Die *New York Times* lobt sie als «Afrikas führende Kuratorin mit souveränem Auftritt, einem genauen Auge und breitem Kunstverständnis.» Was allerdings ziemlich gönnerhaft tönt: Kouoh profitiert von einem Exotenbonus als eine Kunstexperte, die zwischen den Kulturen pendelt wie andere zwischen zwei Museumssälen. Sie gilt zudem als Spezialistin für Fotografie und Videokunst. Bei all ihrem professionellen Engagement bekennt sie sich entwaffnend ehrlich zu ihrer Leidenschaft für «Schuhe, Kleider und gutes Essen».

Die 53-jährige Kunstmanagerin leitet seit mehr als einem Jahr das wichtigste Museum für zeitgenössische Kunst in Afrika – das Zeitz Museum of Contemporary Art Africa (Zeitz Mocaa)

in einem alten Getreidespeicher an Kapstadts attraktivster Adresse, der Victoria & Albert Waterfront, mitten im Touristenviertel.

Kouoh wurde in der kamerunischen Küstenstadt Douala geboren; sie sei in einem Frauenhaushalt mit der Grossmutter aufgewachsen. Im Jahr 1981 kam sie als Teenager nach Wettlingen, weil ihre Mutter einen Schweizer geheiratet hatte. Nach dem hiesigen Schulbesuch absolvierte Koyo Kouoh eine Banklehre bei der Credit Suisse und machte eine weiterführende Ausbildung in Kulturmanagement. Sie gilt heute als eine der weltweit führenden Kuratorinnen und ist in zahlreichen einschlägigen Gremien tätig – von der Documenta in Kassel bis zur Biennale von Venedig. «Für mich heisst Kuratieren das Umsetzen und Kanalisieren von Ideen und Energien, die zu neuen Erkenntnissen mit politischen, historischen oder sozialen Inhalten führen», wie sie auf der Kunstplattform *Forecast* sagte. Was reichlich abstrakt tönt, setzt sie in ihrer praktischen Arbeit allgemeinverständlich um, wie sie in der von ihr gegründeten Raw Material Company im senegalesischen Dakar bewiesen hat. Mit dieser von Frauen geführten Kunstinstitution

erregte sie vor zwölf Jahren erstmals Aufsehen. Das Haus leistet bis heute Bildungsarbeit und will die Besucher zum gestalterischen Arbeiten animieren. Das passt zu Kouohs Aussage, die sie in einer Videoansprache zum Meret-Oppenheim-Preis gemacht hat: «Mich interessieren die Menschen mehr als das, was sie

«Mich interessieren die Menschen mehr als das, was sie produzieren.»

produzieren.» Wichtig sei, wie jemand auf die Idee komme, eine Aussage künstlerisch umzusetzen. Kouoh war in Südafrika für eine Stellungnahme leider nicht erreichbar, um diesen und andere ihrer Gedanken auszuführen.

Was harmlos tönt, hat Sprengkraft. Sie ist überzeugt, dass afrikanische Kunst immer politisch sei. Die Kuratorin scheut die postkoloniale Rhetorik des Polemischen nicht und redet in der BAK-Broschüre vom «Stigma des Afrikaners oder der Afrikanerin mit allen Projektionen, mit denen wir angeschossen wurden, also Rassismus mit seinem erstaunlichen Arsenal von Gewalt und Ausgrenzung». Allerdings sagt sie auch: «Afrika wurde so furchtbar verzerrt dargestellt, und oft haben wir selbst falsche Vorstellungen internalisiert.»

Erstrebenswerte Gegenwelt

Der europäische Einfluss auf die afrikanische Kunst, schädlich oder nicht, ist allerdings nur ein Teil der Geschichte. So hat die afrikanische Kunst ihrerseits die europäische in weiten Teilen mitgeprägt, wie eben die Ausstellung «Rembrandts Orient» im Kunstmuseum Basel belegt. Auch wegweisende Künstler der Moderne wie Henri Matisse oder Pablo Picasso haben sich in ihren Arbeiten immer wieder explizit auf die afrikanische Kunst bezogen. Bewegungen wie der Dadaismus gründeten gar auf einem afrikanischen Kunstverständnis. Im Exotischen entdeckte etwa die Schweizerin Sophie Taeuber-Arp vor hundert Jahren eine erstrebenswerte Gegenwelt.





«Schuhe, Kleider, gutes Essen»: Museumsdirektorin Kouoh.

Koyo Kouoh erwähnt diese wichtigen Bezüge in ihrem BAK-Gespräch nicht, wird sich dieser Verbindungen zwischen Afrika und Europa indes bewusst sein. Zumal ihr Zeitz Museum of Contemporary Art Africa trotz des Namens europäische Züge trägt, wie die Liste der Sponsoren zeigt, unter anderen sind BMW und Gucci dabei. Auch gibt es eine Zusammenarbeit mit führenden Akteuren der internationalen Szene wie der Londoner Galerie White Cube, Hauser & Wirth oder der Genfer Eiger Foundation. Vor allem aber gründet das Museum im von einem britischen Architekturbüro umgebauten ehemaligen Silo auf den Leihgaben des Deutschen Jochen Zeitz, des langjährigen CEO des Sportschuhunternehmens Puma. Neben seiner Sammlung afrikanischer

Kunst will das Museum in der Nach-Corona-Zeit weiterhin Wechselausstellungen zeigen, sofern das finanziell möglich ist.

Koyo Kouoh klagt wie jede Direktorin über fehlendes Geld; sie kann nicht alle ihre Ideen umsetzen. Will aber nicht klein begeben: «Das Museum kann mit meinem kuratorischen Hintergrund und meiner Besessenheit, Afrika ganzheitlich anzusehen, Südafrika dabei helfen, sich kulturpolitisch mehr in Afrika einzufügen», sagt Kouoh selbstbewusst. Sie konstatiert einen insularen Charakter des Landes, den sie immer noch auf die Apartheid zurückführt. Mit Recht lässt sich einwenden, dass der ANC seit 1994 in Südafrika faktisch das politische Sagen hat und in dieser Zeit reichlich Gelegenheit hatte, das Land wirtschaftlich und kulturell weiterzu-

bringen, was offenkundig kaum geschehen ist. Apartheid oder nicht, das Urteil, das die Kamerunerin Kouoh über ihr Gastland fällt, ist ernüchternd: «Man genügt sich sozusagen, man braucht niemanden.» Sie kritisiert, dass die meisten südafrikanischen Museen sich zu wenig um den eigenen Kontinent kümmern.

Allerdings fühlt auch sie sich nicht nur mit Afrika verbunden. «Zürich ist meine Stadt», sagte sie der SRG-Plattform Swissinfo.ch in einem Zürcher Dialekt, als würde sie in Wipkingen leben. Bis heute schwärmt Kouoh von der «Bewegung», wie sie sagt, vom Aufstand der Jugendlichen zu Beginn der 1980er Jahre: «Wir mussten damals diese wohlgeordnete Stadt durcheinanderbringen», sagt sie, «wir waren Social Designer.» Wobei die Musiker des Opernhauses, das unter Dauerbeschuss der Rebellen gestanden hatte, dieses Design möglicherweise nicht ganz so toll fanden.

Romantik der frühen 1980er

Von den konkreten Forderungen von damals erwähnt sie nur noch die Opposition gegen die frühe Sperrstunde für Lokale um Mitternacht. Es wäre ja zu komisch, wenn sich eine Museumsdirektorin gegen öffentliche Subventionen etablierter Kunstinstitutionen aussprechen würde. Es bleibt auch so ein langer Weg, den Koyo Kouoh von den Opernhaus-Demonstrationen bis an die V&A Waterfront in Kapstadt zurückgelegt hat.

Die Romantik der frühen 1980er hallt nach, wenn sie am Berliner Martin-Roth-Symposium sagt: «Wir wissen, dass heute alles besser ist als gestern. Aber wir sind nicht mehr sicher, ob das Morgen auch besser sein wird.» Das ist ein Bekenntnis, das vermutlich alle teilen würden – unabhängig von der politischen Couleur. Ebenso breit abgestützt ist ihre Forderung, das Kulturschaffen habe eine durch die Globalisierung geförderte Verunsicherung der Menschen zu reflektieren, wie sie in einem Beitrag des amerikanischen Pew Center for Arts & Heritage erklärte – wer wollte schon etwas dagegen sagen? Das ist genau die Sprache, die heute den Diskurs auf dem internationalen Kulturparkett prägt.

Die rebellische Koyo Kouoh ist trotz ihrer postkolonialen Rhetorik im kulturellen Establishment angekommen. So hat sie die künstlerische Leitung der 8. Triennale der Photographie Hamburg übernommen, die in knapp zwei Jahren stattfinden wird.

Dabei wird Kouoh ihre erste wichtige Arbeitsstätte, die Raw Material Company in Dakar, nicht vergessen. Zumindest weist ihre Aussage in der BAK-Broschüre daraufhin: «Es ist ja das Interessante, dass die Menschen gerade in den Regionen, die scheinbar weit weg von sogenannter Kunst sind, wie sie im Westen verstanden wird, ständig etwas kreieren ... Sie betten es in ihren Alltag ein.» Genau das ist der Einfluss, den die afrikanische Kunst auf die europäische Kultur haben muss.

Die «Lex Gipfeli» ist super!

Bürgerin befragt den Bundesrat (fiktiv).



Bürgerin: Sehr geehrter Bundesrat, glauben Sie, dass all die Verbote, die Sie verhängen, Wirkung zeigen?

Bundesrat: Wissen Sie, in erster Linie geht es ja darum, den Bürgern zu demonstrieren, dass wir als Krisenmanager hart durchgreifen. Wir wollen die sein, die am meisten während der Pandemie getan haben. Egal, was.

Bürgerin: Seit Monaten haben Sie viele Daten der Bürger in Restaurants, Fitnessstudios et cetera gesammelt. Zu welchem Ergebnis kommen Sie, wo passieren die häufigsten Ansteckungen?

Bundesrat: Das wissen wir nicht so genau, und wir fragen auch nicht nach.

Bürgerin: Auf welchen Untersuchungen basieren denn die Schliessungen der Restaurants? Da werden ja Abstände eingehalten und Schutzkonzepte befolgt.

Bundesrat: Also die Daten, die wir zusammengetragen haben, liegen jetzt in einer Lagerhalle. Die Bürger haben ja auch eine fürchterliche Handschrift, kaum lesbar! Und wer soll die Daten jetzt alle auswerten? Was die Schliessung der Restaurants angeht, haben wir ein gutes Bauchgefühl, das reicht.

Bürgerin: Wofür sammeln Sie denn all die Daten?

Bundesrat: Wir sammeln die Daten – um Daten zu sammeln. Wir lassen uns in unseren Entscheiden sehr stark vom Ausland unter Druck setz. . . ähm . . . beeinflussen, und die sammeln alle auch wie verrückt. Es gibt ja Chartlisten, welches Land die Pandemie am besten meistert. Und wir wollen Covid-Weltmeister werden.

Bürgerin: In der Schweiz wurden die Massnahmen noch mal verschärft. Im Sommer hätte man Zeit gehabt, eine Strategie für die zweite Welle auszuarbeiten, um gerade äl-

tere Menschen besser zu schützen. Wäre der Fokus zum Beispiel auf Alters- und Pflegeheime nicht klüger gewesen als die Wellenbrecher-Strategie?

Bundesrat: Im Sommer waren wir in den Ferien, da hatten wir gar keine Zeit, um irgendwas zu planen.

Bürgerin: Aber hat die Regierung bei den Alten vielleicht falsch reagiert? Sonst würden nicht so viele sterben.

Bundesrat: Falsch reagiert? Die anderen haben versagt, die Covidioten. Wir haben alles richtig gemacht.

Bürgerin: Einige der Corona-Massnahmen waren ja für viele nicht nachvollziehbar. Restaurants mussten um 19 Uhr dichtmachen. Warum nicht um 21 Uhr? So hätten die Betreiber wenigstens noch den Abend-Umsatz mitnehmen können. Die zwei Stunden ergeben doch keinen Sinn.

Bundesrat: Wir spekulieren, dass das Virus nachtaktiv ist.

Bürgerin: Nachtaktiv?

Bundesrat: Ab 19 Uhr verbreitet es sich viel schneller.

Bürgerin: Unlogisch war auch, dass die Bäckereien täglich offen bleiben durften, ausser am Sonntag.

Bundesrat: Am Sonntag ist der Mohnkuchen ansteckender als am Montag. Aber für die Bürger, die einfach immer mitreden wollen und dann dummen Seich twittern, haben wir jetzt extra die «Lex Gipfeli». Das gibt es so nur in der Schweiz, wir haben's erfunden! Einfach super.

Bürgerin: Sie scheinen davon entzückt, dennoch bleiben Widersprüche. Etwa, dass im ÖV keinerlei Einschränkungen gelten, obwohl die Platzverhältnisse schwieriger sind als in einem Restaurant. Was sagen Sie dazu?

(Bundesrat studiert eingehend seine Fingernägel.)

Bürgerin: Aufgrund der Massnahmen stehen viele Menschen vor den Trümmern ihrer Existenz. Man hat den Eindruck, dass die mächtigen Player und Industrien kaum von den Massnahmen betroffen sind, während vor allem Selbständige und KMU die volle Härte zu spüren bekommen.

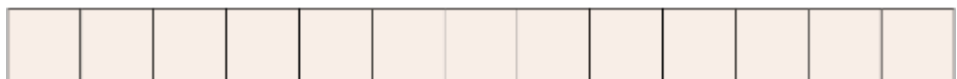
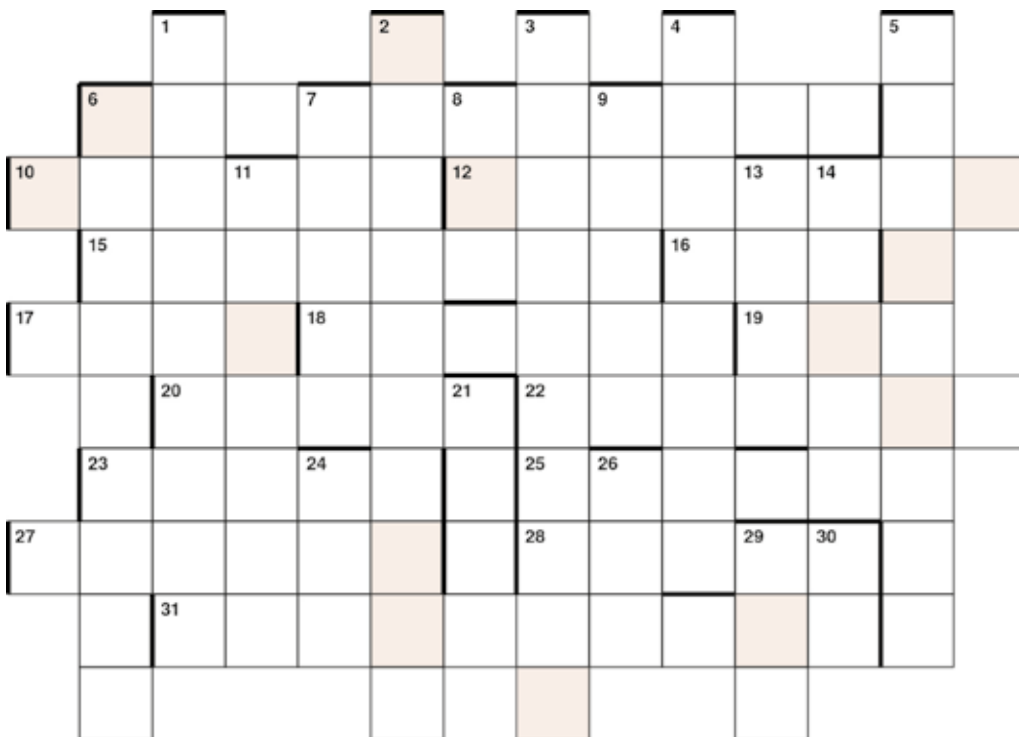
Bundesrat: Die mächtigen Branchen zu schliessen, ist total anstrengend, weil ja oft grosse Lobby-Organisationen dahinterstehen. Denen ist wirklich schwer beizukommen. Das Problem haben wir bei Kulturschaffenden, Cafés, Restaurants, Gyms – also den Kleinunternehmern, die es ja nicht wirklich braucht – nicht. Bei denen funktioniert die Schliessung viel einfacher.

Bürgerin: Zur Weihnachtszeit hin machen sich manche Leute ein bisschen lustig über die Massnahmen rund ums Fest. Dieser Witz kursiert gerade auf den Smartphones: «Da zum Weihnachtsfest nur 5 Personen als Besuch erlaubt sind, zu Beerdigungen aber 25, lade ich zur Beisetzung meiner Ente ein, die am 24. 12. 2020 sterben wird.» Finden Sie das nicht auch ein bisschen spassig?

Bundesrat: Hier hört der Spass also auf! Sowieso, Frau Wernli, mit Ihren kritischen Fragen weichen Sie vom Journalismus ab und gleiten immer mehr in die Verschwörer-Ecke. Ich distanziere mich hier ausdrücklich von Ihrer Person!

Frohe Festtage!

Folgen Sie unserer Autorin auf Twitter@TamaraWernli



Lösungswort — Verhindern, dass der Weihnachtspäcklibote ausrutscht.
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — **6** Der Tag oder dessen sakraler Schluss zwei vor dem des Stephanus. **10** Spezielle Formate und persönliche Unikate passen da entweder gar nicht erst rein oder fallen ständig wieder raus. **12** Von allen guten Geistesblitzen verlassen. **15** Nicht unbedingt in Reih und Glied, aber so, dass man ein Muster sieht. **16** Ein schillernder, sprachbegabter indischer Star. **17** Serviert der aberwitzige, aber witzige Schneider Baby Gaby auf seiner erfolgreichsten Scheibe. **18** Vermehrt, worin die, die bildlich im Dreck stecken, gleicherweise sitzen. **19** Was ist denn das für ein Saustall hier? Ein englischer, my dear. **20** Wann es in den nördlichen Breiten endlich wieder lenzlich wird. **22** Die Jennifer Joanna ist unter Friends als Rachel Karen bekannt. **23** Bringt einer mit wenig foresight zum gunfight. **25** Leider die stechend beissende Art von prickelnd reizen. **27** Ist delikate oder einer, der, obwohl es für die andern delikate ist, nicht isst. **28** Oft ist dieser Ein- oder Zweireiher ein Teil eines Zweiteilers. **31** Ein solcher leiht einem bei der Dargebotenen Hand sein Ohr.

Senkrecht — **1** Etwas Rätselhaftes zum Auspacken: GHINSIMEE. **2** The key to her identity ist für ihren Märchenprinzen ein entschlüpfter Slipper. **3** Die dauert ungefähr von «hui, erfrischend» bis «brr, zu kalt». **4** Wasser in Sicht! **5** Gemütlich leicht erregt bis schwer bewegt. **6** Schaurig schlanker und mächtig schmächtiger Kombizustand. **7** Diese Anweisung zur Aneignung ist ein Merkdekret mit Raffauftrag. **8** Ein Hahnenschwanz mit dem drin ist gleich doppelt nicht mehr Virgin. **9** Wobei auch Mosleminnen drinnen auf dem Teppich bleiben. **11** Kunstwerke aus Maokies. **13** Kein Ungeheuer lebt in diesem Loch, oder doch? **14** Sie spielt in Kästners Rollentauschroman die halbe Hauptrolle. **21** Ausleiheauslage oder Einlageeinnahme. **24** Zu Olims Zeiten hochverehrte Schicksalsbestimmerin, heute wohl hauptberuflich Milchzähnesammlerin. **26** Ungehobelt, ungeschliffen und obendrein vollkommen verdreht. **29** Playboy, Boytoy? Toyboy! **30** Die reiche Margarethe schwimmt ganz gerne in der Knete, doch die gut betuchte Céline, die wälzt sich lieber darin.
I=J=Y © Andri Martinelli – Rätselfactory

Lösung zum Denkanstoss Nr. 697



Waagrecht — **6** LOESUNGSWORT **12** WASSERBEWOHNER **14** S[TANZEN] **16** Siegfried und ROI waren ein Zauberkünstlerduo. **17** (Wachsfiguren)KABINE(tt) **18** IODELN **19** ETHISCH **20** PL: kurz für Plural **21** Edgar Allan POE **22** ANRUF **24** SKILIFT **26** EL: kurz für Esslöffel (als Masseinheit) **27** LEER **29** Nicht weiter als seine NASE sehen (Redensart) **31** FEIGEN **32** NAVI: Navigationssystem, umgekehrt «Ivan» **33** TRES: span. drei

Senkrecht — **1** BESAITUNG **2** ANBEISSEN **3** USW: Abkürzung für «und so weiter» **4** ROHOEL **5** ATEMNOT: Anagramm von «Tomaten» **6** LASAGNE: Garfields Leibspeise **7** OSTBERLIN **8** SENN **9** U(h)RZEITEN **10** GENICK **11** WORDPLAI: engl. Wortspiel **13** NILPFERD: Hippopotamus (potamus = Fluss) **15** WOHIN **23** FLEX: Gattungsname für Trennschleifer **25** Es IST wahr. **28** Am RAD drehen = durchdrehen **30** CE: franz. dieser / das

Lösungswort — **RADIOAKTIV**



WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien

jura®

«Frisch
gemahlen,
nicht
gekapselt.»

Roger Federer

Roger Federer
Grösster Tennis-Champion
aller Zeiten



Die edle Z8 begeistert selbst anspruchsvollste Geniesser wie Roger Federer. Ihr skulpturales Design mit einer Top- und Frontpartie aus 3 mm starkem Aluminium macht sie zum Solitär in jeder Umgebung. Modernste Technologien wie der Professional Aroma Grinder, P.E.P.® oder die Feinschaum-Technologie erlauben die Zubereitung von 21 verschiedenen Kaffeespezialitäten vom kurzen, feurigen Ristretto bis zum langen, bekömmlichen Barista Lungo auf Knopfdruck. Das 4,3"-Touchscreen-Display macht die Bedienung einfach und intuitiv. Dank dem Smart Connect lässt sich die Z8 sogar übers Smartphone steuern, und das I.W.S. erkennt den Wasserfilter automatisch. JURA – If you love coffee. jura.com

HOME
OFFICE
READY